Die Falschmünzer.

Original-Roman

von

August Schrader.

Die Falschmünzer.

Original-Roman in drei Bänden

von

August Schrader,

Verfasser von „Börse und Leben," „Tag und Nacht," „Hedwig," „die Götzen der Leidenschaften" 2c. 2c.

III. Band.

Wien.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

1863.

Erstes Kapitel.

Ein ärztlicher Besuch.

Bernhard Hagen trat, nach dem Abschiede von seiner Frau, mit dem Fremden, welcher ihn auf so geheimnißvolle Weise zu einem nächtlichen Krankenbesuche bei einer Dame aufforderte, auf die Straße, die von einem heftigen Schneegestöber durchtobt wurde. Der Wind, schneidend kalt, heulte. Die wenigen Gaslaternen, die noch brannten, beschrieben nur kleine Lichtkreise.

Vor dem Hause hielt ein Wagen.

Der Fremde öffnete den Schlag und bat den Arzt respektvoll, er möge einsteigen. Beide hatten in den bequemen Polstern Platz genommen. Der Wagen rollte davon. Es ließ sich erkennen, daß der Kutscher die Pferde zur Eile antrieb. Länger als eine Viertelstunde war man gefahren; das leisere Rollen der Räder verrieth, daß sie nicht mehr das Straßenpflaster berührten. Man mußte auf einer

Chaussee fahren. Ein heftiger Wind umtobte den Wagen und peitschte den Schnee gewaltsam an die Fenster. Die Nacht war stürmisch und kalt.

Als der Fremde schweigend und fast ohne sich zu regen in seiner Ecke verblieb, unterbrach der Doktor die Stille mit der Frage:

„Wir befinden uns wohl nicht mehr in der Stadt?"

„Nein, Herr Doktor."

„Wo sind wir?"

„Auf der gut erhaltenen Landstraße."

„Sie hätten mir sagen müssen, daß wir die Stadt verlassen."

„Warum?"

„Es ist möglich, daß andere Patienten nach mir schicken."

„Beruhigen Sie sich, Herr Doktor; unser Ziel ist nicht fern. Derselbe Wagen wird Sie rasch nach der Stadt zurückbringen. Es ist für Alles gesorgt. Ich stehe mit meiner Ehre, mit meinem Leben für Ihre Sicherheit, die übrigens durchaus nicht bedroht ist. Sie haben ein Pistol zu sich gesteckt . . . es ist überflüssig. Den Mann, der das Leben einer theuern Person rettet, belohnt man nicht mit Undank. Wenn ich geheimnißvoll verfahre, so hat dies seinen Grund in eigenthümlichen Verhältnissen . . . Sie werden sich wahrlich über uns nicht zu beklagen haben."

Wiederum trat eine Pause ein. Von Zeit zu Zeit klopfte der Fremde an das Fenster, um den Kutscher zur

Eile anzutreiben. Dann galoppirten die Pferde, bis sie nach einigen Minuten wieder in schnellen Trab verfielen. Schneesturm und undurchdringliche Finsterniß machten die Fahrt unheimlicher.

Bernhard bereute seine Unvorsichtigkeit. Man konnte ihn ja leicht die ganze Nacht von der Stadt fern halten, konnte seine Kunst auch wohl dazu verwenden, die Folgen eines Verbrechens zu verwischen.

„Mein Herr,“ fragte er, „was hat sie veranlaßt, gerade mich aufzusuchen? Es gibt so viele Aerzte in der Stadt, die bekannter sind, als ich es bin.“

Der Fremde schwieg einige Augenblicke.

„Herr Doktor,“ antwortete er dann, „man hat Sie mir empfohlen.“

„Wer?“

„Der Besitzer des Hotels, in dem ich abgestiegen war. Ein Knecht zeigte mir Ihr Haus.“

Neben dem Wagen ließen sich die Hufschläge eines Pferdes vernehmen. Gleich darauf hielt der Wagen. Eine Hand klopfte an das Fenster. Der Begleiter des Doktors öffnete.

„Bringen Sie den Arzt?“ fragte eine Stimme.

„Ja!“ antwortete der Fremde. „Was ist geschehen, daß Sie mir entgegenkommen?“

„Beeilen Sie sich, die Kranke ist dem Tode nahe Mich hat die Angst fortgetrieben.“

„Heiliger Gott!" murmelte bestürzt der Mann im Mantel. „Es wäre gräßlich, wenn wir zu spät kämen. Kutscher," rief er verzweiflungsvoll, „jage die Pferde todt . . . fahre Galopp, ich werde dankbar sein."

Das Fenster ward zugeschlagen. Der Wagen flog donnernd davon. Man hörte das Sausen des Windes nicht mehr. Rollten die Räder aber über weichen Kiesboden, so hörte man die Hufschläge des Pferdes, das neben dem Wagen herjagte. Es war eine Fahrt auf Leben und Tod.

Nach einer halben Stunde mußte der Kutscher die feste Landstraße verlassen; die Räder bewegten sich langsamer in einem weichen Boden. Die Pferde keuchten. Man hörte das Rauschen eines Wassers.

„Gott sei Dank!" rief der Fremde.

Der Doktor fragte:

„Sind wir am Ziele?"

„Gleich! Gleich!"

Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Der Wagen mußte durch ein Wasser fahren, das tosend die Räder umspülte. Ein eiskalter Wind zog in den dunkeln Raum des Koupes.

Da bemerkte der Doktor das Blitzen eines Lichtes! Dieses Licht mußte aus einem hochgelegenen Fenster kommen, denn es glich einem großen Sterne, der strahlend am schwarzen Nachthimmel hing. Weiter ließ sich nichts unterscheiden. Der Kutscher rief den Pferden zu und hieb

mit der Peitsche. Der Wagen fuhr eine Anhöhe hinan und hielt.

„Wir sind zur Stelle, Herr Doktor!"

Mit diesen Worten sprang der Begleiter zu Boden. Er half dienstfertig dem Doktor aussteigen, der sich nun umsah. Die Nacht war so finster, daß sich nur wenig erkennen ließ. Hohe Bäume, in denen der Wind sauste, umstanden einen kleinen Platz. Rechts erhob sich eine dunkle Masse, die einem Felsen glich. Von der Spitze der Masse herab schimmerte das Licht.

„Eine Laterne!" rief der Mann, der den Arzt geholt hatte.

Die Laterne kam, wie von unsichtbarer Hand gereicht.

„Nun, Herr Doktor, folgen Sie mir!"

Diese Worte sprach der Fremde, mit vor Hast und Angst bebender Stimme. Dann ging er über den Platz vorsichtig leuchtend und stieg eine schmale aber feste Holztreppe hinan, die rechts und links durch Geländer gesichert war. Die Treppe zählte mehr als zwanzig Stufen. Während des Ersteigens hörte der Doktor, daß tief unten ein Fluß rauschte. Ueber ihm hinweg brauste der Sturm mit erneuerter Gewalt. Der Schnee fiel massenhaft aus dem schwarzen Himmel hinab. Die Treppe führte auf einen geräumigen Balkon mit Eisengeländer.

Hier öffnete der Führer eine Thür.

Der Doktor trat in einen eleganten Salon, der

offenbar nur zum Sommeraufenthalte eingerichtet war. Prachtvolle Möbel standen an den reich tapezirten Wänden und den Boden bedeckten farbige Teppiche. Auf dem großen Tische brannte eine Astrallampe.

Der Führer hatte die doppelte Thür geschlossen.

Eine alte Frau, eine Art Bonne, erschien. Sie war sauber gekleidet. Man sah, daß sie die Dienerin einer reichen Herrschaft war. Dienstfertig nahm sie dem Arzte den Pelz ab. Dabei weinte sie.

„Wo ist die kranke Dame?“ fragte der Arzt.

Der Mann, der seinen Mantel auf einen Stuhl geworfen, sprach leise mit der alten Frau. Dann wandte er sich zu dem Arzte.

„Ruhen Sie einige Augenblicke, mein Herr! Ich bereite die Kranke auf Ihre Ankunft vor.“

Der hohe, stattliche Mann, der vor Erregung bebte, verschwand durch eine Thür.

Der Arzt war mit der alten Frau allein, die still auf einem Stuhle saß.

Das Zimmer war eine Art Salon, und, wie schon gesagt, prachtvoll eingerichtet. Das Feuer in dem zierlichen Ofen, so laut es auch murmelte, vermochte nicht den Raum zu erwärmen. Ein orkanartiger Wintersturm umtobte das Gebäude, das hoch oben auf einem Berge oder Felsen lag. Heulend sauste er an den Fenstern vorüber, durch deren Ritzen ein feiner Luftzug drang, daß die weißen Gardinen sich leise bewegten. Während draußen

die Natur tobte, als ob sie das ganze Gebäude in den Abgrund schleudern wollte, herrschte im Innern die tiefste Stille.

Die Neugierde des Arztes war wohl verzeihlich, die ihn trieb, an die alte Frau die Frage zu richten:

„Wie kommt es, daß eine kranke Dame sich in diesem luftigen, von allem Verkehre abgeschlossenen Hause befindet, während die Stadt doch mehr Bequemlichkeiten bietet?"

„Wir sind auf der Reise, Herr Doktor, und konnten die Stadt nicht mehr erreichen, da meine arme Herrin plötzlich sehr krank wurde. So blieben wir denn in diesem Landhause, das zwar einen reizenden Sommeraufenthalt bietet, im Winter aber fast unerträglich ist."

„Seit wann sind Sie hier?"

„Seit gestern Abend."

„Und wer ist der Besitzer dieses Landhauses?"

„Ich weiß es nicht," antwortete traurig die Alte. „Ich bin zum ersten Male in dieser Gegend, die mir völlig fremd ist. Wir sind in stockfinsterer Nacht angekommen . . . auch bin ich nicht von dem Bette der Kranken gewichen . . ."

Der Fremde erschien wieder, eine brennende Kerze tragend.

„Wollen Sie mir nun folgen, Herr Doktor?" fragte er mit bewegter Stimme.

„Ich bin bereit!"

Die beiden Männer traten in ein geräumiges Gemach, das seltsam ausgestattet und eingerichtet war. Die Wände waren dunkel tapezirt, die Fenster dunkel verhangen. Ein dunkler Teppich lag auf dem Boden ausgebreitet. Sämmtliche Möbel, im Rococcostyl gehalten, waren aus sehr dunklem Holze gefertigt. Es ließ sich leicht erkennen, daß die Einrichtung dem Geschmacke einer Dame entsprach. Vor dem Spiegel stand ein kleines mit schwarzem Tuche beschlagenes Betpult, auf dem der Goldschnitt eines Buches schimmerte. Aus der schwarzen Umgebung trat deutlich ein silbernes Kruzifix hervor. Vor dem Betstuhle lagen verwelkte Blumen und Blätter; mehrere davon waren zertreten. Auf einem Blumentische prangte ein Flor blühender weißer Kamelien, die wie Leichenprunk von dem düsteren Hintergrunde abstachen. Das Ganze, das einen traurigen Eindruck ausübte, ward von einer Bronceampel erhellt, die an einer Kette von dem Plafond herabhing.

Der Arzt blieb an der Schwelle stehen und betrachtete erstaunt einige Augenblicke das wunderliche Gemach.

„Wo ist die Kranke?“ fragte er dann.

Der Fremde öffnete die dunkeln Damastvorhänge eines Alkovens.

Dann hielt er seine Kerze so, daß das Licht ein Bett beschien, in dessen Kissen sich das todtbleiche Gesicht einer Frau zeigte. Ihre großen fieberhaft glänzenden Augen starrten den Arzt an.

„Wer ist der Fremde?“ fragte sie mit matter Stimme.

„Der Arzt mein liebes Kind.“

„Was soll der Arzt?“

„Er wird Dich von Deiner Krankheit befreien.“

„Kann er mir den todten Sohn auch zurückgeben?“

„Dein Sohn ist nicht todt!“

„Betrügen Sie mich nicht, Graf!“ rief zornig die Kranke.

„Glaube mir doch, mein Kind!“

„Ich habe die Leiche meines Sohnes gesehen, habe sie mit weißen Rosen geschmückt und feierlich der Erde übergeben. Der tosende Fluß hat das kleine Grab vernichtet, die Leiche fortgeschwemmt. Nun habe ich Nichts mehr auf dieser Erde ... die Krankheit mag mich vernichten.“

Sie richtete sich hastig empor.

„Hören Sie das Rauschen?“ fragte sie mit starker Stimme. „Hören Sie es wohl das dumpfe, hohle Brausen? das sind die gräßlichen Wellen, die Alles verschlingen ... auch die Gebeine meines Sohnes. Und ich habe sein Grab so treu gepflegt, habe Blumen darauf gepflanzt und Immergrün, daß es sich auszeichne auf der dürren Haide. Das schwarze Kreuz hat der Sturm zerbrochen, den schönen Grabhügel hat die Fluth zerstört. Was soll ich auf der Erde? Ich kann ja kein Grab mehr pflegen. Wenn ich todt bin, begrabt mich an dem Ufer des Flusses ... man warf den Leichnam des Gefallenen

hinein . . . der Unmensch hatte ihn erschossen. O, der traurige, schwarze Fluß! Ein Glück, daß der gute Pfarrer ihn gesegnet hatte . . . dann verschwand die Leiche in dem Flusse . . . Ich habe auf dem Gottesacker die beiden Schüsse gehört, der eine tödtete den Bruder . . . Mein Mann war ein Mörder geworden!"

Die Kranke bedeckte mit beiden Händen das Gesicht.

Der Mann, den die Leidende Graf genannt hatte, flüsterte dem Arzte zu:

„Das sind gräßliche Fieberphantasien!"

„Gestatten Sie mir, Herr Graf, daß ich ein Examen anstelle?"

Der tief erschütterte Graf winkte mit der Hand seine Zustimmung und lehnte sich an die Thür des Alkovens.

Bernhard Hagen ließ sich auf dem Stuhle nieder, der neben dem Bette stand.

Der Verfasser erinnert den Leser an die Schrift des Pfarrers, um ihn das Verfahren des Arztes, der diese Schrift genau kannte, erklärlich finden zu lassen.

Er ergriff sanft die Hand der Kranken, die ihn mit wirren Blicken ansah.

„Sie sind weit von dem Flusse entfernt, gnädige Frau, der den Leichnam Ihres Bruders verschlungen hat."

„Kennen Sie den Fluß?"

„Ich kenne auch den Gottesacker von Eilsdorf und

den würdigen Pfarrer Günther, der über Ihren ermordeten Bruder den Segen gesprochen hat.“

„Wer sind Sie denn, mein Herr?“ fragte aufmerksam die Kranke.

„Ihr Arzt.“

„Und Sie kennen den Pfarrer Günther?“

„Der alte Mann hat den Gedenkstein setzen lassen, der Alexanders Grab vor der Vergessenheit schützt.“

„Es ist wahr, ich habe den schönen Stein gesehen.“

„Waren Sie nicht mit Ihrem Gemal in dem Zimmer des Pfarrers, der seinen Geburtstag feierte?“

Die Kranke schüttelte das Haupt.

„Nicht mit dem Grafen . . . mit meinem Bruder.“

„Also mit Ihrem Bruder.“

„Es befanden sich noch zwei Herren bei dem Pfarrer.“

„Der Doktor Hagen und der Oberförster Winter. Beide sind todt.“

„Alles, Alles ist todt!“ flüsterte schmerzlich die Kranke. „Mein Vermögen ist dahin . . . ich war einmal reich, sehr reich! Mein Mann, der falsche Graf, hat mir das Vermögen gestohlen, nachdem er meine Liebe getäuscht und mich betrogen hat. Es ist doch wohl gut, daß mein Kind nicht mehr lebt.“

Sie begann bitterlich zu weinen.

Der Graf hatte in fieberhafter Spannung dem Gespräche zugehört. Jetzt trat er dem Arzte näher und murmelte:

„Sie sprechen mit der Kranken von Dingen, die mir fremd sind. Ist dies Ausforschen nöthig, um die Natur der Krankheit kennen zu lernen?“

Bernhard Hagen verließ erregt seinen Platz und zog den Grafen in das Zimmer.

„Mein Herr,“ flüsterte er, „Ihr Benehmen verräth einen braven Charakter, den Ehrenmann . . .“

„Die Ehre mir zu wahren, ist Zeit des Lebens mein Bestreben gewesen. Wer es wagt, mich des Gegentheils zu zeihen . . .“

„Antworten Sie mir bei Ihrer Ehre: hat der Zufall Sie mir zugeführt oder verfolgten Sie einen festen Plan, als Sie mich aufsuchten?“

„Ich wiederhole die Versicherung, daß ich eben so gut einen andern Arzt gesucht haben würde, wenn mir der Wirth einen andern bezeichnet hätte.“

„So hat der Zufall Sie wunderbar geführt!“

„Kennen Sie die Dame?“

„Nein.“

„Aber das was Sie ihr sagten . . .“

„Ich kenne einen Theil ihres vergangenen Lebens.“

„Sie, Sie, Herr Doktor?“

„Indem ich das, was ich weiß, mit den gehörigen Aeußerungen der Kranken zusammenstelle, ist es mir möglich, ein Ganzes zu bilden, das mir von hoher Wichtigkeit ist. Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß hr Geist geschwächt ist.“

„Sie haben Recht, Herr Doktor!"

„Dann kenne ich auch die furchtbaren Ereignisse, die den Geist der armen Dame in Fesseln geschlagen."

„Rosalie! Rosalie!" rief der Graf, indem er nach dem Bette eilte.

Die Kranke hatte sich erhoben, wollte das Bett verlassen.

„Helfen Sie, Herr Doktor! Einer jener Anfälle kehrt wieder, die uns für das Leben der armen Frau fürchten lassen."

Rosalie riß das lange schwarze Haar auseinander, daß es in Wellen über die Schultern floß und schrie laut auf, als ob sie heftige Schmerzen empfände. Der Graf hatte Mühe, sie zurückzuhalten. Es entstand ein Ringen, das mit der Erschöpfung der Kranken endigte. Sie lag still in ihrem Bette.

Nun stellte der Arzt Beobachtungen an. Er prüfte den Puls der Kranken und fragte die Wärterin aus, die man gerufen hatte. Sie berichtete, daß der Anfall, den der Arzt beobachtet, im Laufe des Abends zweimal wiedergekehrt sei. Man habe die Kranke nur mit Gewalt im Bette zurückhalten können. Dann sei sie ruhig geblieben und habe über die Leiche ihres Sohnes geklagt, die der Fluß fortgeschwemmt haben sollte. In ihrer Todesangst habe sie, die Wärterin, einen reitenden Boten abgesendet. Der Knabe, fügte der Graf hinzu, sei zwar noch am Leben, man kenne aber den Aufenthalt desselben nicht, da die

treulose Friederike, der man ihn anvertraut, verschwunden sei. Rosalie glaube den Versicherungen nicht, die man ihr in Bezug auf das Kind gegeben habe.

Bernhard Hagen hatte lange am Bette gesessen und die Kranke beobachtet. Er hielt einen Aderlaß für nöthig, um den heftigen Blutwallungen vorzubeugen, die er als nächsten Grund des Uebels bezeichnete. Der Graf ertheilte ihm Vollmacht, Alles zu thun, was die Wissenschaft vorschreibe. Rosalie antwortete auf die an sie gerichteten Fragen ruhig und mit Ueberlegung. Als der Arzt von dem Aderlasse sprach, sagte sie: „Ich füge mich, denn ich muß doch bald sterben und das wäre ein Glück."

„Sie werden leben, gnädige Frau!" versicherte der Arzt. Und wenn Sie meinen Anordnungen pünktlich folgen, werden Sie bald im Stande sein, Ihren Sohn zu umarmen."

„Lebt er denn?" fragte Rosalie hastig.

Der Graf antwortete:

„Wir sind auf der Reise zu ihm. Er lebt, glaube mir doch!"

„Nicht wahr, bei dem guten Pfarrer Günther?"

„Ja, ja!"

„Der würdige Herr meint es gut mit mir, er wird meinen Sohn, den ich so lieb habe, schon schützen, daß ihn der falsche Graf nicht in den Fluß schleudern kann, der ihn gern vernichten möchte."

Nach der Operation des Aderlasses, die der Arzt nun

rasch vollzog, fühlte sich die Kranke leicht und wohl. Sie versank in einen festen Schlaf. Die Wärterin mußte in dem Alkoven zurückbleiben. Die beiden Männer traten in den Salon, wo sie ein Nachtessen vorfanden.

„Was halten Sie von der Patientin?" fragte der Graf.

„Den Körper," antwortete der Arzt, „hoffe ich zu retten, die Krankheit des Geistes vermag ich heute noch nicht zu beurtheilen."

„Stärken Sie sich, Herr Doktor! Sie gewähren mir eine große Beruhigung, denn es liegt mir unendlich viel daran, Rosalien, selbst wenn ihr Geist umnachtet bleibt, am Leben zu erhalten. Stärken Sie sich . . . nach Tische erklären wir uns gegenseitig. Sie müssen mir diese Nacht schon opfern."

Die Heftigkeit des Sturmes hatte sich vermehrt. Heulend umtoste er das Haus, dessen Fenster und Thüren oft von den starken Stößen erseufzten. Man hörte in dem Salon, daß Dachziegeln abgerissen und auf den Balkon geschleudert wurden. Es war eine grause, eine furchtbare Winternacht! Der aufwartende Bediente, ein schon bejahrter Mann, faltete mehr als einmal seine Hände, um zu beten. „Gott sei uns gnädig!" murmelte er, wenn der Sturm das Gebälk des hochgelegenen Hauses knirschen machte, als ob es aus den Fugen gerissen werden sollte.

Die Männer erwärmten sich durch kräftigen Wein. Bernhard betrachtete den Grafen, der sorgenvoll auf und

abging. Wenn das Auge der Spiegel der Seele ist, so mußte der Graf ein energischer, aber dabei doch gutmüthiger Mann sein. Es lag durchaus nichts Lauerndes oder Tückisches in seinen Blicken. Jeder Zug seines aristokratischen Gesichtes verrieth Biederkeit und Offenheit. Seine Besorgniß um die Kranke, mußte eine ernste, wahre gewesen sein, denn jetzt, nachdem der Arzt ihm Hoffnung gegeben, war er ruhiger. Auf seinen Befehl mußte der Diener, der mehr aus Liebe und Verehrung als aus Furcht zu gehorchen schien, zwei Sessel an den Ofen stellen, dessen Feuer neue Nahrung erhalten hatte.

„Alter Freund, laß uns allein!"

„Zu Befehl, Herr Graf!"

„Sage dem Kutscher, daß er in ungefähr einer Stunde wieder nach der Stadt fahren müsse."

Der Alte war verschwunden.

Die beiden Männer saßen in den Sesseln am warmen Ofen. Der Orkan heulte und tobte fort mit ungeschwächter Kraft und Heftigkeit.

„Wir sind nun allein, Herr Doktor," begann ernst der Graf. Der Mann befindet sich dem Manne gegenüber. Lassen Sie uns offen sprechen: Es handelt sich um die Entdeckung eines Verbrechens, dessen gräßliche Folgen Sie in der kranken Rosalie erkennen. Meine besondere Theilnahme an dem Geschicke der Unglücklichen werden Sie sich erklären, wenn ich Ihnen sage, daß sie die Tochter meines verstorbenen Bruders ist . . . und ich bin der Graf

von Münster, der letzte dieser schwer geprüften Familie. Ihre Hand, Doktor!"

Bernhard reichte sie ihm.

„Verbinden wir uns zu einem guten Werke!"

„Von Herzen gern, Herr Graf!"

„Noch weiß ich nicht, wie sie mit Rosalien's Schicksalen bekannt geworden sind; aber um zu beweisen, daß ich Ihnen vertraue, daß ich unser Begegnen als eine Fügung des Himmels betrachte, beginne ich, Erklärungen abzugeben."

„Und ich werde folgen, Herr Graf. Um Ihr Vertrauen zu mir zu stärken, erkläre ich Ihnen jetzt schon, daß ich triftige Gründe zu der Annahme habe: derselbe Verbrecher, der an Ihrer Nichte gefrevelt hat, ist der Mörder meines Vaters und meines Schwiegervaters."

„Großer Gott!" rief entsetzt der Graf.

„Verschweigen Sie mir nichts; auch ich werde offen, ganz offen reden."

„Wohlan denn, hören Sie!"

Der Graf erzählte:

„Mein Vater hatte zwei Söhne; Georg war der älteste, ich Albert, bin der jüngste dieser Söhne. Zwischen uns Beiden liegt ein Altersunterschied von zehn Jahren. Zu den größten Schwächen meines Vaters gehörte der aristokratische Stolz, der ihn dergestalt beherrschte, daß er den Bürger und den Bauersmann nur für geschaffen hielt, um den Edelmann zu bedienen. Dabei war er

fromm, betete viel und häufte Schätze auf Schätze. Georg erhielt eine Erziehung nach dem Sinne meines Vaters, denn er sollte der Besitzer der ungetheilten Güter werden, die man im Laufe der Zeit angekauft hatte. Mich schickte man, behufs Studium der Kameralwissenschaft, auf die Universität. Hier lernte ich das Leben von einer anderen Seite kennen; ich begriff, daß mein Vater von irrigen, selbst verwerflichen Grundsätzen beseelt war, und daß es andere Vorzüge gibt, die den Adel bedingen, als die Geburt und der Staumbaum. Meine besten, wackersten Freunde hatte ich unter den bürgerlichen Kommilitonen, und Anton Winter, der Forstwissenschaft studirte, war der auserlesene, an dem ich mit Leib und Seele hing. Wir wohnten in einem Hause, aßen an einem Tische und tranken, ich kann es wohl sagen, aus einem Glase. Das waren schöne, herrliche Zeiten, die ich mit diesem Freunde verlebte. Wie klein, wie jämmerlich erschienen mir die barocken Vorurtheile, denen mein Vater und mein Bruder huldigten! Ich bedauerte die armen Menschen, die sich von der großen Gesellschaft zurückgezogen, um als Halbgötter zu verknöchern. Bei den Grundsätzen, die ich als richtig erkannt und adoptirt hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß ich mit Vater und Bruder auf sehr gespanntem Fuße lebte. Man hielt mich für den verlorenen Sohn, ließ mich mit leichter Mühe für indispositionsfähig erklären und setzte mir ein Kapital aus, dessen Zinsen meine Rente bildeten. So war ich enterbt, ohne gerade verhun-

gern zu müssen. Ich kümmerte mich nicht darum, fand ich doch reichen Ersatz in der Freundschaft zu einem bürgerlichen Manne und in der Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen, das ich als Gattin heimzuführen gedachte, sobald ich mein Examina als Kameralist und Forstmann gemacht hatte. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Mein Vater starb, ohne daß ich ihn noch einmal gesehen. Mein Bruder, das getreue Ebenbild des Vaters, verleugnete mich. Er hatte nur einen Freund, einen gleichgesinnten Edelmann, den Grafen Alexander von Hardenfels. Beide verheiratheten sich an einem Tage mit Damen aus adeligen Familien. Ein Jahr später hatte mein Bruder Georg eine Tochter und Hardenfels hatte einen Sohn. Das war, nach den Ansichten dieser Leute, wiederum eine Fügung des Himmels und sie verlobten Rosalien und Alexander schon in der Wiege. Um die Heirat unter allen Umständen möglich zu machen, wurden entsprechende, wohlverklausulirte Testamente gefertigt. Die Kinder mußten sich heiraten, wenn sie nicht den größten Theil des Vermögens verlieren wollten. Aber auch bei diesem Falle kann man sagen: der Mensch denkt und Gott lenkt. Sie werden es bald sehen. So standen die Familienangelegenheiten. Meine Verhältnisse gestalteten sich schlechter. Das Mädchen, das ich aus voller Seele liebte, gebar einen Sohn, noch ehe es mir gestattet war, die Unglückliche zu dem Altare zu führen. Als der Knabe acht Tage gelebt hatte, starb die Mutter. Das war der erste große Schmerz,

der mich heimsuchte. Ich begrub meine Helene und übergab den Sohn einer braven, aber unbemittelten Frau, die der Verstorbenen stets zugethan gewesen war. Freund Anton wachte mit mir über den Knaben. Ich sollte nun einmal in dieser Welt kein Glück haben; ich bestand nicht in dem letzten Examen. Vielleicht irre ich, aber ich glaube es kaum, wenn ich annehme, daß man meine Examinations-Kommission beeinflußt hatte. Die Sippschaft, der ich ein Dorn im Auge war, wollte mich aus dem Lande schaffen. Eine schrankenlose Wuth erfaßte mich. Ich eilte zu meinem Bruder, der mich nicht kennen wollte. Sein Freund, der Graf Hardenfels war bei ihm. Die beiden frommen Männer behandelten mich wie einen Ausgestoßenen. Es kam zu einer heftigen Szene . . . ich versetzte Hardenfels, der offenbar meinen schwachen Bruder leitete, einen Hieb mit der Reitpeitsche. Die nächste Folge dieses Schlages war ein Duell. Hardenfels besaß noch Muth genug, sich nicht wie ein Knabe prügeln zu lassen. Mein Freund Anton begleitete mich als Zeuge. Auch ein Arzt war zugegen, der, wenn ich nicht irre, Hagen hieß, wie Sie. Wir vereinigten uns dahin, daß jeder Duellant nur eine Kugel abfeuern sollte. Bevor wir uns aufstellten, näherte ich mich noch einmal meinem Gegner. Wir konnten mit einander sprechen, ohne daß es die Zeugen hörten."

„Was wollen Sie?" fragte Hardenfels, ein Mann mit einem eckigen Schädel und tückisch blickenden Augen. „Was wollen Sie in diesem Augenblicke noch?"

„Mein Herr," antwortete ich, „wir stehen uns auf Leben und Tod einander gegenüber. Nach zehn Minuten schwimmt einer von uns in seinem Blute. Einer von uns wird also einen Mord begangen haben . . ."

„Ansichten, spießbürgerliche Ansichten!"

„Ich möchte mich einer That nicht schuldig machen, die ewig auf dem Gewissen lastet."

„Mit meinem Gewissen werde ich mich abfinden."

„Sie sind ein frommer Mann."

„Auch der Frömmste duldet den Peitschenhieb eines . . . Ehrlosen nicht."

„Genug!" rief ich entrüstet. „Nehmen Sie an, daß ich einen Versuch zur Sühne nicht gemacht habe."

Wir begaben uns an die Plätze.

„Es ist vergeblich," flüsterte ich Anton zu. „Das Duell muß stattfinden. Der fromme Mann hat mir so eben eine neue Beleidigung zugefügt."

Wir schossen.

„Ich blieb unversehrt; mein Gegner stürzte. Die Kugel war ihm in das Herz gedrungen. Nach zehn Minuten hatte Hardenfels aufgehört zu leben."

„Nun begann die Thätigkeit meines wackern Bruders, der über den ermordeten Freund laut jammerte. Man wollte mich verhaften. Freund Anton verbarg mich in dem Hause seines Vaters. Aber hier war ich nicht lange sicher. Ein Spion mußte Witterung erhalten und mich denunzirt haben. Bei Nacht und Nebel brachte mich Anton nach

einer Hafenstadt. Beim Scheiden schwor mir der Freund mit dem heiligsten Eide, daß er sich meines Sohnes annehmen, daß er ihm Vater sein wolle. Ich nahm in England Dienste für Indien. Von da an war mir das Glück hold . . . ich stieg bis zum Obersten empor und ward Kommandeur eines Regiments. Meine Brust ist mit Ehrenzeichen geschmückt. Ich beziehe eine gute Pension und besitze ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das mir meine Gattin zugebracht hat, die Tochter eines englischen Kaufmanns. Meine arme Frau litt an einem unheilbaren Brustübel. Ich habe mit ihr Madera besucht und bin endlich hierher gekommen. Dieses Landhaus gefiel ihr, sie wollte es besitzen und ich kaufte es. Aber nur einen Sommer hat sie sich dieses reizenden Besitzthums erfreut, dann starb sie. Jenes Zimmer, das Sie vielleicht seltsam gefunden haben, hat meine Gattin eingerichtet. Dort hat sie gebetet, gelitten und den Tod erwartet."

„Ich lasse die Einrichtung wie sie ist und ersetze nur die welkenden Blumen durch frische. Nach dem Tode meiner Frau, bei deren Leben ich nichts unternehmen konnte, da ich ihr stets zur Seite bleiben mußte, beschäftigte ich mich mit meiner Familie. Ich erfuhr, daß mein Bruder gestorben und seine einzige Tochter Rosalie mit einem Grafen Hardenfels verheiratet sei. Demnach war die Testamentsklausel erfüllt. Nach mühseligen Forschungen, die ich zu meiner Zerstreuung unternahm, ward mir die Kunde, daß mein Bruder, der schlecht gewirthschaftet, einen großen

Theil seines Vermögens verloren hatte und vor Aerger über einen heillosen Betrug gestorben war. In Straßburg lernte ich den Rechtsanwalt des Grafen Hardenfels kennen, den ich im Duell erschossen hatte. Von ihm erfuhr ich, daß die schwärmerische Rosalie von einem Abenteurer betrogen sei, der seine frappante Aehnlichkeit mit dem jungen Hardenfels dazu benutzt hatte. Das arme Geschöpf hatte zu spät erfahren, daß der ihr testamentarisch bestimmte Bräutigam gestorben und sie an einen falschen verheiratet sei."

„Nun war es aus mit ihrer Pietät . . . man hatte sie in ein Irrenhaus gebracht. Ich suchte sie auf. Der Leiter der Anstalt überließ sie mir gern, da er seit Jahren keine Zahlung erhalten hatte. Rosalie hat von Zeit zu Zeit lichte Augenblicke; sie erkannte meine Aehnlichkeit mit ihrem Vater und schloß sich mir an, da ihr der Aufenthalt in dem Irrenhause gräßlich war. Nun wollte ich der Behörde Anzeige machen; aber Rosalie hielt mich davon ab, sie behauptete, in lichten Momenten nämlich, daß ihr Mann das Kind in den Fluß werfe oder sonst tödte, wenn man ihn verfolge; er habe damit gedroht und geschworen, die Drohung auszuführen, wenn man ihn nicht völlig unberücksichtigt ließe, bis er selbst zu seiner Frau zurückkehren würde. Mir schwindelt der Kopf, wenn ich diese heillosen Wirren bedenke, in die ich durch die konfusen Mittheilungen Rosaliens keinen Zusammenhang zu bringen vermag. Auf Rosaliens Wunsch wollte ich einen Pfarrer aufsuchen,

aber sie kennt weder den Namen des Geistlichen noch den des Dorfs. Sie spricht nur von einem Leichensteine, der den Namen Alexander trägt. So reise ich nun mit ihr von Dorf zu Dorf und besuche jeden Friedhof in der Hoffnung, endlich den Pfarrer zu finden, der, wie Rosalie behauptet, die Leiche ihres Bruders eingesegnet haben soll. Täglich beschwört sie mich, so geheimnißvoll als möglich zu verfahren. Sie weint bitterlich, wenn sie vergebens einen Friedhof besucht hat. „Wir werden ihn schon finden, meint sie dann, und ich erkenne das Pfarrhaus und die Kirche. Der Pfarrer, ein guter Mann, wird uns Aufschlüsse geben." Wenn ich mich bisher dem Ansinnen der armen Rosalie gefügt, so geschah es, weil ich den Pseudografen für ein Ungeheuer, für einen ausgefeimten Abenteurer halten muß, der, wenn öffentlich auf ihn gefandet wird, sich dem Arme der Justiz zu entziehen weiß."

„Seltsamerweise sind die noch übrig gebliebenen Güter meines Bruders, auch die des Grafen von Hardenfels, zu Gelde gemacht, und die jetzigen Besitzer wissen von ihren Vorgängern wenig oder nichts. Unerklärlich bleibt mir, wie der Betrüger zu den Papieren des Grafen gekommen ist, deren er bedurfte, um nach erfolgter Verbindung mit Rosalien das Vermögen zu erheben. Der Advokat Benoni behauptet, daß gegen die Papiere nicht das Geringste einzuwenden gewesen wäre, er spricht sogar die Meinung aus, der falsche Graf sei ein Gebilde der irrsinnigen Rosalie und der echte Graf Hardenfels habe seine Frau

verlassen. Wenn ein falscher existire, müsse man doch wissen, wohin der echte gekommen sei."

„Mit einem Worte, Herr Doktor, ich habe es nicht gewagt, Aufsehen zu erregen, und da ich in dem Reisen eine heilsame Zerstreuung finde, habe ich dem Wunsche Rosaliens, deren Los ich jedenfalls sicher zu stellen gedenke, bisher entsprochen. Eine Ahnung sagt mir, daß dieser Hardenfels eine Schurkerei verübt hat, die ich an das Licht ziehen werde. Der Winter behinderte mich an der Fortsetzung der Reise. Ich konnte leider die Residenz nicht erreichen, da Rosalie bedenklich krank ward. Wir mußten in dieser Villa Zuflucht suchen."

„Wissen Sie Nichts von Ihrem Freunde Anton Winter?" fragte der Arzt, der in höchster Spannung zugehört hatte.

„Nein. Aber ich hoffe, in der Residenz von ihm zu erfahren, denn ich werde meinen Sohn nicht verlassen. So lange meine Frau lebte, durfte ich keine Forschungen anstellen. Jetzt aber soll mich Nichts hindern. Sie können sich mein Erstaunen denken, als ich Ihre Unterredung mit der Kranken hörte."

„Herr Graf, Sie brauchen nicht zu forschen."

„Warum?"

„Ich bitte, antworten Sie."

„Gern."

„Ihr Freund Winter studirte Forstwissenschaft?"

„Ja."

„Er hatte den Vornamen Anton . . .“

„Ganz recht.“

„Der Oberförster Anton Winter ist vor zwei Jahren gestorben.“

Der Graf erschrack.

„Mein Herr, wissen Sie das genau?“

„Meine Gattin, meine Albertine, ist die Tochter des Oberförsters Anton Winter.“

Der Graf starrte einige Augenblicke bewegt zu Boden. Er zerdrückte eine Thräne, die sich dem Auge entwinden wollte.

„Herr Doktor,“ rief er dann, „kennen Sie oder Ihre Gattin die Beziehungen des Verstorbenen? Hat er nie von einem jungen Manne gesprochen, für den zu sorgen er übernommen?“

„Vielleicht kann ich Ihnen Andeutungen geben, die Ihnen Aufschluß verschaffen mögen. Gestatten Sie mir, daß ich zuvor nach unserer Kranken sehe.“

Beide traten in das angrenzende Zimmer.

Rosalie schlief ruhig und fest. Die Wärterin, die am Bette saß, berichtete:

„Die gnädige Frau hat sich kaum bewegt; nur einigemal hat sie im Traume von dem Pfarrer gesprochen, den sie sucht. Die Bilder, die der Traum schafft, müssen wohl nicht mehr so düster sein.“

Der Arzt beobachtete die Kranke. Der Ausdruck ihres schönen Gesichts verrieth eine wehmüthige Trauer.

Ihre feinen Wimpern zuckten leise. Dann bewegten sich die Lippen und sie flüsterte:

„Würdiger Herr, segnen sie mich, wie Sie den Bruder gesegnet haben ... Gott wird es Ihnen lohnen ... ich bin eine arme, unglückliche Frau ... verstoßen Sie mich nicht ...“

Sie faltete die Hände und betete.

Ein Schreckbild mußte sich ihrem Geiste darstellen. Ihre Züge verfinsterten sich, ihre Lippen zuckten und ihre Hände bebten.

„Alexander, ich besitze kein Vermögen mehr!“ flüsterte sie. „Ich habe Dir Alles, Alles ausgeliefert! Wenn Du mich liebtest, würdest Du mich nicht so peinigen ... bin ich nicht die Mutter Deines Kindes? Ich will ja schweigen, will keinem Menschen sagen, daß Du mir den Bruder ermordet hast, der für seine Schwester sorgen wollte. Thue dem guten Pfarrer kein Leid an ...“

Plötzlich schrie sie laut auf:

„Du willst mein Kind morden? Sei gnädig ... laß mir diesen einzigen Trost in meinem Jammer! Nimm diesen Brief zurück, der Dich verrathen hat ... ich habe ihn nicht gesehen. Wehe mir, der Wille meines Vaters ist nicht in Erfüllung gegangen ... der Selige blickt zürnend auf mich herab ... ach, ich bin eine große Sünderin ... und ich muß es wohl sein, da mich eine so schwere Strafe trifft.“

Nun schwieg sie vor Erschöpfung. Sie schlief fort. Die Hände sanken schlaff auf die Brust zurück.

„Das ist mir neu!“ murmelte der Graf.

Der Arzt fügte hinzu:

„Zu diesen Phantasien hat das wirkliche Leben Anlaß gegeben, es liegt Zusammenhang darin, den Sie begreifen werden, wenn Sie mich gehört haben.“

Er gab der Wärterin Befehl, genau zu wachen und dafür zu sorgen, daß die Kranke den Verband nicht löse.

Dann ging er mit dem Grafen in den Salon zurück.

Der Sturm hatte immer noch nicht an Heftigkeit verloren. Er schleuderte Schneemassen an die Fenster und riß Aeste von den Bäumen, die krachend auf den Balkon fielen. Einzelne Stöße waren so gewaltig daß sie das Haus zu erschüttern schienen.

„Trinken Sie! Trinken Sie!“ rief der erregte Graf.

Er ließ noch mehr Wein kommen. Der Diener mußte die Gläser füllen und sich dann entfernen.

Der feurige Wein erwärmte die beiden Männer.

Bernhard Hagen schilderte kurz das Freundschaftsverhältniß seines Vaters, des Oberförsters und des Pfarrers. Dann rekapitulirte er die Ereignisse, die der geistliche Herr aufgezeichnet hatte. Die Scenen, welche die junge Frau berührten, beschrieb er ausführlich. Dann erzählte er den Tod des Oberförsters, die ihn begleitenden Umstände, den Besuch des jungen Mannes in der Nacht und die letzten

Aeußerungen des sterbenden Forstmannes, die sich auf einen Sohn bezogen.

„Haben Sie diesen Sohn gesehen?"

„Unter der Linde, Herr Graf. Er war sehr bewegt, und beschwor mich, ihn zu dem Kranken zu führen. Es geschah. Dann sprengte der junge Mann davon, weil Gendarmen sich näherten. Am nächsten Morgen hörte ich, daß er einen der Verfolger, der ihm den Uebergang über die Brücke wehrte, erschossen habe. Dann blieb er verschwunden . . . ich habe Nichts wieder von ihm gehört. Nun aber gibt es noch einen alten Diener des Oberförsters, der, ich zweifle nicht daran, Auskunft geben kann und wird, wenn wir ihm die Verhältnisse darlegen. Daß die Vermögens-Angelegenheit, die Winter und meinen Vater entzweite, den fremden jungen Mann angeht, wage ich dreist zu behaupten. Ich habe längst den Schluß gezogen, daß der Oberförster die ihm übergebenen Banknoten zu Gunsten des Fremden verwendet hat. Jetzt kommt die Bestätigung. Winter nannte ihn den seinigen . . . er hat ihm das Vermögen übergeben, das er gegen fremde Angriffe lange vertheidigt."

„So scheint es auch mir," sagte ernst der Graf. „Winter hat zwar meine Familienverhältnisse genau gekannt; aber ich begreife nicht, wie er auf den Gedanken gekommen, auf diese Weise für meinen Sohn zu sorgen, den er, eingedenk seines mir geleisteten Schwurs, als den seinigen anerkannt. Alexander, diesen Namen hat mein

Sohn in der Taufe erhalten, hat durchaus keinen Anspruch auf irgend ein Vermögen. Und nun fragt es sich, wer war der Mann, der in dem Erlenkruge gestorben ist? Der Name allein kann nicht entscheiden. Daß übrigens die junge Frau, die den nach dem Gelde lüsternen Mann begleitete, unsere Rosalie gewesen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Und nun erkläre ich mir auch die Angst, die sie wegen ihres Kindes empfindet, ihren steten Gedanken an den Fluß, den sie mit allen anderen Erscheinungen in Verbindung bringt."

In die dunkle Angelegenheit war durch diese Erklärung wenig Licht gekommen. Der Graf wußte nun zwar, wohin er sich zu wenden hatte, um den lang gesuchten Pfarrer zu finden, er wußte auch, daß sein Freund Winter gestorben war; aber in welchen Beziehungen Winter zu dem vermeintlichen Grafen gestanden, wer der Mann gewesen, der in dem Erlenkruge verschieden, und welche Ansprüche Rosalien's Mann auf das Vermögen Alexanders gehabt, um das sich auch der ermordete Bruder beworben, der einen gleichen Ring vorgezeigt, blieb ein Räthsel, das auch der Doktor mit dem, was er wußte, nicht lösen könnte.

Nun galt es, einen Beschluß fassen. Bernhard pflichtete dem Grafen bei, die Forschungen geheim zu betreiben, da Winter und der junge Mann, der wahrscheinlich des Grafen Sohn sei, kompromittirt werden könnten.

Man verabredete und setzte die Besuche fest, die der

Arzt der Kranken machen sollte. Der Graf versprach, Rosalien zu beobachten und die Aeußerungen ihres irren Geistes zu notiren, um vielleicht Schlüsse daraus zu ziehen, und der Arzt versicherte, sich mit Mathias, dem alten Forstgehilfen, in Korrespondenz zu setzen. Von dem Pfarrer Günther waren neuere Mittheilungen nicht zu erwarten, da er alle seine Erlebnisse in der bekannten Schrift verzeichnet hatte und seit zwei Jahren dem Orte seiner früheren Amtsthätigkeit fern war.

Der Graf begleitete den Arzt an den Wagen.

„Grüßen Sie die Tochter meines besten Freundes," rief er. „Ich setze voraus, daß Sie Ihre Gattin in das Geheimniß ziehen."

„Nur, wenn es nöthig ist, Herr Graf. Ein Geheimniß ist um so sicherer aufbewahrt, je weniger Personen es besitzen."

Ein Reiter mit einer Fackel leuchtete dem Wagen voran, der glücklich den Bach passirte nnd die feste ebene Landstraße erreichte. Das erste Grauen des Morgens machte sich bemerkbar, als der Arzt seine Wohnung betrat. Er suchte das Bett nicht auf. In den Schlafrock gehüllt, warf er sich auf das Sopha und dachte über die Erlebnisse der Nacht nach.

Das Tageslicht bleichte den Schimmer der Kerze, als Albertine eintrat. Sie befand sich im tiefsten Negligée.

„Frau, liebe Frau!"

Mit diesen Worten umarmte und küßte sie der Gatte.

„Sonst hast Du mich immer aufgesucht, wenn Du

heimkehrtest," sagte sie vorwurfsvoll; „heute finde ich Dich nachdenkend, sorgenvoll ..."

„Ich wollte Dich in dem Morgenschlafe nicht stören."

Er zog sie zu sich.

„Glaubst Du denn, daß ich geschlafen habe?"

„Albertine!"

„Du bist nie so lange ausgeblieben!"

Sie sah ihn schmerzlich mit den trüben, verwachten Augen an.

„Liebst Du mich nicht mehr?" fragte sie fast weinend.

„Um des Himmels willen, wie kann Dir dieser Gedanke beikommen! Man sieht, Du hast eine schlechte Nacht gehabt. Vergiß doch nicht, daß ich Arzt bin ... Meine Praxis vermehrt sich ... es wird nicht das letzte Mal sein, daß ich die ganze Nacht am Bette eines Kranken verbringe. Liebes, thörichtes Weib, Du machst Dir unnütze Sorgen."

Er küßte ihr die Wangen und den Mund.

Albertine bebte unwillkürlich zusammen.

Vielleicht dachte sie an Antoinette und wähnte, daß Bernhard sich kaum den Umarmungen dieser reichen und schönen Dame entwunden hatte.

„Was ist das?" fragte er. „Bist Du krank?"

„Nein."

„Du zitterst."

„Es ist kalt."

Er eilte zum Ofen und zündete das Feuer an. Sie

sah den eifrig beschäftigten Mann mit schmerzlichen Blicken an.

„Ob er mir aus eigenem Antriebe sagen wird, wo er die Nacht zugebracht hat?“ dachte sie. „Ich werde ihn nicht darum befragen.“

Das Feuer flatterte hell auf und erwärmte nach und nach das Zimmer.

„Albertine, ich muß eine Frage an Dich richten.“

„Frage, mein Freund!“

Der Gatte hatte eine Zigarre angezündet und saß rauchend neben der Gattin, die sich Mühe gab, unbefangen zu erscheinen. Wir fügen hinzu, daß sie es nicht hatte über das Herz bringen können in ihrem Zimmer zu bleiben. Die Eifersucht hatte ihr den Schlaf verscheucht und sie zu dem Manne getrieben, der am frühen Morgen erst heimkehrte.

„Du erinnerst Dich der letzten Augenblicke Deines Vaters?“

„Ja!“

„Der Sterbende sprach von einem Sohne . . .“

„Ich habe es mit Erstaunen gehört. Doch, wie kommst Du diesen Morgen auf die traurige Angelegenheit, die wir meiner Mutter für immer verborgen halten wollen?“

„Wir haben auch seit unserer Verheiratung nicht darüber gesprochen. Jetzt liegt mir daran, der Sache auf den Grund zu kommen.“

Albertine horchte hoch auf.

„Dir liegt jetzt daran?“ fragte sie.

„Ich habe diese Nacht einen Jugendfreund Deines Vaters kennen gelernt, der sich angelegentlich nach ihm erkundigte.“

„Er will mich täuschen!“ dachte die argwöhnende Frau. Das ist eine Unwahrheit.

„Hat sich unter den hinterlassenen Papieren nicht eines gefunden, das über diesen Sohn Aufschluß gibt?“

„Nein! Du kennst ja alle Papiere“

„Mathias kann vielleicht Aufschluß geben . . .“

„Hat die Angelegenheit ein so großes Interesse für Dich? Und warum gerade jetzt?“

„Des Freundes Deines Vaters wegen“

Das Gespräch stockte. Der Gatte war ermüdet, die Gattin war zu stolz, um weitere Fragen an den Gähnenden zu richten, der über Abspannung klagte. Die Magd brachte das Frühstück. Eine Stunde später bestellte der Arzt den Wagen ab; er wollte ruhen.

„Seine Praxis liegt ihm nicht mehr am Herzen; er zählt auf die reiche Freundin! Mein Gott, wie unglücklich bin ich, wie wird das enden!“

Als sie ihre Morgentoilette beendet hatte und in das Zimmer trat, lag Bernhard fest schlafend auf dem Sopha. Er konnte schlafen, während sie weinte.

Zweites Kapitel.

Ein Abend bei Antoinetten

Es war Abend geworden. Albertine hatte den Nachmittag allein in ihrem Zimmer verbracht, da Bernhard seinen Kranken Besuche abstattete. In unbeschreiblicher Bangigkeit waren ihr die Stunden des trüben Wintertages verstrichen. Sie schwankte, ob sie der Einladung Antoinettens folgen oder zu Hause bleiben sollte. Der Schmerz über Bernhards Sinnesänderung und der Stolz hielten sie zurück; der Drang, in's Klare zu kommen, trieb sie fort.

„Die Ungewißheit tödtet mich!“ rief sie endlich aus. „Ich werde gehen.“

Sie kämpfte alle Bedenken muthig nieder, machte Toilette und stieg zu Bernhard in den Wagen, der pünktlich um die verabredete Stunde an der Thür hielt.

Es gelang ihr, ein heiteres Gesicht zu machen.

Antoinette empfing die Gäste in ihrem Salon.

Sie war so erregt, daß sie die Freundin umarmte, als ob ihre Bekanntschaft schon eine alte sei. Den Arzt grüßte sie nur flüchtig, ein Umstand, der Albertine auffiel. Die Eifersucht wittert stets Tücke und List.

„Ich werde mich nicht täuschen lassen!“ dachte Al-

bertine. Mögen sie sich stellen, als ob sie sich nie gesehen hätten; ich weiß doch, woran ich bin."

Die Einrichtung des Hauses war glänzend. Herr Satler hatte das köstliche Besitzthum, wie es lag und stand, seiner Tochter hinterlassen.

Die erste halbe Stunde verfloß im Gespräche über Theater und Musik. Antoinette verrieth Geschmack und Kenntnisse. Sie hatte viel gehört und gesehen. Das Abendessen, das man gegen acht Uhr einnahm, war wahrhaft splendid. Antoinette machte die liebenswürdigste Wirthin. Sie zeigte die größte Aufmerksamkeit für Albertinen, ohne die Dezenz dem Doktor gegenüber zu verletzen, der ruhig theilnahm an dem Gespräche.

Kaum war die Abendtafel vorüber, als ein Bote kam, der die Hilfe des Arztes für einen schwer Erkrankten forderte. Der stets bereite Doktor entfernte sich, nachdem er seiner Frau die Stirn geküßt und ihr gesagt hatte, daß sie gegen eilf Uhr nach Hause fahren möge, wenn er bis dahin nicht zurückgekehrt sei. Der freundlichen Wirthin hatte er achtungsvoll die zarte Hand geküßt.

Antoinette führte die Freundin in das Boudoir.

Es war dasselbe, das einst Regina bewohnt hatte. Die verschwenderische Pracht des Raumes blendete das Auge.

Petrine präsentirte den Thee.

Dann blieben die beiden Damen allein.

„Ich habe mich bisher nicht glücklich gefühlt," be-

gann die reizende Wirthin, die stets bemüht war, für Unterhaltung zu sorgen.

„Vielleicht ist dies Ihre eigene Schuld," bemerkte Albertine.

„Meine Schuld?"

„Wenn Sie sich, wie Sie mir gesagt haben, isoliren . . ."

„Es ist schwer, eine Seele zu finden, die mich versteht. Ich weiß es wohl, daß ich Eigenheiten besitze, die der Nachsicht dessen bedürfen, der mit mir umgeht . . . und darum bitte ich Sie um Nachsicht, wenn irgend ein Zug in meinem Wesen Ihnen seltsam erscheint. Ich bin auf Selbstständigkeit angewiesen und doch bin ich nicht selbstständig."

„Das ist eine lobenswerthe Selbsterkenntniß, deren sich nicht viele Menschen rühmen können. Mir scheint jedoch, verehrtes Fräulein, Sie gehen zu weit."

„Nein, nein!" rief Antoinette. „Man hat mich verzogen, und ich habe bisweilen maßlose Ansprüche..."

„Die Ihnen eine günstige Lage zu befriedigen erlaubt."

„Nicht immer!" rief die junge Dame eifrig. „Es gibt Dinge, die der Reichthum nicht erwerben kann. Glauben Sie mir, ich bin sehr unglücklich!"

Und Antoinette trocknete zwei Thränen, die in ihren glänzenden Augen erschienen.

Die junge Frau zeigte sich theilnehmend und tröstend.

„Ich habe mir keinen Vorwurf zu machen," fuhr Antoinette fort; „nie habe ich wissentlich unrecht gehandelt und doch möchte ich, daß meine Vergangenheit eine andere wäre. Der Schimmer, der mich umgibt, befriedigt das Herz nicht."

„Wen haben Sie denn anzuklagen?" fragte Albertine.

„Das Geschick, meinen Vater, meine Stiefmutter.. Alles, was einen Einfluß auf mein Leben ausgeübt hat. Werden Sie mir eine Freundin und lehren Sie mich vergessen!"

Antoinette weinte heftig.

„Das ist ein seltsames Wesen!" dachte die junge Frau. „Wie soll ich mir diese Aeußerung deuten?"

„Ich bin lange krank gewesen," sagte Antoinette nach einem Seufzer ... „ich bin es noch."

„Vertrauen Sie der Wissenschaft meines Mannes; er wird Sie kräftigen und herstellen."

„Das hoffe ich! der Doktor heilt meinen Körper ... Sie werden mein Gemüth heilen!"

„Wenn es auf meinen guten Willen ankommt ..."

„Sie besitzen auch die Kraft dazu. O, eine wahre Freundin vermag viel! Und ich selbst fühle das Bedürfniß, so recht aus vollem Herzen Freundschaft zu üben. Ich möchte eine Seele finden, der ich alle meine Leiden und Freuden rückhaltslos anvertrauen kann, ohne fürchten zu müssen, mißverstanden zu werden."

„Haben Sie die Liebe noch nicht kennen gelernt?“ fragte Albertine lächelnd.

„Nein!“

Obgleich dieses Nein mit einer Art Entschiedenheit gesprochen wurde, erröthete Antoinette dennoch.

„Dann beklage ich Sie!“

„Man hat mich gegen meine Neigung verheiraten wollen.“

„Und Sie haben sich dagegen gesträubt?“

„Wie gegen jeden Zwang, den man mir aufzuerlegen sucht. Ich bewahre mir die Freiheit des Entschließens und Wollens, aber auch des Vollbringens. Eine unglückliche Ehe muß die Hölle auf Erden sein.“

„Aber eine glückliche ist ein irdischer Himmel.“

„Ich beneide Sie,“ sagte Antoinette wie melancholisch. „Mir wird das Glück der Ehe wohl nie zu theil werden!“

„O verzagen Sie nicht!“

„Ich fühle es,“ sagte die Tochter Satler's lebhaft, „daß mir die Eigenschaften mangeln, die ein Mann von seiner Frau zu fordern berechtigt ist. Kurz ich kann mich nicht verheirathen“

In diesem Augenblicke trat Petrine ein.

„Was gibt's?“ fragte die Herrin.

„Es ist Besuch im Salon.“

„Wer?“

„Ich soll das Fräulein bitten zu der Dame zu kommen.“

„Eine Dame ist da?“

„Ja!“

„Ihren Namen . . .“

„Kommen Sie nur,“ sagte Petrine geheimnißvoll. „Der Besuch will Sie überraschen.“

„Ich werde kommen.“

Petrine ging.

„Wenn ich störe . . .“ sagte Albertine.

„Nein, nein! Ich vermuthe wahrlich nicht, wer so spät sich mir vorstellen kann. Meine Bekanntschaften in der Stadt sind äußerst gering . . .“

„Vielleicht ist eine Fremde angekommen.“

„Entschuldigen Sie mich nur für einige Minuten.“

In sichtlicher Erregung verließ Antoinette Satler das Boudoir. Albertine war neugierig geworden.

Während sie still auf ihrem Platze saß, hörte sie, daß die Herrin vom Hause einen Schrei der Ueberraschung ausstieß.

Treten wir mit Antoinette in den Salon.

Sie fand eine ganz in Schwarz gekleidete Dame vor, die den Schleier zurückwarf.

„Herr des Himmels!“ rief das junge Mädchen, einen Schritt zurückweichend.

„Sie erschrecken, Antoinette?“

Die schwarze Dame streckte ihr beide Hände entgegen.

„Ich habe Sie nicht erwartet, Frau Satler!“

Es war Regina, die um ihren verstorbenen Mann trauerte.

„Und dennoch bin ich gekommen!“

Regina legte Mantel und Hut ab und warf sich auf einen Sessel.

„Ihre Hand, mein liebes Kind!“ rief sie freundlich. „Mein Gott, Sie erschrecken ja, als ob Sie einen Geist sähen. Den Tod Ihres Vaters habe ich Ihnen berichtet ... nicht wahr? Der gute Mann ward so heftig von der Seekrankheit ergriffen, daß er unterwegs starb. Dadurch war unser Plan völlig zerstört. Sollte ich allein jenseits des Meeres irren? Nein, ich zog es vor, zu meiner Stieftochter zurückzukehren, zu meiner lieben Antoinette, die sich ohne Zweifel sehr einsam fühlt, da sie ohne Familie ist. Ah, hier bin ich heimisch! Die Einrichtung ist dieselbe geblieben ... Nichts hat sich geändert. Freilich werde ich lebhaft an den herben Verlust erinnert, der mich wie ein Blitz aus heiterer Luft traf ... Antoinette, starren Sie mich nicht an, reichen Sie mir die Hand ... wir werden gemeinschaftlich um den theuern Verstorbenen trauern ...“

„Madame,“ stammelte Antoinette, „es wäre besser, Sie hätten mich nicht aufgesucht!“

„Demnach bin ich Ihnen nicht willkommen?“ fragte Regina erstaunt.

„Sie erinnern mich an eine gräßliche Vergangenheit!“

„Hat sich der Doktor Hagen noch nicht erklärt? Wissen Sie noch nicht, wie Sie mit ihm daran sind?“

Diese Frage hatte Albertine, die an der Thür lauschte, deutlich gehört. Die arme Frau, die nun die Bestätigung ihres Verdachtes hatte, sank wie vernichtet auf den nächsten Sessel.

„Madame!“ rief Antoinette.

„Ich erkenne den Grund Ihrer üblen Laune.“

„Es ist besser, wir trennen uns wieder.“

„Erwacht Ihr alter Groll gegen mich von Neuem?“

„Lassen wir das! Ich habe mit der Vergangenheit völlig gebrochen und will nicht mehr daran erinnert sein. Mein Vater ist todt . . .“

„Und ich, Ihre Stiefmutter, kann nun gehen?“ fragte pikirt Regina.

„Denken Sie an das Landhaus!“

„Ich habe oft daran gedacht.“

„Dort sind Verbrechen begangen, die mir das Blut erstarren machen.“

„Was kümmert's mich? Ich weiß von Nichts.“

„Das Grab unter der Eiche!“ flüsterte Antoinette zitternd.

„Sie sprechen wohl im Fieber, mein liebes Kind!“

Regina hatte doch Mühe, ihren Gleichmuth zu bewahren.

„Trennen wir uns," bat Antoinette, „es ist das Beste."

„Gewähren Sie mir wenigstens für diese Nacht eine gastliche Aufnahme. Morgen werden wir uns arrangiren. Ich bin so ermüdet von der Reise, daß ich dringend der Ruhe bedarf. Außerdem überbringe ich Aufträge von Ihrem Vater . . ."

„Sprechen Sie jetzt nicht davon."

„Warum nicht?" fragte die schwarze Dame, die ein Portefeuille hervorzog.

„Dort im Zimmer ist Besuch . . . die junge Frau des Doktors Hagen."

Regina stand rasch auf.

„Hagens Frau?" wiederholte sie.

„Die Tochter des Oberförsters Winter."

„Der Herr Doktor, mein liebes Kind, ist ein Undankbarer, ein Ehrloser! Und er hat noch den Muth, Ihnen seine Frau zuzuführen!"

„Albertine ist meine Freundin geworden . . . sprechen Sie weiter nicht über die Angelegenheit . . . bleiben Sie, wählen Sie ein Zimmer nach Gefallen . . . wir müssen uns gegenseitig erklären . . . ich habe noch manche Frage an Sie zu richten . . ."

„Die ich offen beantworten werde. O, mein armes Kind, vielleicht ist es mir möglich, Ihnen nützlich zu sein. Stellen Sie mich der Frau Doktorin vor, damit die Abendgesellschaft nicht so lange gestört werde."

Regina, die Witwe Satler, war zurückgekehrt! Antoinette empfand zwar eine gründliche Abneigung gegen diese Frau, von der sie wußte, daß sie den verstorbenen Vater ganz beherrscht hatte; aber sie bekämpfte sich, um wegen des verübten Betrugs Rechenschaft zu verlangen.

Die Schönheit der Witwe ward durch die Trauertoilette noch gehoben. Sie sah jünger aus in der schwarzen Farbe und konnte für eine Schwester ihrer Stieftochter gelten.

In dem Boudoir fand die Vorstellung statt. Antoinette führte ihre Stiefmutter mit den Worten ein: „Frau Satler; ich habe Ihnen, meine liebe Freundin, die Dame, die einige Jahre die Lebensgefährtin meines Vaters gewesen, schon genannt.“

Albertine stammelte einige Höflichkeitsphrasen.

„Ihr Gemal, Frau Doktorin, ist mir längst bekannt!“ rief Regina. „Ich schätze den geschickten Arzt sehr hoch. Grüßen Sie ihn von mir.“

„Er wird bald kommen, um mich abzuholen.“

Eine halbe Stunde verfloß noch. Regina erzählte von ihrer Reise und schilderte den Tod des Herrn Satler und die feierliche Versenkung in das Meer. Sie vergoß auch einige Thränen, welche die Witwe interessant machten.

Es schlug zehn Uhr. Bernhard war immer noch nicht zurückgekehrt. Albertine behauptete, daß er nun auch nicht mehr kommen werde. Sie wollte fort.

„Allein?“ riefen die beiden Damen.

„Der Weg ist ja nicht weit.“

„Ich lasse einen Fiaker holen.“

Die abgeschickte Magd kam ohne den Wagen zurück. Albertine hüllte sich in ihren Pelzmantel, nahm Abschied und verließ das Haus.

Antoinette begleitete sie bis zur Thür.

Die Straße war hell. Die Gaslaternen brannten noch. Es war kalt geworden. Ein schneidender Nordost schüttelte die Bäume der Promenade, welche Albertine durcheilte. Einzelne Gestalten huschten an ihr vorüber. Sie war nicht weit gegangen, als sie Schritte hörte, die sie verfolgten. Sie kümmerte sich nicht darum. Es konnte ja eine zweite Person denselben Weg gehen. Wer auch sollte inmitten der volkreichen Residenz ihr eine Unbill zufügen? Aber die Schritte verließen sie nicht, sie kamen näher und ein Mann erschien an ihrer Seite, der sie mit den Worten anredete:

„Alexander grüßt Frau Doktor Hagen!“

„Mein Herr, mein Herr!“

„Erschrecken Sie nicht. Ich bin der Schreiber des Briefes, der Sie warnte. Davon, daß ich Ihre Interessen wahrnehme, habe ich Beweise geliefert.“

„So muß ich glauben.“

„Halten Sie sich davon überzeugt, verehrte Frau.“

„Aber erklären Sie mir den Grund . . .“

Albertine sah zur Seite. Sie erkannte denselben Mann, den sie im Gedränge auf der Treppe des Theaters

gesehen hatte. Wie damals verhüllte er auch jetzt sein Gesicht mit dem Kragen des Pelzes. Er mußte noch jung sein, das verriethen seine Bewegungen, sein Wuchs und seine Sprache.

„Sie werden es erfahren, wenn ich Sie völlig dem Netze entrissen habe, das Sie umgarnen soll. Ich weiß, daß diese Zurückhaltung Ihr Vertrauen abschwächen muß, wenn Sie mich anders Ihres Vertrauens schon gewürdigt haben . . . aber ich stehe Ihnen nahe, sehr nahe! Meine Gründe sind so lauterer Natur, daß sie jedes Bedenken beseitigen können. Meine Stellung erfordert die größte Vorsicht . . . ich würde Sie preisgeben, tauchte der geringste Verdacht auf, daß ich Sie unter meinen Schutz genommen habe. Und Sie stehen unter meinem Schutze, so wahr ein Gott lebt."

Der junge Mann hatte mit bewegter Stimme gesprochen.

In Albertinen war eine Ahnung aufgestiegen.

„Sie stehen mir nahe?" fragte sie erstaunt.

In diesem Augenblicke schlug es auf dem Thurme des Schlosses halb elf.

„Erlassen Sie mir heute eine nähere Erklärung!" bat hastig der junge Mann. „Ich kann, ich darf sie Ihnen noch nicht geben . . . Sie wissen, daß jene verhängnißvolle Banknote verschwunden ist . . ."

So schrieben Sie mir . . ."

„Der Staatsanwalt wird trotzdem die Anklage

erheben, wenn Sie sich seinen Wünschen nicht geneigt zeigen, O, verzeihen Sie mir, daß ich diese Worte ausspreche!“

„Mein Gott! Was soll ich thun?“

„Verunglimpfen Sie das Andenken Ihres Vaters nicht, des braven Mannes, der nie wissentlich ein Unrecht begangen hat! Denken Sie auch an Ihre Mutter . . .“

„Aber was soll ich thun? Was kann ich thun?“ fragte zitternd die arme Frau, die ihren Gang unterbrochen hatte. Ich bin so unschuldig an dem Verbrechen, das ich begangen haben soll . . .“

„Niemand ist mehr davon überzeugt, als ich es bin! Aber der Verdacht wird auf Ihnen lasten bleiben, wenn Sie nicht angeben, von wem Sie die Banknote empfangen haben. Aber ich spreche zu viel, meine Zeit ist kostbar! Darum bleiben wir bei der Hauptsache. Der Staatsanwalt wird sich Ihnen wieder nahen. Er wird Ihnen sagen, daß er gezwungen sei, Anklage zu erheben. Bleiben Sie bei der Aussage, die Sie der Polizeibehörde gegeben. Stellen Sie dem Staatsanwalte Ihre Frauenwürde entgegen; verschweigen Sie ihm aber, daß Sie um das Verschwinden der Banknote wissen, die Ihre Schuld konstatiren soll. Unsere Beziehungen müssen geheim bleiben . . . verstehen Sie mich wohl? Ich habe das Papier den Akten entwendet . . . Niemand darf ahnen, daß ich ein Interesse für Sie hege . . . der Staatsanwalt wird natürlich von eklatanten Beweisen sprechen, wird die Zeugenschaft des

Kaufmanns und des Kommis anziehen, wird Ihnen das schreckliche Papier vorhalten . . . er wird Ihnen auch sagen, daß Ihr Gemal ihm falsche Banknoten gegeben . . ."

„Großer Gott!"

„Verzweifeln Sie deshalb nicht. Theilen Sie mir auf dem bewußten Wege mit, wie sich ihr zärtlicher Verfolger benommen und was er Ihrer Gleichgiltigkeit entgegengestellt hat. Dies ist das Erste, was wir zu berücksichtigen haben . . . Sie sind erschöpft . . . ich bitte, gestatten Sie mir, daß ich Sie führe."

Albertine fühlte sich wirklich erschöpft; sie reichte, halb willenlos, ihrem Schützer den Arm.

So gingen Beide weiter.

„Sie haben Antoinetten einen Besuch abgestattet?" fragte der Fremde.

„Ja, mein Herr!"

„Zerstören Sie den Wahn der Dame nicht, daß Sie sie für aufrichtig halten. Sie werden bald ersehen, warum ich Ihnen dazu rathe. Vielleicht trifft die Stiefmutter ein . . ."

„Sie ist schon eingetroffen."

„Wann?"

„Vor einer Stunde."

„Regina!" rief überrascht der Fremde.

„Kennen Sie die Frau?"

„Ich kenne sie. Nun ist doppelte Vorsicht nöthig."

„Antoinette sieht ihre Stiefmutter nicht gern."

„O, beide werden sich bald aussöhnen. „Ich danke Ihnen für die wichtige Nachricht."

„Aber wer sind Sie denn?" fragte Albertine. Ich beschwöre Sie im Namen Gottes . . ."

„Sie werden Alles, Alles erfahren . . . nur jetzt nicht! Ich bin Ihnen treu ergeben, ich muß es ja wohl sein, denn das Andenken Ihres Vaters ist mir eben so heilig, als es Ihnen ist. Ich siege, ich falle mit Ihnen."

Sie waren vor dem Hause angekommen.

Die Gaslaterne brannte hell. In der Straße zeigte sich kein Mensch. Rings war Alles still.

„Ich benutze die Gelegenheit," sagte der Fremde, „um Ihnen den Ort zu zeigen, dem Sie getrost Ihre Briefe anvertrauen können."

Er neigte sich und nahm eine kleine Steinplatte von dem Fuße des Kandelabers. Dann legte er sie zurück.

„Auf diese Weise bedürfen wir keines Boten. Die Menschen sind unzuverlässig, alle lassen sich von Eigennutz leiten. Sie wechseln die Farbe, so oft sie Gewinn davon haben. Vielleicht stellt sich Ihnen schon morgen der Staatsanwalt vor . . . vergessen Sie die Post nicht . . ."

Der junge Mann verschwand in dem Schatten der Straße.

Albertine sah ihm noch lange nach.

„Was ist das? Was ist das?" hauchte sie vor sich hin. „Mein Mann fragte mich diesen Morgen nach dem Bruder . . . sollte es dieser sein, der mir gesagt hat, daß

er mir nahe steht, daß ihm das Andenken meines Vaters eben so heilig sei als mir? Aber warum entdeckt er sich nicht? . . . Ich glaube, ich kann ihm vertrauen."

Sie zog die Glocke.

Ehe noch die Thür geöffnet ward, rollte ein Wagen heran. Der Arzt sprang heraus. „Albertine!" rief er.

„Ich bin es."

„Warum hast Du meine Rückkehr nicht erwartet?"

„Weil Fräulein Satler Besuch erhielt."

„O, die Stiefmutter der jungen Dame ist eine gute Frau, die alle Achtung verdient."

„Meinst Du?"

Die Magd öffnete die Thür. Bernhard führte seine Gattin in das Zimmer. Der Arzt, der in der letzten Nacht nicht geschlafen hatte, war sehr müde; er ging zeitig zur Ruhe. Albertine wachte noch lange und weinte. Sie suchte Trost im Gebet und fand ihn. Der wohlthätige Schlaf drückte bald ihr müdes Auge zu.

Drittes Kapitel.

Der Plan.

Albertine glaubte nun Gewißheit über das Verhältniß ihres Mannes zu Antoinetten zu haben. Die Stiefmutter hatte sich ja deutlich genug ausgesprochen. Dem-

nach hatte der Staatsanwalt nicht verleumdet und der fremde junge Mann hatte die Wahrheit gesagt. Trotzdem war es ihr unmöglich an die Perfidie Bernhards zu glauben, der so große Beweise seiner Liebe an den Tag gelegt hatte. Sie wollte zweifeln, sie suchte Gründe auf, Bernhards Benehmen zu beschönigen . . . stets sprach ihr betrogenes Herz die Anklage aus: seine Eitelkeit war größer als seine Liebe. Die arme Frau litt herbe Qualen unter den verschiedenen Eindrücken, die seit kurzer Zeit auf sie eingestürmt waren. Aber gerade in dieser Zeit der Pein und der Prüfung zeigte sich die Erhabenheit ihres Charakters, die große und stolze Seele einer liebenden Gattin.

Beobachten wir die beiden Männer, die sich ihr als Schützer und Rathgeber genähert hatten.

Am Morgen nach dem Besuche Albertinens bei Antoinetten arbeitete der Staatsanwalt in seinem Zimmer. Aktenstöße, Briefe und Meldungen aller Art lagen vor ihm.

„Ihr Prozeß!" murmelte er. „Albertinens Prozeß! Freund Hagen hat gut gewirthschaftet, hat sich und seine Frau dem Gesetze überliefert. Sie ist schön, noch schöner als in dem Forsthause! Aber sie liebt mich nicht, sie hat einen Widerwillen gegen mich gefaßt, den sie kaum wird verbannen können. Und doch muß ich sie besitzen, mein Leben hängt davon ab! Ich kann sie nicht vergessen! Mag Bernhard Trost suchen bei Antoinetten . . . Verworrene, widernatürliche Verhältnisse! Die Hand zittert, welche

die Anklage niederschreiben soll. Das Herz liegt mit der Pflicht im Streite . . . Und doch muß ich das Weib verderben, damit ich es zu mir emporziehen kann. Verderben! Verderben! Es ist ein gräßliches Wort!"

Er kreuzte die Arme und starrte auf das Papier.

„Albertine Hagen, geborene Winter! Wie kalt, wie trocken ist diese Geschäftsphrase! Und Albertine steht unter polizeilicher Aufsicht."

Ein Diener trat ein und überreichte seinem Herrn eine Karte.

„Gut!" sagte der Staatsanwalt, nachdem er das Blatt betrachtet hatte. Der Herr mag kommen."

Ein junger Mann erschien, freundlich und respektvoll grüßend. Seine Kleidung war gewählt, selbst reich. War sein Gesicht auch bleich, fast krankhaft und hager, so glänzten seine Augen doch hell und listig. Das dunkle Haupthaar war sorgfältig gekräuselt. Das schwarze Bärtchen über der Oberlippe stand ihm gut, gab ihm ein elegantes Ansehen.

„Guten Morgen, Herr Schild!" dankte der Staatsanwalt.

„Störe ich?"

„Nein. Ein Mann, wie Sie, kommt stets gelegen."

Otto Schwarz deutete auf einen Stuhl. Der Mann, der stets gelegen kam, ließ sich nieder.

„Wie steht es mit der Banknote?"

Herr Schild betrachtete seine weißen Hände.

„Sie ist und bleibt verschwunden, Herr Staatsanwalt.“

„Hm! Hm!“

„Es ist dies ein Räthsel, das zu lösen ich umsonst bemüht gewesen bin.“

„Und Sie, der Agent mit dem Adlerauge!“

„Leider! Ich bin untröstlich!“

„Haben Sie keinen Verdacht?“

„Nein.“

„Wie benimmt sich der Polizei-Aktuar?“

„Er flucht und schwört, daß das Papier bei den Akten geblieben sei. Es müsse bei Ihnen verloren gegangen sein, behauptet er.“

„Was ist zu thun?“ fragte der Staatsanwalt nach einer Pause.

Herr Schild zuckte mit den Achseln.

„Wäre nur die Nummer der falschen Banknote nicht angegeben, wäre nur die echte nicht vorhanden, die bereits als solche von der Bank rekognoszirt ist. Dann ließe sich vielleicht eine andere unterschieben.“

Eine Pause war eingetreten.

„Hören Sie mich an, Herr Schild! Doch zuvor antworten Sie mir. Haben Sie den Doktor Hagen beobachtet?“

„Ja. Er besucht seine Kranken und bezahlt stets in Silber.“

„Und die Frau Doktorin?“ fragte Otto Schwarz, mühsam die Festigkeit der Stimme bewahrend.

„Läßt sich wieder im Theater sehen, das sie einige Zeit gemieden hat. Fräulein Antoinette Satler eine reiche junge Dame, begleitet sie.“

„Sie sind gut unterrichtet!“

„Wie es meine Pflicht ist, Herr Staatsanwalt.“

„Kennen Sie die Personen, mit denen der Doktor gewöhnlich Umgang pflegt?“

Herr Schild lächelte.

„Außer dem Advokaten Richter habe ich auch den Herrn Staatsanwalt bemerkt, der das Haus des Arztes besucht. Ich erlaube mir diese Andeutung, um zu zeigen, daß ich Morgens früh und Abends spät meine Pflicht erfülle.“

„Sie haben Recht, ich bin einmal in dem Hause des Doktors gewesen. Der Zufall fügt es, daß Bernhard Hagen mein Universitätsfreund ist . . . ich habe eine Schuldangelegenheit mit ihm geordnet. Nun hören Sie mich an. Es ist von Wichtigkeit, daß wir den Weg entdecken, den die falsche Banknote genommen hat. Frau Hagen bietet den ersten Anhaltspunkt, folglich gehen wir nicht darüber hinweg. Sie werden die ausgesetzte Belohnung beziehen, ich werde mich mit der Ehre begnügen, eine Falschmünzerbande entdeckt zu haben, die seit längerer Zeit beträchtlichen Schaden anrichtete.“

„Glauben Sie, daß der Doktor Hagen . . .“

„Er verbreitet falsches Geld.“

„Und seine Frau?“

„Will ihn dadurch retten, daß sie angibt, die fragliche Note komme von ihrem verstorbenen Vater. Wer kann ihr beweisen, daß dies nicht der Fall ist? Wer kann behaupten, die Frau habe wissentlich das falsche Geld ausgegeben? Und kann endlich das Gesetz verlangen, daß Jeder die falschen von den echten Noten unterscheidet? Zumal von einer Frau! Wir blamiren uns gründlich, mein bester Herr Schild, wenn wir den Doktor nicht in den Prozeß ziehen können, der offenbar falsches Geld besitzt Er lebt auf einem großen Fuße und hat eine kleine Praxis.“

„Was ist zu thun?“

„Ja, was ist zu thun!“ rief lachend der Staatsanwalt.

„Die Sache ist schwierig.“

„Für Sie Herr Schild?“

„Das schärfste Polizeiauge kann nicht in das Innere eines Menschen dringen.“

„Darum müssen wir List anwenden.“

„Aber wie?“

„Sie sind ein Mann, der einen kühnen Plan auszuführen vermag.“

„An Eifer und Thätigkeit soll es nicht fehlen.“

„Sie wissen, mein Bester, daß die Leidenschaften oft zu Verräthern werden. Der Mann des Gesetzes darf

jedes Mittel ergreifen, das ihn zur Entdeckung eines Verbrechens führt; folglich kann er auch die Leidenschaften anstacheln, daß sie reden."

„Aber der Plan, Herr Staatsanwalt!" rief ungeduldig der Agent.

„Ich entwickle ihn soeben. Die Frau des Doktors, ich glaube sie heißt Albertine, liebt ihren Mann; es kann nicht schwer werden, sie eifersüchtig zu machen. Sieht sie sich betrogen, so wird sie für den Betrüger nicht büßen wollen. Wir haben in diesem Falle die umfassendsten Geständnisse zu erwarten. Begreifen Sie nun, warum ich die Anklage noch nicht erhoben habe?"

„Vollkommen! Ihr Plan ist bewunderungswürdig, aber schwer ausführbar."

„Nicht so schwer, als Sie glauben."

„Was ist zu thun?"

„Der Doktor steht in einem zärtlichen Verhältnisse zu Antoinette Satler. Ich kenne dieses Verhältniß, es ist nicht mehr neu. Ihrem Scharfsinne bleibt es nun überlassen, die Doktorin von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen. Dann erfolgt die Anklage und eventuell die Verhaftung. Der Verlauf der Dinge wird nicht mehr zweifelhaft sein."

„Ich werde mein Heil versuchen," sagte Herr Schild.

„Erstatten Sie mir stets Bericht von den Schritten, die Sie unternommen. Bedürfen Sie meines Rathes oder meiner Hilfe . . ."

„Gönnen Sie mir einen Tag Zeit zum Ueberlegen.“

„Schieben Sie die Sache nicht auf.“

Der Agent versprach Eifer und Verschwiegenheit. Dann entfernte er sich. Otto Schwarz wollte ihn noch einmal zurückrufen; er blieb jedoch an der Thür stehen und murmelte:

„Nein, ich darf den Menschen nicht zu tief in meine Geheimnisse einweihen. Albertine selbst mag von mir erfahren, daß ich ein wichtiges Geheimniß ihres Vaters kenne. Herr Schild ist ein verworfenes Subjekt, eine jener Kreaturen, die für Geld zu Allem fähig sind. Mag er unbewußt meinen Planen dienen, mag seine Schlauheit mir zu Gute kommen wie der Bank, die um einige Tausend Thaler betrogen ist. Aber ich, ich bin um das Glück meines ganzen Lebens betrogen! Kann ich einen Preis ausschreiben wie die Bank? Ich kann nur darthun, daß ich Albertinen ergeben gewesen bin, daß ich sie bis zur Raserei liebe. Und sie ist nicht glücklich in ihrer Ehe, sie kann es ja nicht sein. Bernhard, der von Eitelkeit und Stolz geplagte Mann, betrügt sie. Er strebt nach Glanz und Reichthum . . . ich gebe Beides hin, um für Albertinen zu arbeiten und zu leben!“

Es war wieder Abend geworden. Der Staatsanwalt verließ seine Wohnung, um einer Juristenversammlung beizuwohnen, die für diesen Abend anberaumt war. Um dieselbe Zeit schlich ein Mann durch die Straßen, bis er Antoinette's Haus erreichte. Ein Wagen hielt vor der

Thür. Antoinette erschien, von Petrinen geleitet, die eine Kerze trug. Die junge Dame stieg in den Wagen, der rasch davonfuhr. Die Zofe wollte die Thür schließen.

„Petrine!" rief der junge Mann.

Die Zofe blieb freudig überrascht auf der Schwelle stehen.

„Sie, Alexander?"

„Ich!"

„Kommen Sie!"

„Wohin?"

„In mein Zimmer; hier ist es bitter kalt."

„Sind Sie allein?"

„Mutterseelenallein in dem weiten Hause. Mein Fräulein kommt erst in zwei Stunden aus dem Theater zurück."

Alexander Schild, dieser war es, schlüpfte in das Haus, dessen Thür geschlossen ward. Auf der Hausflur küßte er die Zofe, die den interessanten Mann mit freudestrahlendem Gesichte betrachtete. Beide traten in ein kleines behaglich erwärmtes Gemach. Petrine nahm dem Galan den Pelz ab. Dieser dankte für den Liebesdienst durch eine innige Umarmung. Das Pärchen stand offenbar auf einem vertrauten Fuße.

„Nun bin ich gesichert!" rief Alexander.

„Haben Sie eine Stellung gefunden?"

„Ganz wie ich sie mir gewünscht habe."

„Dem Himmel sei Dank!"

„Ich bin Korrespondent bei dem ersten Bankier der Stadt."

„Gratulire, mein lieber Freund! Aber werden Sie nun auch nicht stolz?" fragte Petrine.

„Was soll das heißen?"

„Ein Korrespondent und ein armes Mädchen, das einem reichen Fräulein dient . . ."

„Ihr Dienst, holdes Trinchen, wird bald zu Ende sein. Außerdem kann man Ihre Stellung wohl kaum einen Dienst nennen. Sie sind die Gesellschafterin, die Vertraute des Fräuleins Satler."

„Das bin ich; meine junge Herrin beräth Alles mit mir, was sie zu unternehmen gedenkt. Wenn sie heute in der Residenz wohnt, so ist dies nur meinem Einflusse zuzuschreiben. Und ich wollte doch wissen, wie es Herrn Alexander geht, wollte in seiner Nähe leben . . ."

„Die Trennung von Ihnen hat mir große Pein verursacht!" rief zärtlich Herr Alexander. „Und kein Brief von Ihnen linderte diese Pein."

„Die Korrespondenz war zur Unmöglichkeit geworden. Wissen Sie, mein Freund, daß ich Ihretwegen ein Glück, ich kann es wohl so nennen, ausgeschlagen habe?"

„Meinetwegen?"

„Ich sollte mit Frau Satler über das Meer gehen, unter den günstigsten Bedingungen. Aber wenn man mir Schätze über Schätze gegeben hätte, ich wäre doch in Europa geblieben. Da trat ich denn in den Dienst des Fräuleins."

„Dank, tausend Dank, mein liebes Trinchen! Frau Satler ist nun zurückgekehrt . . ."

„Weil Herr Satler gestorben ist."

„Und was beginnt nun die Witwe?"

„Ich weiß es nicht."

Petrine hatte während dieses Gespräches einen Tisch gedeckt und Thee aufgetragen. Sie lud den Galan zu Gaste, der auch nicht ablehnte. Beide tranken Thee und aßen feines Gebäck.

„Nun rathen Sie mir, mein lieber Freund," begann Petrine. Frau Satler fordert, daß ich wieder in ihren Dienst trete und mit ihr auf Reisen gehe. Sie hat mir eine namhafte Entschädigung geboten. Ich dagegen habe um Bedenkzeit gebeten."

„Sie bleiben! Sie bleiben, Petrine!"

„Was für einen Plan haben Sie, mein Freund?"

„Ich mache mich sobald als möglich selbstständig und folge dem Drange meines Herzens, das heißt, ich bitte um Ihre Hand."

Die Schöne erröthete und senkte die Blicke, indem sie verlegen mit der zierlichen Taffetschürze spielte, deren Bänder sich nachläßig um ihre schlanke Taille schlangen.

„Alexander!" flüsterte sie nach einer Pause.

„Und was beschließen Sie, Petrine?"

„Ich werde wohl bleiben müssen. Frau Satler mag ohne mich reisen."

„Und wir treten vereint die Reise durch das Leben an."

Sie sank verschämt an seine Brust, in seine Arme, welche die Zofe sanft umfingen.

Traulich plaudernd saß das Paar nun auf dem kleinen Sopha.

Da ward die Glocke an der Hausthür gezogen.

„Die Magd ist ausgegangen!" rief Petrine. „Ich muß öffnen!"

Sie eilte aus dem Stübchen.

„Ich kann nicht zurückweichen!" flüsterte Alexander, als ob er seinem Unmuthe Luft machen wollte. „Selbst bis zu einem Heiratsantrage muß ich gehen, um den seltsam verschlungenen Faden nicht zu verlieren, der mich an das heißersehnte Ziel führen soll. Gott weiß, wie schwer mir die Verstellung fällt; aber ich muß, ich muß sie üben! Mein Leben ist bis jetzt ein seltsam bewegtes, ein ruheloses gewesen . . . ich raste nicht, ich will an das Ziel gelangen! Diese Zofe, ein verschmitztes Weib, wird sich wohl zu trösten wissen."

Er sah lange sinnend vor sich nieder.

Da hörte er Stimmen auf der Hausflur. Er lauschte.

„Regina!" rief er leise. „Noch darf Sie nicht wissen, daß ich mir Zutritt in dieses Haus verschafft habe. Sie würde meinen kühnen Plan durchkreuzen, wenn sie überhaupt erführe, daß ich vor ihr zurückgekehrt bin."

„Leuchte mir voran, Petrine!" rief draußen Regina's Stimme.

„Gleich, gnädige Frau! Ich hole Licht!"

„Meine Tochter ist ausgefahren?"

„Sie wollte das Lustspiel mit ansehen, das man heute im Theater gibt."

Petrine trat ein.

„Still!" flüsterte sie.

„Wer ist gekommen!" fragte leise der Liebhaber.

„Frau Satler. Ich erzähle Ihnen später mehr. Verhalten Sie sich ganz ruhig."

Sie drückte rasch einen Kuß auf seinen Mund, nahm die Kerze und flog davon. Alexander befand sich in dem dunkeln Stübchen allein. Nach einer Viertelstunde erst erschien Petrine wieder.

„Ich habe der Dame die Nachttoilette machen müssen. Nun sind wir sicher; sie wird uns nicht überraschen, da sie im Zimmer bleibt. Mutter und Tochter leben auf einem gespannten Fuße."

Alexander zog die Braut zu sich, indem er sie mit Zärtlichkeiten überhäufte.

„Mein Fräulein wird große Augen machen, wenn sie erfährt, daß ich mich verheirate."

„Sie mag unserm Beispiele folgen," meinte Alexander.

„Ach, wenn das so rasch möglich wäre!"

„Warum ist es nicht möglich?"

„Die arme reiche Dame liebt einen verheirateten Mann!"

Herr Schild äußerte das höchste Erstaunen.

„Das ist ein Unglück!“ rief er aus.

„Und der Doktor Hagen scheint mein Fräulein wiederzulieben.“

„Ah, der Doktor Hagen! Ich kenne ihn, er ist ein interessanter Mann.“

„Und besitzt eine schöne Frau, die seit kurzer Zeit die Freundin meines Fräuleins geworden.“

Wiederum war die Glocke draußen gezogen.

Petrine eilte hinaus. Bald kam sie zurück und erzählte:

„Der Doktor, außer Athem, fragte nach Fräulein Satler. Als ich ihm sagte, sie sei im Theater, lief er davon. Er war nicht, wie sonst, in seinem Wagen gekommen. Da muß Wichtiges vorgefallen sein. Der arme Mensch konnte kaum sprechen. Vielleicht treibt ihn die Eifersucht.“

Herr Schild machte ein bedenkliches Gesicht.

„Sollte der Doktor wirklich seine Frau vergessen?“ fragte er. „Man sagt, er solle bis jetzt in glücklicher Ehe gelebt haben . . .“

Petrine machte ein schlaues Gesicht.

„Die Noth, mein lieber Freund, zerstört oft die glücklichsten Ehen. Wer Fräulein Satler kennt, wie ich sie kenne, weiß, daß sie kein Opfer scheut, um ihre Wünsche zu befriedigen. Sie ist eigensinnig und trotzig wie ein Kind. Der Doktor muß täglich kommen, um ihr an den Puls zu fühlen, der nach ihrer Meinung ewig im Fieber

geht. Hat sich der Doktor entfernt, dann ist sie freundlich und zahm wie ein Lamm. Ach, ich bin es überdrüssig, die Launen der Dame zu ertragen . . . man hat auch seinen Stolz!"

Jetzt ließ sich das Geräusch eines Wagens hören, der vor der Thür anhielt.

„Mein Fräulein kommt!"

„Sollte das Theater schon aus sein?" fragte Alexander.

„Verhalte Dich ruhig!"

Petrine nahm die Kerze und schlüpfte zum dritten Male aus dem Zimmer. In demselben Augenblicke ward heftig die Glocke gezogen. Herr Schild lauschte. Er hörte zwei Frauenstimmen auf der Hausflur sprechen.

„Ist mein Mann, der Doktor Hagen, hier?"

„Nein, Frau Doktorin!"

„Und Fräulein Satler?"

„Befindet sich im Theater. Vielleicht treffen Sie den Herrn Doktor dort."

„Im Theater?"

„Ja."

„Was berechtigt Sie zu dieser Annahme?"

„Der Herr Doktor war vor kaum einer Viertelstunde hier und fragte nach meinem Fräulein. Als ich ihm gesagt hatte, wo die Dame sei, eilte er davon. Es ist möglich, daß er sie in der Loge aufsucht."

„Ja, es ist möglich! Ein Patient verlangt rasch

ärztliche Hilfe . . . da ich zufällig keinen Boten hatte, habe ich selbst mich auf den Weg gemacht . . ."

„Sie treffen den Herrn sicher im Theater."

„Guten Abend."

Die Thür ward geschlossen. Der Wagen rollte davon. Petrine trat lächelnd ein. Sie erzählte ihrem Bräutigam, was dieser bereits gehört hatte, und fügte hinzu, daß die Doktorin vor Aufregung am ganzen Körper gezittert habe. Die gesuchte ärztliche Hilfe, meinte sie, sei offenbar nur ein Vorwand. Die liebe Eifersucht wird wohl der wahre Grund sein.

„Die arme Frau ist zu beklagen!" murmelte Herr Schild. „Ich verachte den Mann, der seine Gattin betrügt!"

„Und ich verabscheue die Frau, die ihren Mann hintergeht. Hat man einen Bund für das ganze Leben geschlossen, so muß man ihn auch treulich halten."

Man hörte den leisen Klang einer Glocke.

„Frau Satler ruft!" sagte Petrine. „Ach, wie lästig ist meine Stellung! Nicht eine Stunde kann ich nach meinem Gefallen leben. Und ich habe Dir, mein Freund, noch so Manches zu sagen."

„Du siehst mich morgen Abend wieder!"

„Klopfe um sieben Uhr an den Laden meines Fensters. Ich erwarte Dich."

„Und ich werde pünktlich sein."

Petrine warf sich noch einmal leidenschaftlich an die Brust des Geliebten.

„Wenn Du mich betrügen könntest, wie der Doktor Hagen seine Frau betrügt!" flüsterte sie, schmachtend zu ihm emporblickend.

„Fürchte das nicht, Petrine, denn ich bin nicht habsüchtig."

„Ich bringe Dir auch ein kleines Vermögen mit..."

„Sprich nicht von solchen Dingen!"

„Dann machst Du Dich unabhängig, gründest ein eigenes Geschäft und bist Dein eigener Herr."

„Gute Nacht, Petrine!"

„Gute Nacht, Alexander!"

Sie geleitete ihn bis zur Hausthür. Kaum hatte der Liebhaber sich entfernt, als die Köchin heimkehrte. Petrine eilte zur Frau Satler.

Herr Schild stand eine Viertelstunde später vor des Doktors Hause.

„Hier sind ohne Zweifel unangenehme Dinge vorgefallen!" murmelte er vor sich hin. „Der Mann suchte Antoinetten, die Frau suchte den Mann ... vielleicht finde ich hier Aufklärung."

Er sah um sich. Die Straße war leer. Rasch hob er die kleine Platte unter dem Gaskandelaber auf und fand ein Papier.

„Ah!" rief leise Herr Schild, „der erste Brief von Albertinen."

Er entfernte sich von dem Hause und trat unter die nächste Laterne. Beim Scheine derselben las er:

„Der Staatsanwalt droht mit Verhaftung. Was soll ich thun?"

Herr Schild zog sein Taschenbuch, riß ein Blatt heraus und schrieb mit Bleistift auf das Papier:

„Der Staatsanwalt droht nur; er wird es nicht wagen, Schritte gegen Sie zu unternehmen. Bleiben Sie fest, ändern Sie Ihre Aussage nicht und bauen Sie auf Ihren Schützer Alexander."

Dieses Blatt faltete er und legte es unter den Stein.

Alexander Schild verschwand in der Straße.

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen des Doktors heran.

Albertine stieg aus. Sie gab dem Kutscher einen Befehl. Der Wagen fuhr rasch wieder davon.

Die junge Frau blieb so lange stehen, bis eine vorübergehende Person sich entfernt hatte.

„Ich muß! Ich muß!" flüsterte sie. „Meine Pein ist zu groß, ich weiß nicht mehr, wohin ich mich wenden soll."

Sie hob den Stein empor.

„Ein Papier! Er hat Wort gehalten!"

Behutsam legte sie den Stein zurück. Dann zog sie die Glocke. Zwei Minuten später befand sie sich in ihrem Zimmer. Sie las die Zeilen.

„Das ist keine Beruhigung!" dachte sie. „Welcher Grund könnte den Staatsanwalt abhalten, mich anzu-

klagen? Ich allein nur kann den Grund geben, wenn ich meine Ehre opfere. Und das geschieht nie, nie! O, mein armer Vater, meine arme Mutter!"

Gegen elf Uhr kam Bernhard. Er ging in sein Zimmer.

„Ob er mich aufsuchen wird?" fragte sich Albertine. Nach einer Viertelstunde erschien er bleich und verstört.

„Du hast mich gesucht?" fragte er.

„Ja."

„Warum?"

Sie antwortete durch ein bitteres Lächeln.

„Das war unbesonnen!" rief der Doktor.

„Bernhard, Du machst mir noch Vorwürfe?"

„Ich verdiene Dein Mißtrauen nicht."

„Willst Du meinen Wunsch nicht berücksichtigen?"

„Jeden Deiner Wünsche, wenn er vernünftig ist. Du kannst nicht wollen, daß ich meine Praxis einschränke. Ich bin der Hausarzt Fräulein Satlers."

Diese Worte sprach der Doktor mit so kalter Entschiedenheit, daß die arme Frau zusammenbebte.

„Bernhard," rief sie, „so kann es nicht bleiben! Zerstöre mein Mißtrauen durch eine offene Erklärung!"

„Mißtrauen? Mißtrauen?"

„Ich habe allen Grund dazu!"

Bernhard sah seine Frau traurig an.

„Dann, Albertine, bin ich sehr unglücklich! Glaubst

Du mir nicht, wenn ich versichere, daß ich Dich innig liebe?"

„O, wie gern möchte ich es!" rief sie unter Thränen. „Aber das ist kein Lieben, wenn man dem Geliebten mißtraut. Und ich bin Deine Frau! Das Benehmen jener reichen Dame hat mich verletzt. Es liegt etwas Geheimnißvolles darin, und ich muß es erröthend gestehen: Deine Versicherungen befriedigen mich nicht. Die Vernunft erregt in mir Vermuthungen, welche die Liebe zu unterdrücken bemüht ist. In meinen Herzen tobt ein fürchterlicher Kampf."

„Armes Weib!" rief er bewegt aus. „Denke nicht an solche Dinge! Glaube mir und ehre ein Geheimniß, das ich bewahren muß."

„Kann ich nicht Alles mit Dir theilen?"

„Alles, nur das Eine nicht!"

„Meide das Haus der Satler!" bat sie erregt.

„Vertraue mir nur noch kurze Zeit! Gehe nicht einen Schritt weiter in diesem Labyrinthe . . . Du geräthst an einen Abgrund, der Dich verschlingt. Albertine, Du kannst mir jetzt zum ersten Male in Deinem Leben ein Vertrauen ohne Grenzen beweisen . . . stoße mich nicht zurück! Ich fordere dieses Vertrauen als einen Beweis Deiner Liebe. Antoinette ist überspannt, stets krankhaft erregt . . . aber wir bedürfen ihrer zu unserem Glücke . . ."

„Mann, Du bist hartherzig!"

„Albertine!"

„Du forderst von mir Vertrauen, und doch verweigerst Du mir das Deinige!“

„Ein Arzt hat Rücksichten zu nehmen . . .“

„Ich will arm, ganz arm sein! Denke an meine Lage, denke daran, daß ich angeklagt bin!“

„Das eben ist es, Albertine! Antoinette kann und wird uns nützlich sein! Störe Deine junge Freundschaft zu ihr nicht . . . Du hast allen Grund, das seltsame Wesen zu schätzen und zu achten. Beargwöhne sie nicht, denn sie meint es wirklich gut mir Dir. Sie hat Dich lieb gewonnen, sie hofft von Dir ein glückliches Freundschaftsverhältniß. Und wenn ich Dir nun die Versicherung gebe, Antoinette ist eine reine, schöne Seele . . .“

„Sprich nicht weiter, Bernhard! Jedes Deiner Worte, das ich zu Gunsten des reichen Mädchens hören muß, zerreißt mir das Herz. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken: wären wir auf dem Lande in unserem bescheidenen Kreise geblieben!“

Sie verhüllte das Gesicht und weinte.

„Nein, ich darf es ihr nicht sagen!“ dachte Bernhard. Erfährt sie, daß Antoinette mich liebt, daß ich aus Mitleiden mit dem armen Geschöpfe rücksichtsvoll verfahre, so wird sie in ihrem Argwohn bis zum Aeußersten gehen.“

Es kam an diesem Abende zu keiner Erklärung. Der Gatte suchte durch Versicherungen zu beruhigen, ohne Gründe anzugeben, die Gattin war zu stolz, um ferner zu

bitten. Die arme Frau fühlte sich in dem Heiligsten verletzt, das sie empfand: in ihrer Liebe.

Albertine zog sich in das Schlafgemach zurück. Der Arzt sah ihr traurig nach.

„O, daß ich ihr diesen Kummer bereiten muß!" dachte er. „Warum vertraut sie mir nicht? Ich fühle mich rein von aller Schuld und kann ihr offen in das Auge blicken. Mein Gott, was beginne ich denn, um sie zu beruhigen? Ich muß einen Ausweg finden, werde mit Antoinetten berathen."

Er ging erregt durch das Zimmer.

Da fiel sein Blick auf die Toilette unter dem Spiegel. Zwischen dem Armbande und der Halskette lag ein Papier. Mechanisch ergriff er es und las. Er las die Zeilen, die Alexander geschrieben hatte.

„Was ist das? Diese Zeilen sprechen von dem Staatsanwalte, von einem Schützer und sind mit „Alexander" unterzeichnet?"

Er starrte lange das Papier an.

„Meine Frau hat Geheimnisse, hat sogar einen Schützer!" rief er leise aus. „Das Billet kann nicht an sie gerichtet sein. Es trägt keine Adresse . . . aber der Staatsanwalt, die Aussage, bei der sie bleiben soll, und Alexander, dieser verhängnißvolle Name. Alexander! Ich fasse den Zusammenhang der Dinge nicht."

Er legte das Papier zwischen die Schmucksachen zurück. Eine Ahnung beschlich ihn, eine Ahnung, die ihm

zuflüsterte: „Albertine weiß mehr als sie sagen will, sie verschweigt Dir Dinge, die Du wissen mußt! Sollte ihre Eifersucht, ihr dringendes Bitten Verstellnng sein?"

Sinnend saß er auf einem Sessel. Er fühlte sich geneigt, seine Gattin noch nicht zu verurtheilen, er wollte sie freisprechen; es war ihm unmöglich, sie in der Kunst der Verstellung für so erfahren zu halten, daß es ihr gelingen konnte, ihn zu täuschen. Wenn sie täuschen wollte, hätte sie das Papier nicht preisgegeben, sie würde es sorgfältig verborgen haben.

Ein Geräusch unterbrach sein Nachsinnen.

Albertine, die kaum halb ihre Nachttoilette vollendet hatte, kam aus dem Schlafgemache. Ihr volles Haar hing über den weißen Nachtmantel herab. Sie war zum Entzücken schön, verführerisch schön!"

„Bernhard," flüsterte sie, „gehe zu Bett!"

„Ich bin noch nicht müde!"

„Der Schlaf wird sich schon einstellen."

„Hier ist es warm . . . ich werde noch einen Brief schreiben."

„An wen, mein lieber Freund?"

„An meine Mutter. Ich habe lange Nichts von mir hören lassen."

„Schreibe morgen Früh!" bat sie schmeichelnd. „Du weißt, ich kann nicht schlafen, wenn Du an Deinem Platze fehlst!"

Er dachte:

„Sie will mich aus diesem Zimmer entfernen. Daß soll ihr nicht gelingen!“

Sie küßte seine Stirn.

„Wie kalt Du bist!“ rief sie erschreckt.

„O, mich friert nicht!“

„Komm, unser Schlafzimmer ist wärmer. Ich selbst habe dem Feuer noch einmal Nahrung gegeben.“

„Ich muß schreiben!“

„So setze Dich an mein Bett!“ bat sie, ihren weißen Arm um seinen Hals legend.

Bernhard beobachtete sie verstohlen. Ihre ängstlichen Blicke waren auf die Toilette gerichtet. Das leise Erschrecken, das sich in ihren Zügen malte, mochte der Anblick des Papiers hervorbringen. So deutete es der Arzt.

„Nach einer halben Stunde werde ich bei Dir sein?“

„Gewährst Du mir meine Bitte nicht?“

„Gönne mir eine Viertelstunde, dann komme ich zu Dir!“

Albertine seufzte tief und schwer. Dann verließ sie ihn, trat zu der Toilette, warf geräuschvoll, als ob sie unwillig wäre, die Schmucksachen in den Kasten und verschloß die Toilette.

„Ich erwarte Dich!“

Mit diesen Worten ging sie in das Schlafgemach zurück. Der arme Doktor ließ wie betäubt den Kopf auf die Brust herabsinken, als er gesehen hatte, daß mit den Schmucksachen auch das Papier verschwunden war. Albertine

hatte hier eine List gezeigt, die ihn mit Entsetzen erfüllte. Nun entfaltete sich sein wahrer Charakter. Er war minder niedergeschlagen als überrascht. Das Vergehen Albertinens war erwiesen. Der Gatte, zum Richter geworden über seine Gattin, die er anbetete, fand in seiner Seele die Kraft, ein unbeugsamer, aber auch ein gerechter Richter zu sein. Er zweifelte nicht mehr daran, daß Albertinens Betrug schon vor der Heirat begonnen habe . . . der unbekannte Schützer war ihm Beweis dafür. Alexander konnte sich unmöglich jetzt erst gezeigt haben. Die Bekanntschaft mußte eine ältere sein. Albertine war ohne Zweifel in das Geheimniß ihres Vaters eingeweiht. Er suchte einige Ruhe in dem Gedanken: warum aber sollte Albertine betrügen? Da antwortete die Eifersucht: kann sie nicht von einem Manne geliebt werden, wie Du von Antoinetten geliebt wirst?

Nach zwei Stunden hatte der Doktor einen Entschluß gefaßt.

„Es muß doch wohl wahr sein," dachte er „daß Franz Richter meine Frau am Arme eines jungen Mannes gesehen hat. Und dieser Mann ist der Schützer Alexander gewesen, jener Abenteurer, der die arme Rosalie betrogen hat. Meine Frau soll mich auf die Spur dieses Nichtswürdigen leiten. Ich will doch sehen, wie weit sie es in der Kunst der Verstellung gebracht hat."

Er trat in das Schlafzimmer. Nachdem er seine schlummernde Gattin geküßt, legte er sich nieder.

Viertes Kapitel.

Stieftochter und Stiefmutter

Antoinette kam aus dem Theater zurück. Petrine, die sie auf der Hausflur empfing, berichtete, daß Frau Satler das Fräulein um einen Besuch bitten lasse.

„Diesen Abend noch?"

„Ich glaube. Sie werden den Thee mit der gnädigen Frau einnehmen."

Als Antoinette ihre Schmucksachen abgelegt hatte, sagte sie der Zofe:

„Melde mich meiner Stiefmutter an!"

Die Zofe ging.

„Das wird eine stürmische Szene geben!" dachte sie unterwegs. „Die Mutter ist aufgeregt, die Tochter scheint gereizt zu sein."

Regina empfing die Meldung mit dem Stolze einer Königin.

„Gut! Servire den Thee, mein Kind!"

Eine Viertelstunde später saßen die beiden Damen beim Thee.

„Mein liebes Kind," begann die Mutter, „Sie wissen, daß ich nur einige Tage in der Residenz bleiben

wollte; jetzt hat sich die Nothwendigkeit eines längern Aufenthalts herausgestellt und ich bitte Sie um fortgesetzte Gastfreundschaft. Ich werde im nächsten Frühjahre wieder auf Reisen gehen."

Antoinette konnte das Mißbehagen nicht unterdrücken, das diese Bitte in ihr erregte.

„Bedürfen Sie denn meiner Gastfreundschaft?" fragte sie.

Regina verlor ihre Ruhe nicht.

„Nicht so ganz, mein liebes Kind; aber Sie begreifen wohl, daß eine allein stehende Dame Rücksichten zu nehmen hat. Warum wohnt die Mutter nicht bei der Tochter? wird man fragen. Warum schließt sich die Tochter nicht der Mutter an? Wir harmoniren nicht, wie es sich für unser verwandtschaftliches Verhältniß wohl geziemt; aber ich bitte Sie: lassen sie uns den Schein retten. Die Welt braucht nicht zu wissen, daß eine Meinungsverschiedenheit uns trennt. Und es ist ja im Grunde genommen doch nur eine Meinungsverschiedenheit . . . Sie fassen die Thätigkeit Ihres Vaters anders auf als ich . . . Immerhin! Wir Beide genießen nun die Früchte dieser Thätigkeit, an der auch ich den gebührenden Antheil genommen habe. Muß die Gattin doch dem Gatten beistehen, wie sie eben kann. Auf Dankbarkeit rechne ich nicht . . . ich zahle Ihnen einen Miethzins für die Etage, die Sie mir abtreten.

„Mein Gott, dieser Antrag . . ."

„Antoinette, habe ich Sie denn beleidigt? Ich liebe Sie wie meine beste Freundin. Kann ich Ihnen nützlich sein, so wird es ohne Frage geschehen. Warum hassen Sie mich?“

„Wollen Sie den Grund wissen?“

„Ich bitte Sie dringend.“

„Weil Sie meinen armen Vater zu dem gemacht haben, was er war.“

„O, mein armes, liebes Kind! Und was war denn Ihr Vater?“

„Ein Verbrecher! Ein doppelter Verbrecher, Madame! Und Sie haben ihn dazu gemacht! Sie, Sie!“

„Ich?“

„Keine andere als Sie!“ wiederholte Antoinette, die bleich geworden war vor Erregung.

Regina lächelte mitleidig.

„Sie sind immer noch krank! Eine solche Anschauung der Dinge . . .“

„Ist die richtige.“

„Und was hat denn mein seliger Mann verbrochen?“

„Er hat falsches Geld gemacht und geduldet, daß in seinem Landhause ein Mord verübt wurde!“

„Fräulein!“ fuhr Regina auf.

Antoinette flüsterte mit stechenden Blicken:

„Kennen Sie das Grab unter der Eiche?“

Die schöne Frau zuckte heftig zusammen.

„Sie phantasiren, meine Beste!“

„Ich habe die Todtengräber gehört und gesehen! Ihr Bruder und Vetter Bertram haben die Leiche in der Nacht verscharrt. Man hat mir gesagt, es seien zwei Männer abgereist . . . aber ein dritter ist begraben! Und Bruno Eichstädt hat die Hand dazu geboten! Sie gehören dem entsetzlichen Bunde an . . . ziehen Sie sich zurück, daß ich Ruhe gewinne! Die Tage, die ich in dem Landhause verbracht, sind die gräßlichsten meines Lebens . . . Sorgen Sie dafür, daß ich sie vergessen kann!“

„In diesen Worten liegt eine Drohung!“ rief Regina.

„Ich überlasse es Ihrem Ermessen. Da wir einmal bei offenen Erklärungen angekommen sind, bitte ich Sie, gnädige Frau, mir die Frage zu beantworten: Befinden sich unter den Banknoten, die ich von meinem Vater geerbt habe, falsche?“

„Wie kann ich das wissen!“

„Mein Vater hat Nichts ohne Ihren Rath, ohne Ihr Vorwissen unternommen! Sie sind der böse Geist, der den armen Mann geleitet hat! Um Ihre maßlosen Ansprüche zu befriedigen, hat er seine Unternehmungen bis auf das Gebiet des Unerlaubten ausgedehnt.“

„Genug!“ rief Regina in einem furchtbaren Ernste. „Ihre Anklagen sind zu schwer, als daß ich sie unberücksichtigt lassen sollte. Wäre ich wohl zurückgekehrt, wenn ich mich schuldig fühlte? Hätte ich nicht sicherer in einem Lande jenseits des Ozeans leben können, als hier in

Deutschland? Beantworten Sie sich diese Fragen! Immerhin mag Ihre kindliche Pietät den Vater freisprechen... ich, seine zweite Gattin, vermag es nicht. Die Fabrikation falscher Banknoten blühte schon, als ich Herrn Satler kennen lernte. Vetter Bertram, dieser Tausendkünstler, war die Seele des Geschäfts. Man betrieb es nach einem so großartigen Maßstabe, so vorsichtig und geheimnißvoll, daß die Gefahr der Entdeckung nicht leicht eintreten konnte. Die Agenten, die sich mit einem furchtbaren Eide verpflichtet hatten, zum ewigen Stillschweigen, mußten als Opfer fallen . . . auch sie konnten, wenn sie es gewollt hätten, die Werkstatt nicht angeben, in der die falschen Banknoten gefertigt wurden. Und wer warf Verdacht auf den reichen Herrn Satler, der als Konsul überseeischer Länder eine Autorität, ein offizieller Mann war? Die Summen, die hier und dort in falschen Noten ausgezahlt wurden, berührten ihn nicht. Landesherrliche Kassen enthalten falsches Geld, von den ersten Bankhäusern werden Papiere ausgegeben, die Vetter Bertram gefertigt hat. Man weiß nicht mehr, wer der Betrüger, wer der Betrogene ist. Und nun, mein liebes Kind, merken Sie auf: ich werde Ihnen darthun, daß ich Ihrem Vater eine treue Lebensgefährtin gewesen."

Regina erhob sich.

„Zunächst sollen Sie erfahren, warum ich Sie zu mir in dieses Zimmer habe bitten lassen. Jede meiner Handlungen hat einen triftigen Grund."

Sie verschloß die Thür, die auf den Korridor führte.

„Was beginnen Sie?" fragte Antoinette, die ängstlich geworden war.

„Nichts, das Sie beunruhigen könnte. Sie müssen wissen, warum ich in diesem Hause wohnen will. Vielleicht bitten Sie mich darum, daß ich bei Ihnen bleibe. Und Sie sind ja die Tochter des Mannes, dessen Ehre ich zu retten gedenke."

Regina zog einen kleinen Schlüssel hervor, den sie an einer Goldkette trug. Rasch schritt sie auf ein Wandgemälde zu, das eine Gruppe junger Mädchen darstellte. Indem sie ihren Finger auf das rechte Auge eines der Mädchen legte, löste sich das Bild von der Wand ab und eine kleiue ovale Thür ward sichtbar, die sie mit dem Schlüssel öffnete.

Antoinette hatte keine Ahnung von dem Vorhandensein dieses Mechanismus, der mit überraschender Pünktlichkeit dem leisen Fingerdrucke gehorchte.

„Was ist das?" rief sie, zur Bildsäule erstarrt.

„Der Eingang zu dem Atelier Ihres Vaters!"

„Herr, mein Gott!"

„Nun folgen Sie mir."

„Wohin?"

„Sie müssen Alles wissen; ich will durchaus kein Geheimniß mehr vor Ihnen bergen."

Regina hatte die Kerze ergriffen.

„Ihnen darf ich mich wohl anvertrauen!" sagte sie

sarkastisch lächelnd. Begleiten Sie mich; der Weg ist weder gefährlich noch belästigend."

„Gehen Sie voran!"

Regina stieg eine Treppe von acht Stufen hinab. Die Stieftochter folgte ihr. Beide schritten nun durch einen kurzen Gang, der mit Quadersteinen gepflastert war. Die Decke war gewölbt. Das Streifen der Damenkleider verursachte ein tönendes Geräusch. Es war kalt in dem schmalen Gange. Die Stiefmutter erschloß eine zweite Thür.

Die Kerze erhellte ein zwar niederes, aber geräumiges Gemach, dessen Wände freundlich tapezirt waren. Rechts stand ein Schreibpult mit zwei Arbeitssesseln. Links zeigte sich ein Tisch und ein Sopha. Sämmtliche Möbel waren bequem und elegant. Den Boden bedeckte ein schwerer Teppich von Wolle. Hier und dort lagen Papiere und Bücher. Zwischen den Bildern an der Wand zeigten sich Pistolen, Büchsen und Säbel. Man konnte das Gemach für das eines Waffenliebhabers halten. Ein Fenster war nirgends zu gewahren.

Regina zündete einige der Kerzen an, die sich auf Bronzearmen, welche in den Wänden angebracht waren, befanden. Es war sehr wohnlich in dem Souterrain.

„An jenem Tische hat Ihr Vater manche Stunde gearbeitet!" sagte die Stiefmutter. „Hier hat er das Vermögen erworben, dessen wir uns erfreuen. Wir wären arm, bettelarm, wenn das Glück unserm Versorger nicht günstig gewesen. Gehen wir weiter."

Sie öffnete eine Tapetenthür.

Das Licht der Kerze beleuchtete ein Zimmer, das mit verschiedenen Maschinen und Geräthen angefüllt war. Antoinette schauderte zurück; sie begriff, wozu diese Maschinen gedient hatten.

„Hier hat Vetter Bertram gearbeitet!" sagte Regina. „Hier sind die Banknoten entstanden, die unsere Agenten verbreiteten. Keine Werkstatt der Welt hat sie besser geliefert als die unsrige. Bertram ist ein unübertroffener Meister in seiner Kunst."

Antoinette glaubte die Beute eines Traumes zu sein; sie sah mit starren Blicken um sich. Die Geräthe und Maschinen kamen ihr wie gespenstige Dinge, wie Henkerswerkzeuge vor.

„Heiliger Gott!" flüsterte sie. „Und ich habe keine Ahnung davon gehabt!"

„Nur drei Personen waren eingeweiht: Ihr Vater, Ihr Vetter und ich."

„Warum hat man diese Geräthe, die Zeugen des Verbrechens, nicht zerstört?"

„Den Grund werden Sie später erfahren."

Beide traten in das erste Zimmer zurück.

Regina setzte einen Mechanismus in Bewegung, der einen Wandschrank öffnete. Man sah Pakete, die ordnungsmäßig aufgeschichtet lagen. An jedem einzelnen dieser Pakete befand sich eine Etikette, genau wie in einem Waarenlager.

„Eine Million!“ rief Regina, deren Augen glühten.

Antoinette bebte zurück.

„Sie werden diese Papiere nicht berühren! Es ist genug geschehen des Frevels, der uns noch verderben kann.“

„Nein, mein Kind, unsere Thätigkeit hat nun ein Ende.“

„Warum haben Sie mich an diesen Ort geführt?“

„Um Ihnen zu zeigen, daß Sie auf einem Vulkan leben, der durch die kleinste Unvorsichtigkeit zur Eruption gebracht werden kann. Ein unbedeutender Funken läßt den Brand auflodern. Begreifen Sie nun, warum Ihr Vater forderte, daß Sie dieses Haus nicht verkaufen und es allein bewohnen sollen? Begreifen Sie nun, warum ich zurückgekehrt bin.“

Antoinette hauchte wie vernichtet vor sich hin:

„Ich begreife Alles!“

„Wir theilen den Reichthum,“ rief die Stiefmutter, „theilen wir nun auch die Sorge für die Beseitigung der Gefahr. Mein Bruder wird uns unterstützen.“

Entsetzt fuhr das junge Mädchen empor.

„Ihr Bruder?“

„Wir dürfen einen Andern nicht wählen.“

„Er ist ein Mörder!“

„Ihr Verdacht ist unbegründet, meine Beste. Arnold hat nie seine Hand mit Blut befleckt. Er kennt unsere Geheimnisse und darum müssen wir ihn annehmen.“

Regina schloß den Schrank. Dann löschte sie die Kerzen aus.

„Gehen wir zurück. Ich habe mich nun überzeugt, daß ein Verräther in diese Werkstatt nicht eingedrungen. Und sie wissen, was zu thun ist."

Die beiden Damen befanden sich wieder in dem Zimmer.

Regina öffnete die Thür und rief die Zofe, die sogleich erschien.

„Gehe zu Bett, Petrine; wir bedürfen Deiner Dienste nicht mehr."

Petrine verschwand. Sie ging aber nicht sogleich zu Bett, sie blieb vielmehr wach, schrieb einen Brief und zählte ihre Kasse. Die Zofe dachte an das Etablissement Alexanders und an ihre Heirat.

Die Stiefmutter saß der Stieftochter gegenüber.

„Morgen trifft mein Bruder ein," begann sie. „Ihm bleibt die Vernichtung des Ateliers überlassen. Nach einigen Tagen schon wird jede Spur unserer früheren Thätigkeit verschwunden sein. Nun theile ich Ihnen den Grund unserer schnellen Abreise mit. Herrn Bruno Eichstädt, der sich in seinen Hoffnungen auf ihren Besitz getäuscht sah, war nicht zu trauen, trotzdem er einen feierlichen Eid auf das Kruzifix geschworen, nicht zum Verräther zu werden. Wir trafen unsere Vorkehrungen und reisten nach England, wo wir den Verlauf der Dinge ruhig abwarten konnten. Kaum hatte Ihr Vater das Schiff betreten, als er so hef-

tig von der Seekrankheit befallen wurde, daß er einem Sterbenden glich. Wir brachten ihn halb todt an das englische Ufer. Ein Geschäftsfreund in Dower sah und erkannte ihn. Er leistete dem schwer Erkrankten in der Nacht Gesellschaft. Als er schied, drückte er mir die Hand und sagte theilnehmend: „Der arme Mann erlebt den Morgen nicht; Gott schütze und tröste seine Witwe.“ Wer Herrn Satler um Mitternacht gesehen, mußte wirklich an seinen Tod glauben, denn er schien dem Verscheiden nahe zu sein. Er war besinnungslos, hatte gebrochene Augen und lag in völliger Agonie. Durch eine wunderbare Reaktion ward indeß die Kraft der Krankheit gebrochen. Gegen Morgen begann der Kranke zu sprechen, forderte Erquickung und reichte mir und Vetter Bertram die Hand. Mit dem Grauen des Tages erschien der Geschäftsfreund. Ich empfing ihn in dem Wohnzimmer.“

„Das schlimmste ist eingetroffen!“ rief er. „Nicht wahr? Sie sehen bleich und verwirrt aus . . .“

„Ja!“ antwortete ich ihm.

„Ich wußte es gestern schon!“ rief das Original, ein echter Engländer. „Krankheiten dieser Art sind mir bekannt, sie endigen stets mit dem Tode. Die Aerzte wissen kein Mittel; sie sind eben so rathlos als wir Laien. Der Todte muß nach dem schrecklichen Kampfe entsetzlich aussehen . . .“

„Wollen Sie ihn noch einmal . . .“

„Um des Himmelswillen nicht!“ rief zurückschau-

dernd der Geschäftsfreund. „Die Erinnerung an den theuern Mann, wenn ich seine entstellte Hülle gesehen, wird mir Tag und Nacht nicht Ruhe lassen. Meine Nerven sind so schwach, daß ich einen Todten nicht sehen kann.“

Ich drang nicht weiter in ihn.

Nun erschien Vetter Bertram.

Er empfing die Kondolationen des Engländers.

„Sie erzeigen mir einen Dienst!“ sagte der Vetter.

„Tausend für einen.“

„Berichten Sie unsern Geschäftsfreunden das Ableben Herrn Satlers.“

„Auf der Stelle!“

„Mir fehlen Ruhe und Fassung dazu.“

„Ich werde ein Dutzend Briefe schreiben und das traurige Ende des Verblichenen schildern. Das bin ich dem Andenken des Freundes schuldig.“

Und eilig entfernte er sich.

Wir haben ihn nicht wiedergesehen, aber erfahren, daß er als Zeuge den Tod des Herrn Satlers getreulich berichtet hat. Man glaubt ihm, denn er ist als Ehrenmann bekannt. Seine Briefe sind nicht minder giltig als ein ärztliches Attest oder ein Todtenschein.

„Mein Vater lebt?“ rief Antoinette.

„Er lebt in Fülle der Gesundheit. Wir benützten die Gelegenheit, die Nachricht von seinem Tode auszusprengen, daß er sich um so ruhiger der Früchte seiner gefahrvollen

Unternehmungen erfreuen könne. Die List, der wir uns bedient, möge der Ernst der Situation entschuldigen."

„Wo lebt mein Vater?"

„In Schottland; natürlich unter einem angenommenen Namen. Nun ist er, wie sich die Dinge in Deutschland auch gestalten mögen, vor Nachstellungen sicher. Ich unternahm die Reise, um für die Vernichtung der Werkstatt zu sorgen und Ihnen das mitzutheilen, was wir einem Briefe nicht anvertrauen konnten. Das Leben liegt abgeschlossen hinter uns . . . wir haben bereits eine neue Zeit begonnen. Ein schönes schottisches Schloß, romantisch in den Bergen gelegen, ist unsere Wohnung und ein Dutzend Bauern ist uns dienstbar."

Regina weidete sich einige Augenblicke an der Ueberraschung ihrer Stieftochter.

Dann fuhr sie fort:

„Sie sind unglücklich, mein liebes Kind, in der Liebe. Ich weiß, was das bedeutet. Man duldet namenlose Pein und wird nie seines Lebens froh, das doch so rasch verfließt. Wie lange ist man jung? In reiferen Jahren bietet die Liebe keine Poesie mehr . . . das Reale tritt in den Vordergrund. Damit Sie nun sehen, daß ich für Sie mütterlich sorge, mache ich Ihnen den Vorschlag: begleiten Sie mich nach Schottland. Ihr Vater sehnt sich nach Ihnen . . . er wird ganz glücklich sein, wenn er Sie in seiner Nähe hat . . . unser neues Vaterland ist paradiesisch . . . man wird Sie dort wie eine Fürstin ehren."

Antoinette lächelte schmerzlich vor sich hin.

„Nein, nein!" flüsterte sie.

„Denken Sie an Ihren Vater."

„Ich beklage ihn herzlich."

„Nur Sie fehlen zu seinem Glücke."

„Aber ich werde dort nicht glücklich sein!" rief das junge Mädchen nach einem kurzen Seufzer. Ach, wäre es mir doch möglich ... Ich muß hier bleiben! Sprechen wir nicht mehr davon!" fügte sie hastig hinzu.

Regina schwieg.

Sie betrachtete ihre Stieftochter, die gedankenvoll nach dem Wandgemälde sah.

„Antoinette!" unterbrach sie nach langer Pause das Schweigen, indem sie die Hand des jungen Mädchens ergriff. „Sie sind wirklich unglücklich. Berathen wir, was, um Abhilfe zu schaffen, zu thun ist. So können Sie nicht fortleben. Sie haben den Arzt und seine Frau in Ihren Bereich gezogen ... das ist eine bewunderungswürdige Resignation! Die Frau, die Sie um ihr Lebensglück gebracht, ist Ihre Freundin ... Werden Sie diesen Zustand lange ertragen können? Ich begreife Sie, ich durchschaue Sie ganz!"

Eine furchtbare Angst hatte sich Antoinettens bemächtigt.

„Brechen wir ab!" rief sie mit erstickter Stimme.

Sie fühlte, daß die Stiefmutter Recht hatte.

„Ich halte es für Pflicht, Sie mit sich selbst in's Klare zu bringen."

„O, lassen Sie mich!"

„Sie leiden, Sie leiden furchtbar!"

Antoinette brach in Weinen aus; sie konnte dem jähen Andrange der Gefühle nicht länger wiederstehen.

Die Stiefmutter fuhr fort:

„Fassen Sie Muth, Antoinette. Nach Lage der Dinge müssen wir mit kaltem, nüchternem Verstande verfahren. Ich weiß, daß Albertine mit ihrem Manne nicht glücklich lebt."

„Das wissen Sie?"

„Sehr genau."

„Wie ist das möglich?"

„In Ihrem Interesse habe ich die junge Frau beobachtet."

„Und nun?"

„Vorsichtig beobachtet . . ."

„Weiter, weiter!"

„Albertine hatte eine Jugendliebe aufgegeben, die Liebe zu einem Manne, der arm war. Jetzt betrügt sie sie ihren Gatten, der sich wahrhaft geliebt glaubt."

„Mutter!" kreischte Antoinette auf, indem sie die Hände rang.

Es war das zweite Male in ihrem Leben, daß sie Regina mit diesem Namen nannte.

„Albertine liebt Glanz und Luxus . . . der Arzt hat sich ihretwegen ruinirt . . .“

„Das ist wahr!“

„In der Zeit, als er ihr Nichts mehr bieten konnte . . . hat sie sich der ersten Jugendliebe wieder zugewendet.“

„Albertine?“

„Die Frau Doktorin!“ versicherte Regina.

„Man verleumdet wohl? Ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben. Nur wenn Beweise vorliegen . . .“

„Die Beweise sind da.“

„Wer kann sie liefern?“

„Ich!“ rief Regina triumphirend.

„Es ist ja nicht möglich!“

„Ich selbst habe gesehen, daß die Frau Doktorin am Arme eines jungen Mannes hing, der sie Abends gegen zehn Uhr bis an ihr Haus brachte. Hier nahmen Beide zärtlich Abschied. Der ame Doktor! Er besuchte gewiß einen Kranken . . . Ich würde, mein Kind, an eine Täuschung glauben, wenn dies möglich wäre. Was verliert der Doktor, wenn er die Ungetreue verläßt. Er begleitet Sie gewiß gern nach Schottland . . .“

Antoinette bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, als ob sie von einer strahleuden Sonne geblendet würde. Einen solchen Gedanken zu fassen. hatte sie bis jetzt nicht gewagt.

„Der Strahl zündet!“ dachte Regina, die lächelnd

zu ihrer Stieftochter hinübersah. So werde ich mein Ziel erreichen."

„Nun gute Nacht!" flüsterte Antoinette in fieberhafter Aufregung. „Ich muß ruhen . . . mir brennt der Kopf . . ."

Sie stand auf.

Regina folgte, die Hand des jungen Mädchens erfassend.

„Lieben Sie Bernhard Hagen noch? Können Sie ohne ihn nicht reisen? Da er Sie liebt, wird er Sie gern begleiten . . . Nehmen Sie getrost seine Huldigungen an . . . Albertine läßt sich mit Geld abkaufen. Treffen Sie mit ihr ein Abkommen . . . Sie bedürfen des Mammons nicht . . . was Sie hier verlieren, finden Sie bei dem Vater zehnfach wieder, der mit bangem Herzen an seine Tochter denkt. Ueberlegen Sie und theilen Sie mir morgen Ihren Entschluß mit. Ich werde treulich dazu beitragen, daß Sie glücklich werden."

Zum ersten Male warf sich Antoinette ihrer Stiefmutter in die Arme. Sie konnte sich nicht enthalten auszurufen:

„Ich bin recht unglücklich!"

Dann entwand sie sich den sie umschlingenden Armen und eilte aus dem Zimmer.

„Gut!" flüsterte Regina. „Man gebe den Kindern das, was sie wünschen, und sie sind zufrieden. Dieses

Kind wird mir durch Gefügigkeit danken . . . es liebt ja den Doktor noch."

Antoinette erreichte wie eine Trunkene ihr Zimmer. Ihre Hände zitterten so heftig, daß sie kaum die Kerze anzünden konnte.

„Bernhard ist unglücklich!" flüsterte sie. „Und er muß es wohl sein, das verräth seine stete Unruhe. Aber wird er sich trennen können von seiner Frau? Liebt er sie nicht zärtlich? Hat er sich für sie nicht geopfert? die Undankbare! Sie verdient, daß er sie verläßt. Das will sie ja. Danach strebt sie. Herr, mein Gott, gib, daß ich Bernhard glücklich machen kann. Ein schönes Schloß in den romantischen Bergen Schottlands . . . fern von dem Treiben der arglistigen Welt . . . ohne Furcht vor Nachstellungen . . . an der Seite Bernhard's, des Mannes, den ich glühend liebe, den ich je mehr liebe, je näher ich ihn kennen lerne . . . lieber Gott, bewahre mich vor Wahnsinn! Ich habe viel gelitten, hatte mich mit mir selbst bereits abgefunden und eine tröstende Ruhe gewonnen . . . ich wollte mich mit Albertinen zum Glücke Bernhard's vereinigen . . . da scheucht mich ein Blitz empor und zeigt mir die Zukunft in glänzender Gestalt."

Sie sank betroffen auf einen Sessel nieder.

Traurig spielte sie mit der Schleife ihres Gürtels.

„Darf ich denn auch meiner Stiefmutter glauben? Wenn die Frau, die ich für falsch halte, mich belogen hätte! . . . Ach, und mein Vater lebt, den ich beweint

habe! Unter mir befindet sich die gräßliche Werkstatt ... ich fühle, daß ich fort muß! Regina hat Recht ... ich lebe auf einem Vulkan, den ein Zufall entzünden kann. Ich muß fort; aber nicht ohne ihn! Ich kann nur in seiner Nähe leben! Ach, wenn er mich begleitete ... Albertine sollte all mein Vermögen als Entschädigung erhalten. Ich bin an Reichthum gewöhnt, habe stets im Ueberflusse gelebt; an seiner Seite würde ich vor Sorgen und Elend nicht zurückschrecken ... der Reichthum ist Nichts, wenn das Herz keine Ruhe findet."

Die arme Antoinette schwankte zwischen Zweifel und Hoffnung. Zitternd vor Fieberfrost suchte sie ihr Bett auf. Die seltsamsten Träume beunruhigten den Schlaf, in den die Erschöpfte verfiel.

Fünftes Kapitel.

Die Irrsinnige.

Es war Nachmittag.

Der Doktor Hagen wollte soeben seinen Geschäftsgang antreten, als ein Bote des Grafen Münster erschien. Der Brief, den er überbrachte, forderte den Arzt dringend auf, sofort zu der kranken Rosalie zu kommen.

„Der Wagen hält vor dem Hause!“ fügte der Bote hinzu.

An eine ablehnende Antwort war nicht zu denken. Der Arzt sagte zu. Ehe er das Haus verließ, ging er in das Zimmer seiner Frau.

Christiane war beschäftigt, die Möbel zu reinigen.

„Wo ist meine Frau?“

„Die Frau Doktorin macht einen Spaziergang.“

„Hat sie gesagt wohin?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Hat sie sonst einen Auftrag für mich hinterlassen?“

„Auch das nicht. Ich weiß nur, daß die Frau Doktorin gegen Abend zurückkehren wird.“

Das war dem armen Manne eine neue Erscheinung. Noch nie hatte sich Albertine entfernt, ohne vorher Nachricht davon zu geben.

„Christiane!“

„Herr Doktor?“

„Sage meiner Frau, daß ich zu einem Kranken auf das Land geholt sei. Ich könne nicht bestimmen, wann ich znrückkehre.“

Er ging, warf sich in den Wagen und fuhr ab. Das Herz war ihm recht schwer. Die furchtbare Meinung hatte bei ihm Wurzel gefaßt: Albertinens Liebe zu ihm sei erkaltet, sie berge Geheimnisse und hintergehe ihn. Und hatte er nicht Grund genug dazu? Auch das Schweigen des Staatsanwalts kam ihm verdächtig vor ... Er ver-

senkte sich in das grundlose Meer des Zweifels und des Argwohnes.

Es war kalt. Der Frost hatte die Wege fest gemacht. Rasch rollte der Wagen dahin. Die Sonne warf von Zeit zu Zeit bleiche und matte Strahlen durch zerrissenes Gewölk. Bald neigte sich der kurze Wintertag seinem Ende zu. Als der Wagen in dem Hofe der Villa hielt, verschwand das letzte Abendroth hinter den Bergen.

Der Graf stand auf der untersten Stufe der Treppe, die zu dem Hause führte. Er streckte dem Doktor beide Arme entgegen.

„Wie befindet sich unsere Patientin?"

„In einem wunderbaren Zustande, Doktor. Ich würde mich vergeblich bemühen, ihn zu beschreiben. Folgen Sie mir, ich bitte!"

Beide stiegen die Treppe hinan. Von dem Balkon aus warf der Arzt einen Blick auf die Gegend. Es war noch hell genug, daß er die nächste Umgebung erfassen konnte. Das schmale Thal, dessen Sohle der Bach bildete, zog sich zwischen zerklüfteten mit Tannen bewachsenen Felsen hin. Man hörte das Gemurmel des Wassers und das Rauschen des Abendwindes in den schlanken Wipfeln der Bäume.

Im Osten zeigte sich die helle Sichel des Mondes. Bei einzelnen Windstößen konnte man das Geklapper einer Mühle unterscheiden, die stromaufwärts tief unten im

Thale lag. Auch der Winter bot landschaftliche Schönheiten, die dem Städter fremd waren.

„Ich lese in Ihrer Seele!" sagte bewegt der Graf. „Nicht wahr, Sie denken, wie ich: wer sich doch der herrlichen Natur so recht aus vollem Herzen erfreuen könnte!"

„Es ist wahr, es ist wahr!" murmelte der Arzt.

„Kaum hat man ein wenig Seelenfrieden errungen, so zerstört ihn die rauhe Hand des Schicksals . . ."

„Sagen Sie richtiger, die Hand der Menschen, die sich gegenseitig zu Tode hetzen. Bürden wir dem Schicksale nicht auf, was die Leidenschaften verschuldet haben."

Sie traten in den Salon, der mild erwärmt und durch Kerzen erhellt war. Der Graf selbst nahm seinem Gaste den Pelz ab.

„Ich schildere Ihnen den Zustand Rosaliens nicht; Sie werden ihn ermessen können, wenn Sie die Kranke beobachtet haben. Nur so viel mögen Sie wissen, daß ihr körperliches Leiden milder geworden. Der Grund, weshalb ich Sie dringend um einen Besuch gebeten, ist der: meine Nichte selbst hat nach Ihnen verlangt."

„Führen Sie mich zu ihr!"

Der Graf öffnete die Thür des anstoßenden Gemachs. Der Leser kennt die wunderliche Ausschmückung desselben. Heute brannte nicht nur die Ampel, auch die Kerzen auf dem Betpulte waren angezündet.

Als der Arzt eintrat, stand Rosalie zwischen den Blumen, die sie tränkte. Ihr aufgelöstes Haar floß über

den grauen Mantel herab, den eine weiße Schnur in der Taille zusammenhielt. Sie bemerkte die Eintretenden nicht und fuhr ruhig in der Beschäftigung fort, der sie sich mit großer Liebe hinzugeben schien. Ihren Mund umspielte jenes unheimliche Lächeln, das den kranken Geist verräth.

Plötzlich blieb sie stehen und betrachtete sinnend die weißen Kamelien. Der Ausdruck ihres feinen weißen Gesichts war finster geworden. Sie begann mit leiser Stimme zu singen. Sie sang in wunderlichen Tönen verworrene Melodien, leise, zitternd, geheimnißvoll. Und doch verstand man die Worte. Singend sprach sie von ihrer glücklichen Liebe, von ihrem Vater, den sie auf dem Todtenbette gesehen und von den Verpflichtungen, die er ihr auferlegt hatte. Dazwischen flüsterte sie, als ob sie einen Trost darin suchte:

„Ich bin eine gute Tochter gewesen! Ich habe den Willen des Sterbenden erfüllt! Gott sei meiner Seele gnädig!"

Dann weinte sie still vor sich hin.

„Mein Kind! Mein Kind!" schrie sie plötzlich in herzzerreißenden Tönen. „Der Graf schleudert es in den Fluß! Wie die Wellen rauschen, die schwarzen Wellen! Es blitzt in der Tiefe . . . das ist das Feuer Gottes! Ich bin keine Sünderin . . ."

Sie kauerte sich nieder und starrte den dunklen Boden an.

„Hier will ich mein Kind begraben . . . auf dem

hohen Berge . . . unter Linden! Dort unten rauscht der Fluß, er kann seine Wellen nicht auf den Berg wälzen . . . das schöne Farnkraut mit den schönen gelben Blättern . . . und diese weiße Rose sei des Hügels Schmuck . . . Auf dem Grabe meines Vaters stehen weiße Rosen . . . wie schön schmücken sie das Haupt des todten Kindes, das ich geboren habe . . . Schlummere sanft, mein holder Engel, unter Blumen gebettet! Ich bin immer bei Dir . . . ich will so lange an Deinem Grabe beten, bis ich todt bin . . . Dein Vater liebt mich ja nicht, er hat mich verlassen . . . der falsche Graf! Und Dich hat er getödtet."

Rosalie neigte das Ohr zur Erde und lauschte mit wachsender Spannung und Aengstlichkeit.

„Es weint in seinem Grabe . . ." flüsterte sie hastig und ihr Athem ging kurz und rasch. „Wie tief und hohl das klingt! Dich dürstet wohl? Mein Gott, wie kann ich ihm Labung bringen . . . die Erde ist kalt und hart . . . sie spottet meiner Thränen, der Thränen einer armen Mutter, die sie nicht eindringen läßt . . . Jetzt wird das Weinen sanfter . . . still, immer stiller . . . ich höre es kaum noch . . . nun ist es vorbei . . . mein liebes Kind schläft wieder . . . schlafe wohl, schlafe wohl . . . schnell die Blumen herbei! Es sind schöne Blumen . . . ich habe sie geholt aus dem Garten meines Vaters!"

Sie sprang auf und trug die Kamelien herbei, die sie in einem länglichen Kreise aufstellte. Mit kindischer Freude betrachtete sie die Blumen. Ihre Augen leuchteten, ihre

Züge verklärten sich. Sie begann unter Schluchzen laut zu lachen. Dann erschrack sie.

„Ich wecke mein Kind auf!" rief sie bestürzt. „Ob es noch schläft?"

Sie legte sich auf den Boden und lauschte, indem sie das Ohr auf den Teppich drückte. Die beiden Männer konnten ihr Gesicht sehen, dessen Aengstlichkeit sich nach und nach in Schrecken verwandelte. Sie erhob sich langsam und streckte die Hände aus. Mit allen Zeichen des höchsten Entsetzens flüsterte sie:

„Das hohle Brausen . . . es kommt näher und immer näher . . . die Wellen überschreiten das Ufer . . . sie wälzen sich in dunkler Masse den Berg heran . . . aber ich stehe auf dem Gipfel an dem Grabe meines Kindes . . . bis hierher kommt der Wasserschwall nicht, der sich an jenen Felsen dort bricht . . . Wie er braust und zischt . . . der weiße Schaum spritzt hoch auf . . . der Berg erbebt, aber er wankt nicht . . . Nun zuckt der Strahl empor . . . das Feuer Gottes! Es umzingelt den Mörder meines Bruders . . . Ob es ihn vernichtet? Ob es ihn verbrennt und in die Tiefe schleudert? Das Wasser steigt höher . . . es spritzt über die Felsen hinweg . . . Heiliger Gott, habe Erbarmen mit meinem kleinen Grabe, ich habe es so schön geschmückt und mein Kind schläft ruhig und süß . . . Wehre den Wogen . . . der Platz wird kleiner, immer kleiner! Sie benetzen schon meine Füße . . . Hu, wie kalt! Das ist Eis . . . Und der Wind saust . . ."

Rosalie erfaßte mit beiden Händen das lange herabwallende Haar; sie hielt es fest und starrte mit weitaufgerissenen Augen zu Boden, als ob sie eine Tiefe vor sich hätte und jene Ereignisse stattfänden, die ihr kranker Geist so eben geschildert. Ihr ganzer Körper bebte. Der Schreck und die Todesangst hatten ihr die Sprache geraubt. Sie war leichenblaß geworden.

„Das Grab! das Grab!" schrie sie. „Die Blumen wanken, der Hügel weicht . . . Da schwimmen sie auf den gelben Wogen . . . Mein Kind, es stürzt in den Abgrund . . . Das Grab ist verschwunden!"

Sie schwankte.

Der Arzt eilte herbei und fing die Sinkende in den ausgebreiteten Armen auf. Dann legte er sie sanft auf den gepolsterten Fuß des Betstuhls, der in der Nähe stand.

„Diese Szene," sagte der Graf, „wiederholt sich heute, fast ohne Veränderung, zum dritten Male. Rosalie wird bald erwachen und dann nach Ihnen fragen."

Der Doktor hatte sich neben der jungen Frau niedergelassen; er hielt ihre Hand und prüfte den Puls.

So vergingen einige Minuten.

Da regte sich die Kranke. Der Arzt entließ ihre Hand.

Rosalie stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Mein Gott! Mein Gott!" flüsterte sie ganz leise. „Der Morgen bricht wieder an, die lange, lange Nacht ist

vorüber. An jenem Berge hängt das Morgenroth in glühendem Scheine . . . und doch ist es kalt, mich friert. Ja, der Winter ist da . . . Winter? Was ist das für ein Name? Ich habe ihn schon früher gehört. Winter! Winter!" wiederholte sie, als ob sie in ihrem Gedächtnisse forsche.

Nun schwieg sie lange. Sie hatte sich emporgerichtet und hielt die Hände zum Gebet verschlungen

„Ich muß den Pfarrer warnen," fuhr sie fort. Er soll dem Winter sagen, daß er die Banknoten abliefere, die man ihm in Verwahrung gegeben hat. Sie gehören wohl meinem Bruder wie ich glaube . . . er besitzt ja den Ring, der an den furchtbaren Schwur erinnert . . ."

Sie schwieg wiederum. Diesmal sehr lange. Ihr Geist mußte sich mit angenehmen Dingen beschäftigen, denn sie lächelte und spielte mit den Spitzen ihres Haares. Die Schreckensszenen mochte sie vergessen haben.

„Onkel!" rief sie, fröhlich aufblickend wie ein Kind.

„Hier bin ich!" antwortete der Graf, der näher trat.

„Sie wollten den Mann rufen lassen, der den Pfarrer kennt. Sie haben es wohl vergessen?"

„Nein, mein liebes Kind."

„Wird er kommen?"

„Ja."

„Das ist gut. Zu ihm habe ich Vertrauen. Er wird mich führen und mir das Grab zeigen, das ich suche."

„Der Mann ist ein geschickter Arzt . . ."

„So kann er meinen kranken Kopf heilen, der stets schmerzt."

„Wenn Du ihm Alles sagst, was Du weißt, wird er sich Deiner annehmen. Er wird Dir auch Dein Kind zurückgeben."

Rosalie warf das schwere Haar zurück und fragte verwundert:

„Ist es denn wirklich nicht todt?"

„Es lebt."

„Wo? Wo?"

„Das wird Dir der Arzt sagen und der gute Pfarrer."

„O, so lassen Sie doch den Arzt kommen!" bat sie in rührenden Tönen. „Ich erinnere mich . . . er hat von dem Pfarrer gesprochen."

„Der Arzt ist schon da!" sagte der Graf.

„Wo ist er denn?"

„Er sitzt Dir zur Seite."

Bernhard Hagen ergriff sanft ihre Hand.

„Hier bin ich, gnädige Frau. Ich habe nicht gesäumt, zu Ihrer Hilfe herbeizueilen. Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen nützlich, ein Retter sein soll, müssen Sie mir offen antworten."

„Das will ich gern. Fragen Sie nur, fragen Sie nur! Aber Sie müssen Nachsicht mit mir haben. Denn sehen Sie, Herr Doktor, mein Kopf ist krank. Es gab eine Zeit, in der man ihn mit Eis bedeckte und mit Wasser überschüttete . . da hat er viel gelitten. Man wollte mir.

auch das Haar abschneiden, das schöne Haar, das dem Grafen so gefiel . . . aber ich habe mich gewehrt, denn ich mußte es behalten. Da kam der Bruder meines seligen Vaters . . . Ich erinnere mich seiner Ankunft noch genau."

Der Arzt sah erstaunt den Grafen an.

„Meine Nichte befindet sich heute wohl!" rief dieser. „Benutzen wir doch die günstige Zeit. Deinen Arm Rosalie! Begleite mich in den Salon."

Und so geschah es. Die Gräfin hing sich an den Arm des Onkels. Der freundliche, helle und erwärmte Salon übte einen entschieden günstigen Eindruck auf die Kranke aus.

„Fragen Sie, Doktor!" flüsterte der Graf. „Es sind lichte Augenblicke eingetreten."

Die drei Personen befanden sich allein.

Der Arzt saß neben Rosalien auf dem Sopha. Sie betrachtete freundlich den Mann, von dem sie hoffte, daß er ihr das Grab und den Pfarrer zeigen sollte. Hagen begann ein gleichgiltiges Gespräch und ging unvermerkt auf die Hauptpunkte über.

„Ihr Bruder ist gestorben?" fragte er.

„Ja! Mein Mann hat ihn im Duelle erschossen."

„Was gab die Veranlassung zu dem Duelle?"

Rosalie mußte sich besinnen. Sie legte beide Hände an die Stirn und sah zu der Decke empor.

„Beide hatten einen Ring . . . ganz recht . . . der Ring . . . es stand ein wunderliches Zeichen darauf!" flü-

sterte sie und ihre Augen blitzten lebhaft. „Eine Hand, die schwörend sich ausstreckte. Der Mann, der in dem Forsthause wohnte, hatte das Vermögen ...“

Sie schwieg.

„Wessen Vermögen?“ fragte der Arzt.

„Ich weiß es nicht. Aber es war ein großes Vermögen. Und das wollte mein Mann haben. Er war geizig und habsüchtig. Friederike hat es mir oft gesagt ... Mein Gott, wo ist denn Friederike? Die gute Person, ich habe ihr viel zu danken ... sie war meine beste Freundin ... Oft hat sie mit mir geweint und gebetet ... Einst führte mich mein Mann auf einen Gottesacker ... es war ein wunderliches Feld, auf dem die Todten ruhten ... Disteln, Steine und ein Bach ... nirgends war ein Kreuz zu sehen ... eine alte Frau saß am Wege und bettelte ... sie sprach mit meinem Manne, der ihr ein Silberstück gab ... Da lachte sie und wollte mehr haben ... ich konnte ihr Nichts geben, denn ich besaß Nichts mehr ... Dort liegt der Graf! rief sie kreischend. Ich nehme den Stein hinweg, wenn Du mir nicht viel Geld gibst! ... Das gräßliche Weib erfüllte mich mit Schaudern, es rüttelte an dem schweren Steine und trat mit dem nackten Fuße darauf. Nun gab ihr mein Mann Geld und sie ging ... ihr Fuß strauchelte an Disteln und Kieselsteinen ... sie fiel zur Erde und raufte sich das Haar. Ich glaube, ein Grab hat die Alte aufgenommen.

Und nun kam ein Mann, der mir sagte, ich sei mit dem falschen Grafen verheiratet.

Dieser Mann war mein Bruder ... er wollte mich mit sich nehmen ... Weiter weiß ich Nichts!" sagte Rosalie treuherzig. „Weil ich meinen Mann liebte und seine Frau war, folgte ich ihm ... Eine Frau soll ja Alles verlassen und ihrem Manne anhangen. Das hat mir mein Vater oft gesagt ... so steht es auch in der heiligen Schrift ... Und ich bin meinem Manne treu gewesen, ich habe ihn nicht einen Augenblick verlassen. Aber er hat mich fortführen lassen in ein großes Haus, das in der Mitte eines Friedhofes lag mit vielen Gräbern ... Da hat man mich eingesperrt und ich habe gehungert und gedürstet ... bis der Bruder meines seligen Vaters kam ... seine Züge, seine Sprache und seine Gestalt habe ich wohl erkannt ... ach, er ist so gut mit mir! Nun stehe ich doch nicht mehr allein unter den kalten Menschen, die mir mein schönes Haar abschneiden wollten. Ich werde meine Flechten behalten, daß ich sie mit weißen Rosen schmücken kann."

Sie schwieg und begann zu lächeln wie ein Kind, das sich im Stillen über einen schönen Gegenstand freut.

Dann betete sie. Ihre Züge verklärten sich. Sie küßte die Spitzen ihres Haares und trocknete damit die Augen, als ob sie voll Thränen ständen.

„Nun muß ich fort!" sagte sie leise. „Ich habe zu lange müßig gesessen ..."

„Wohin?" fragte der Doktor.

„Die Blumen verwelken ... ich muß den Rasen schützen, denn der Fluß schwillt an ...“

Die Nacht hatte ihren Geist wieder umfangen, die für einige Zeit einer lichten Dämmerung gewichen war. Wie eine Nachtwandlerin, die Arme ausgebreitet, ging sie durch den Salon.

Der Graf wollte sie zurückhalten.

„Still, still!“ flüsterte der Arzt. „Unterbrechen Sie diesen Zustand nicht. Lassen Sie die Arme gewähren!“

Rosalie öffnete vorsichtig die Thür des angrenzenden Gemachs, ging zu dem Bette und legte sich nieder.

„Amen! Amen!“ flüsterte sie wie im Traume.

Nun entschlief sie. Ihr Schlaf war sanft und ruhig Den langen Kragen des grauen Mantels zog sie als Decke über sich.

Die beiden Männer standen an dem Bette.

„Ihr Verstand ist unwiederbringlich verloren;“ murmelte traurig der Graf. „Die Aeußerungen, deren sie fähig ist, sind zu verworren, als daß sie uns Aufklärung geben könnten.“

Der Arzt schwieg; er beobachtete aufmerksam die Kranke.

Zehn Minuten waren verflossen. Der Doktor wollte sich zurückziehen, als die Gräfin eine leise Bewegung mit den Händen ausführte. Er blieb stehen. Der Graf trat zu ihm. Und so belauschten sie nun folgende Szene.

Rosalie erhob sich langsam. Sitzend verblieb sie auf

dem Bette. Aus ihren weitgeöffneten Augen kamen starre Blicke. Die Züge ihres feinen Gesichtes erschienen ausdruckslos. Ihre Lippen bewegten sich leise wie im Selbstgespräche. Die Anwesenheit der beiden Männer mochte sie nicht bemerken, obgleich ihre Blicke über die Lauschenden hinwegstreiften.

„Nun ist es Zeit!“ sagte sie laut. „Ich muß aufstehen, ich darf nicht mehr schlafen.“

Der Ton ihrer Stimme war kräftig und rein, er klang nicht mehr matt und angegriffen, wie in den früheren Gesprächen. Es schien plötzlich ein anderer Geist über die Irre gekommen zu sein. Sie verließ das Bett, warf einen Kaschmirshawl um die Schultern, der auf einem der Fauteuils lag, nahm von der Toilette einen dunkeln Sammthut, trat vor den Spiegel und setzte den Hut auf das herabwallende Haar, das sie über der Stirn glatt strich. Jede der Bewegungen führte sie mit Sicherheit und Vorsicht aus.

Die seltsame Toilette war bald vollendet. Rosalie trat, sichtlich zufrieden, von dem Spiegel zurück. Nun ging sie zu den weißen Kamelien. Ein spöttisches Lächeln umschwebte ihren Mund, während sie die Blumen betrachtete.

„Glanz und Schimmer genug,“ flüsterte sie; „aber Herz und Seele fehlen — das heißt der Duft, der das Gemüth erfreut. So sind viele Menschen, und so war auch

er, den ich liebte. Er hatte weder Herz noch Gemüth. Und doch ist er der Vater meines armen Kindes!"

Ihre Züge verdüsterten sich.

„Muth, Rosalie, Muth!" fuhr sie fort. „Du mußt Dich Deinem Kinde erhalten, das auf die Mutter hofft. Mutter, Mutter! welch ein süßer Name! Wenn ich stark bleibe, kann ich noch einmal glücklich werden. Friederike hat schlecht an mir gehandelt, sie war die Freundin nicht, die zu sein sie vorgab. Es lebt ein ewiger Richter, der die Frevelthaten bestraft und die Verbrecher zur Rechenschaft zieht."

Sie stand einige Minuten völlig regungslos.

Dann wandte sie sich und schritt an den beiden Männern vorüber, die zur Seite traten.

„Haben Sie die Kranke in diesem Zustande schon einmal beobachtet?" fragte der Arzt.

„Nein," antwortete der Graf. „Ich bin erstaunt..."

„Ihre Worte drücken das Gegentheil von dem aus, was wir bis jetzt gehört haben."

„Ihre Begriffe scheinen klar zu sein..."

„Folgen wir ihr."

„Sie kann Schaden nehmen!" murmelte ängstlich der Graf.

„Wir werden mit Vorsicht wachen."

Rosalie befand sich schon in dem Salon.

Die Wärterin erschien. Sie wollte der Kranken nacheilen.

„Bleiben Sie!" befahl der Arzt. „Ordnen Sie die Blumen und warten Sie die Rückkehr der Kranken ab. Für jetzt übernehme ich die Verantwortung."

Als die Männer in den Salon traten, öffnete Rosalie die Thür, die in das Freie führte. Sie betrat festen Schrittes den Altan. Der Arzt blieb ihr zur Seite. Der Graf folgte dem Arzte.

Rosalie lehnte an dem Gitter, das den Altan begrenzte.

Der Abend, obwohl kalt, war still und ruhig. Das Licht des Mondes brachte ein mystisches Leben in die romantische Landschaft. Einzelne Felsenpartien waren hell beleuchtet; andere lagen schwarz in Schatten gehüllt. Das Rauschen der Mühle ließ sich deutlich vernehmen. Rosalie horchte auf dieses Rauschen. Da der Mond ihr bleiches Gesicht beschien, ließ sich erkennen, daß sie mit Wohlgefallen lauschte. Sie neigte das Haupt und flüsterte einige unverständliche Worte.

In dem Grafen stieg die Befürchtung auf, daß Rosalie sich in den Abgrund stürzen könne. Er flüsterte diese Befürchtung dem Arzte zu.

Bernhard beruhigte ihn durch einen Wink und indem er sich der Kranken so nahe stellte, daß er sie erreichen konnte.

Rosalie betrachtete lange mit einer Art Entzücken den Mond. Dann wandte sie sich dem Theile des Altans zu, der nach der hochgelegenen Felsplatte führte. Lang-

sam und sichern Schritts stieg sie die in den Stein gehauene Treppe hinan. Auf der Platte, die mit einem Holzgitter umgeben war, blieb sie stehen. Ihr Körper, der einen Schatten auf den Stein warf, schien länger geworden zu sein. Der Abendwind spielte leicht mit ihren aufgelösten Haarflechten. Sie mußte Freude daran finden, das Gesicht dem kalten Luftzuge preiszugeben, denn sie athmete in langen Zügen und breitete die Arme aus.

Der Graf wollte sie erfassen und zurückführen.

„Stören Sie sie nicht!“ flüsterte der Arzt.

„Ein Unglück ist bald geschehen.“

„Ich werde es zu verhindern wissen.“

„Aber zu welchem Zwecke sollen wir die Unglückliche der Gefahr aussetzen, in das Thal zu stürzen?“

„Ich müßte mich sehr täuschen, wenn ihr Beginnen nicht von einer bestimmten Absicht geleitet würde. Fassen Sie sich nur in Geduld ... Sehen Sie, die arme Gräfin sucht einen Gegenstand ...“

Und Rosalie suchte wirklich. Sie schritt einem dürren Strauche zu, der seine schwarzen Zweige über das Gitter hing.

„Hier ist der Ort!“ sagte sie laut. „Ich erkenne ihn wieder.“

Sie bog nun die Zweige zurück und legte einen kleinen dunkeln Gegenstand, indem sie die Hand durch die Stäbe des Gitters streckte, auf den äußersten Vorsprung der Felsplatte.

„Nun es ist geschehen!“ rief sie, als ob sie zu einer unsichtbaren Person spräche. „Ich halte den Eid, den ich geschworen . . . Alexander kann mich bei dem ewigen Richter nicht anklagen! Mein Gewissen ist rein! Gott weiß, wie ängstlich ich über das Papier gewacht habe Aber bald ist die Frist um, dann trete ich auf . . . Mein Sohn ist Dein Erbe, Alexander! Wehe Dir, wenn Du ihn betrügst! Ich trete als Deine Feindin, als Deine Anklägerin auf. Meine Liebe zu Dir ist längst erloschen . . . Der Bruder meines Vaters steht mir zur Seite . . . er ist ein Mann, ein wahrhafter Mann von festem Charakter . . . ihn wirst Du nicht besiegen. Deine List reicht eben so wenig aus als Deine Kraft. Sage ich ihm ein Wort, so bist Du verloren! Die Mutter sorgt für ihr Kind . . . treibe sie nicht bis zum Aeußersten.“

Bei den letzten Worten streckte sie drohend die Hände aus. So blieb sie einige Augenblicke stehen. Nach und nach machte sich ihre Gemüthserregung durch ein lautes Schluchzen Luft.

„Könnte ich nur mein Kind an die Brust drücken!“ stammelte sie. „Ich habe es so lieb und darf es nicht sehen. Lebte nur der Oberförster Winter noch . . .“

Rosalie schwieg plötzlich.

„Was ist das?“ fragte der Graf.

„Sie spricht von dem Oberförster.“

„So lange ich sie kenne, hat sie nie diesen Namen genannt.“

Die Gräfin lag auf den Knieen und weinte. Das volle Gesicht hatte sie dem Monde zugewendet.

Der Arzt trat zu ihr und fragte:

„Kennen Sie mich, gnädige Frau?"

Ohne das Haupt zu bewegen oder zur Seite zu blicken antwortete sie laut und rasch:

„Ja!"

„Wer bin ich denn?"

„Der Arzt, der den guten Pfarrer kennt."

„Und darum vertrauen Sie mir?"

„Aus voller Seele."

„Haben Sie den Oberförster Winter gesprochen?"

„Ja, ja! Ich erinnere mich ... es war im Walde... der gute Herr hörte mich ruhig an."

„Was fragten Sie ihn?" fuhr der Arzt fort.

„Ich habe ihn nicht gefragt."

„In welcher Absicht sprachen Sie denn mit ihm?"

Rosalie schien diese Worte nicht verstanden zu haben; sie starrte vor sich nieder und betrachtete ihre Hände, die sie wie zum Gebete verschlungen hatte. Ihr Gesicht drückte einen ruhigen Ernst aus. Dieser Ernst ging nach und nach in Wehmuth über.

„Ich will sein Grab doch noch einmal besuchen!" flüsterte sie. „Hat er auch unrecht an mir gehandelt, so ist er doch immer der Mann, den mir mein seliger Vater bestimmt hat ..."

„Wessen Grab?“ fragte leise Arzt.

„Das Grab des Grafen Alexander von Hardenfels.“

„Wo befindet es sich?“

„In einem Garten zu Straßburg. Bruno Eichstädt hat ihn heimlich begraben . . .“

Nun trat der Graf näher.

„Mein Kind,“ fragte er, „wie ist Dir das Grab dessen bekannt geworden, der auf so räthselhafte Weise verschwand?“

„Mein Mann wollte mich überzeugen . . .“

Rosalie schwieg. Sie begann zu zittern.

Der Graf fragte behutsam:

„Wovon, mein Kind, wollte Dich Dein Mann überzeugen?“

„Daß der Graf wirklich gestorben sei und daß ich keine Verpflichtungen mehr habe . . . Es kam ein Mann mit einen Spaten . . . der grub unter einem Strauche . . . da zeigte sich ein weißes Tuch . . . ein Leichentuch . . . Er schlug die weiße Hülle auseinander . . . es war kalt, der Mond schien hell hernieder . . . ich sah das bleiche Gesicht und die hageren Hände . . . es war der Graf von Hardenfels. Seine Frau hatte ihn vergiftet . . .“

„Vergiftet?“

„So sagte mein Mann!“

„Ist der Graf verheiratet gewesen?“

„Mit einer blendend schönen Dame . . . Regina . . .“

„Und wer ist diese Dame?"

„Ich weiß es nicht."

„Hast Du sie kennen gelernt?"

„Nein!"

„Man wird Dich getäuscht haben."

Rosalie schüttelte schmerzlich ihr Haupt.

„O nein!" antwortete sie. „Der Graf konnte den Willen des Vaters nicht erfüllen, weil er sich heimlich vermält hatte ... aus Liebe zu der schönen Dame, die sich Regina Bauer nannte ... aber sie hat ihn betrogen, sie wollte nur sein Vermögen ... ich besitze sein Tagebuch ... auch einen Brief von Regina."

„Wo ist das Tagebuch?"

Die arme Frau fuhr erschreckt zusammen.

„Ich darf es nicht sagen! Wenn ich es verrathe, mordet er mein Kind! Ich habe das Buch behalten, habe es sorgfältig aufbewahrt ... Dem Verstorbenen gebührt es ... eine Stimme hat mir gesagt, ich solle es auf den Felsen legen ... in einer Mondnacht im Dezember, wenn die Erde weiß und gefroren ist ... wie damals, als ich die Leiche sah ... ich habe meine Pflicht gethan, mein Kind wird leben und glücklich sein. Der Geist des Verstorbenen ist versöhnt ..."

Sie hob die gefalteten Hände zum Himmel empor und blieb lange in dieser Stellung.

Der Arzt schlich zu dem Strauche, hob die Zweige empor und fand bald den Gegenstand, den Rosalie dort

verborgen hatte. Es war ein Buch, das ein schwarzes Band zusammenhielt.

Die Irrsinnige hatte gebetet.

Nachdem sie „Amen!“ geflüstert, lauschte sie. Das Geklapper der Mühle ließ sich vernehmen, und das leise Rauschen des Windes in den Bäumen.

„Er kommt!“ flüsterte sie. „So gehen Geister durch die Luft, die den Aufenthalt der Seligen verlassen, um sich den Irdischen zu nähern. Sie haben Engelsflügel und weiße glänzende Gewänder ... Ich sehe ihn ... er schwebt herab von dem Saume jener Wolke, die der Mond vergoldet ... Langsam senkt er sich nieder ... sein Gesicht strahlt wie das weiße faltenreiche Gewand und die Flügel ... ein Kranz weißer Rosen schmückt sein Haupt ... o, ich verzeihe Dir! Dich hat die Frau, mich hat der Mann betrogen! Wir sind Beide unglücklich gewesen in diesem Leben ... aber ich werde bald sterben, werde bald von dieser Erdenqual befreit sein ... und mein Kind folgt mir; man legt es zu mir in das Grab ... wenn es nicht schon gestorben ist. Da senkt der Geist sich nieder ... auf den Strauch ... er hat Alles gesehen, er weiß, wohin ich sein Eigenthum gelegt habe. O, dieser himmlische Glanz blendet mein Auge! Jetzt schwebt er zurück nach dem Saume der Wolke ... wie ein Blitz fährt er durch die Luft ... nun ist er verschwunden ... er befindet sich wieder bei dem seligen Vater ... Bitte um Gnade für die arme Rosalie!“

Sie neigte das Haupt. Dann erhob sie sich und eilte nach dem Strauche.

„Das Buch ist fort!“ rief sie. „Dank, gnädiger Himmel, Dank! Du hast mir ein Zeichen gegeben, daß Du mir verzeihest. Und nun kann ich ruhig zu meinem Vater eingehen! Demüthig will ich vor meinen Richter treten und ihm die Schuld bekennen, die ich aus wahrer Liebe und aus Gehorsam auf mich geladen.

Langsam schritt sie über den Fesenaltan.

Nun stand sie still und sah in die Landschaft. Sie breitete die Arme aus. So ging sie weiter und schwang sich mit bewunderungswürdiger Behendigkeit auf das Gitter des Balkons.

„Rosalie!“ rief der bestürzte Graf. „Rosalie!“

Der Arzt sprang hinzu.

Die Gräfin schwankte.

„Rosalie!“ wiederholte der Graf. „Sie stürzt in den Abgrund! Rosalie!“ rief er mit durchdringender Stimme.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus. Ihr Fuß verlor die Sicherheit. In dem Augenblicke, als sie zu schwanken begann, umschlang der Arzt sie mit beiden Armen. Er trug sie in den Salon, dessen Thür der Graf öffnete. Hier legte er sie auf dem Sopha nieder. Rosalie erwachte wie aus einem Traume. Sie starrte die beiden Männer an, zu denen sich die Wärterin gesellt hatte, die den Angstschrei gehört. Die Irrsinnige war verwundert, sich in dem Saale zu sehen.

„Wo glaubst Du, daß Du Dich befindest, mein Kind?“ fragte der Graf.

„In meinem Schlafgemache.“

„Du hast ja nicht geschlafen.“

„Doch! Doch! Ich hatte einen schönen Traum, der nun dahin ist.“

„Was träumte Dir, mein armes Kind?“

„Ich weiß es nicht mehr. Mein Kopf schmerzt und brennt . . . Man bringe mich zu Bett. Wo ist denn der Arzt?“

Hagen stellte sich ihr vor und ergriff ihre Hand. Rosalie bat dringend:

„Führen Sie mich bald zu dem guten Pfarrer!“

„Bald, recht bald, gnädige Frau. Vermissen Sie keinen Gegenstand, der Ihnen theuer ist?“

„Mein Kind, mein Kind!“

„Sie werden es bald wiedersehen.“

„Das gebe Gott!“

„Fehlt Ihnen sonst nichts Werthvolles?“

„Rosalie schüttelte das Haupt, stand auf und ging, gefolgt von der Wärterin, in das Seitengemach.

„Was ist das, Doktor?“ fragte hastig der Graf. „Was ist das?“

Beide traten zu dem Lichte und öffneten das Buch. Es enthielt Aufzeichnungen des Grafen Alexander von Hardenfels. Die Geschichte seiner Verheiratung mit Regina bildete den Hauptinhalt. Zwischen den Blättern lag

ein Brief. Er war mit Regina unterzeichnet und drückte glühende Liebe und innige Sehnsucht aus. Regina mußte, als sie diesen Brief schrieb, die Braut des Grafen gewesen sein.

Nun fand sich aber noch ein zweiter Brief, und dieser war ungleich wichtiger als der erste. Wir werden den Inhalt desselben dann kennen lernen, wenn der Arzt ihn verwerthet. Für jetzt berichten wir, daß die beiden Männer beisammen saßen und die Schriften prüften.

„Ueberlassen Sie mir die Briefe!“ bat Hagen.

Der Graf willigte ein.

Aber wie war Rosalie zu den Schriftstücken gekommen? Wie war es ihr möglich gewesen, sie so zu bewachen, daß sie weder in dem Irrenhause noch später entdeckt worden? Diese Fragen wußten sich die Männer nicht zu beantworten. Sie hofften von Rosalien selbst Auskunft zu erhalten. Der Arzt sprach die Vermuthung aus, daß die Kranke auch somnambül sei und rieth zu verschärfter Ueberwachung.

„Wer mag die Regina sein, und wo kann sie sich aufhalten?“ fragte der erstaunte Graf. „Haben Sie Vermuthungen?“

„Ich glaube. Und darum bat ich Sie um die beiden Briefe. In einigen Tagen sehen Sie mich wieder, dann werde ich Ihnen mehr sagen können.“

Es war spät, als die beiden Männer, die dem Ziele näher gerückt zu sein wähnten, sich trennten. Der Arzt be-

stieg den Wagen wieder, der ihn nach der Stadt brachte. Mitternacht war längst vorüber, als er die Glocke an seinem Hause zog. Christiane, die Magd, öffnete. Sie leuchtete ihrem Herrn voran in das Zimmer, das mild erwärmt war.

„Christiane," fragte der Arzt, „wann ist meine Frau von dem Spaziergange zurückgekehrt?"

Die Magd sah ihren Herrn bestürzt an.

„Antworte mir doch!" rief er ungeduldig.

Christiane begann zu weinen.

„Die Frau Doktorin ist noch gar nicht zurückgekehrt!" stammelte sie.

Bernhard erstarrte zur Bildsäule.

„Nicht zurückgekehrt?"

„Ja, Herr Doktor. Ich habe unter Angst und Schmerz bis jetzt gewartet. Als Sie die Glocke zogen, glaubte ich, die Frau Doktorin käme."

Der Arzt nahm das Licht und ging in das Zimmer seiner Frau. Er glaubte Albertine zu treffen, glaubte, daß sie still heimgekehrt sei. Aber die junge Frau war weder in dem Wohnzimmer noch in dem Schlafgemache. Er sah Nichts als die Spuren der Toilette, die sie Nachmittags gemacht hatte. Ein bitteres Gefühl durchschnitt ihm die Brust. Er dachte an den Schützer, der sich durch den Brief offenbart hatte.

„Geh!" befahl er dem Mädchen. „Lege Dich schlafen."

„Aber wenn die Frau Doktorin kommt?"

„Ich werde wachen.“

Christiane entfernte sich. Der Doktor ging in sein Zimmer zurück. Zum ersten Male befand er sich Nachts allein ohne seine Frau; er wußte nicht einmal, wo sie war. Sollte sie bei Antoinetten sein? Bis zu dieser Stunde unmöglich. Mit der Gattin des Advokaten Franz Richter hatte sie nie vertraulichen Umgang gepflogen, so sehr er, der Arzt, es auch gewünscht. Sollte Albertine, in der Voraussetzung, daß er lange ausbliebe, sich dem unbekannten Schützer angeschlossen haben? Die Eifersucht war geneigt, diese Frage mit „Ja“ zu beantworten. Eine Frau, die listig vor dem Manne Briefe verbirgt, ist zu Allem fähig. Ein Vorwand für das lange Ausbleiben ist ja bald gefunden. Was war aus der guten, aufrichtigen Albertine geworden, seit sie den Aufenthalt in der Stadt genommen.

„Bah,“ rief der Gatte, der sich beruhigen wollte, sie wird schon kommen und mir Aufklärung geben, wie sie mir frommt. Ich werde warten.“

Und er wartete.

Im Schlafrocke, eine Zigarre rauchend, ging er durch die Zimmer. Wie leer, wie kalt erschienen ihm die Räume, in denen er an der Seite Albertinen's so glücklich gewesen war. Und heute? Er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn.

„Mein Gott,“ rief er aus, „wenn die unglückliche

Verausgabung der falschen Banknote Folgen gehabt hätte! Wenn man meine arme Frau verhaftet . . ."

Er wagte den Satz nicht zu vollenden. Eine ungeheuere Angst schnürte ihm die Brust zusammen.

„Das ist ja nicht möglich!" dachte er. „Man kann sie doch nicht in den Promenaden aufgreifen!"

Seine Gedanken lenkten sich auf den unbekannten Schützer zurück. Ihm ward heiß, sein Blut lief rasch durch die Adern, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Trotzdem öffnete er ein Fenster in dem Wohnzimmer seiner Frau, das dunkel war. Er legte sich auf die Brüstung und sah hinaus in die Straße. Alles war ruhig, auch nicht das kleinste Geräusch ließ sich vernehmen. Die Kälte hatte zugenommen. Bernhard achtete ihrer nicht, er dachte nicht daran, daß er sich einen Schnupfen oder wohl gar eine ernste Krankheit zuziehen könnte. Unruhig blickte er nach allen Seiten. Der Gedanke stieg in ihm auf, zu Antoinetten zu gehen. Vielleicht hatte sie Albertinen zurückgehalten.

Es war dies der jungen Dame schon zuzutrauen, die nicht selten extravagirte. Schon wollte sich der besorgte Ehemann zurückziehen, um den Gang auszuführen, als sich auf dem Trottoir der Straße Schritte vernehmen ließen. Es waren die Schritte eines Mannes. Sie kamen näher. Bald erkannte der Lauscher die Gestalt. Er wich zurück, als sie an dem Hause emporsah. Nun blieb der Mann, der einen Pelz trug, stehen. Er beobachtete die Fenster Alber-

tinens. Es ließ sich dies genau unterscheiden, da er in dem Lichtkreise stand, den die Gaslaterne bildete.

Der Doktor zitterte am ganzen Körper.

Halb hinter der Gardine verborgen, lauschte er in dem dunkeln Zimmer. Er wußte, daß der Mann in der Straße ihn nicht gewahren konnte. Und dieser mußte ihn auch nicht sehen, denn er trat zu dem Gaskandelaber, neigte sich, öffnete eine Platte und legte einen weißen Gegenstand hinein. Dann entfernte er sich, leise auf den Zehen schleichend. Er verschwand in dem Schatten, den die Häuser warfen.

Der Arzt hatte diesem Beginnen mit den scharfen Blicken der Eifersucht zugesehen. Eine Art Wuth erfaßte ihn. Er war unfähig, klar zu denken.

„Ich muß der Sache auf den Grund kommen!“ murmelte er.

Nun ging er in sein Zimmer, nahm die Kerze, eilte die Treppe hinab, stellte die Kerze auf den Boden, öffnete die Thür und trat auf die Straße hinaus zu dem Kandelaber, der fünf Schritte von dem Hause entfernt stand. Er hatte sich den Ort genau gemerkt, den der Mann im Pelze berührt hatte. Die kleine Platte ließ sich leicht emporheben. Die bebende Hand des Arztes berührte ein Papier. Er nahm es, schloß die Platte und eilte in das Haus zurück. Athemlos erreichte er sein Zimmer. Nun las er:

„Ich habe Sie vergebens erwartet; und doch habe

ich Ihnen Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen. Sie kennen meine treue Ergebung, kennen meine Angst um Ihr Schicksal. Sie müssen morgen das Haus Ihres Mannes verlassen . . . treffen Sie pünktlich um zehn Uhr ein. Im Namen Gottes brschwöre ich Sie, setzen Sie sich der Gefahr nicht aus, verhaftet zu werden. Ich weiß, daß Vorkehrungen dazu getroffen sind. Aber ich weiß auch, daß Ihr Mann Sie verrathen hat, der Ihrer edlen Aufopferung unwürdig ist. Alexander."

Vor den Augen des armen Doktors tanzten diese Zeilen, die er noch einmal zu lesen versuchte. Er glaubte auch dieselben Züge zu erkennen, die er in dem Briefe gesehen, den er auf der Toilette seiner Frau gefunden.

Er verbarg das Papier.

„Also entfliehen soll sie!" dachte er. „Und ich bin der edlen Aufopferung Albertinen's unwürdig! Sie soll Alles erfahren, Alles! Aber wo bleibt sie diese Nacht? Der unbekannte Schützer ladet sie zur Flucht ein . . . Sie kann also nicht bei ihm sein. Ich werde zu Antoinetten gehen."

Bernhard hüllte sich in den Pelz und verließ das Haus, dessen Thür er hinter sich schloß.

Bald hatte er das Haus Antoinetten's erreicht.

Die Hand zitterte heftig, als er sie ausstreckte, um die Glocke zu ziehen. Er trat noch einmal zurück, die

Fenster des ersten Stockes waren dunkel. Aber durch eine Spalte im Laden eines der Fenster des Erdgeschosses blinkte Licht.

Der Doktor lauschte.

Die Stimme eines Mannes und einer Frau unterhielten sich.

„Du bist kaum gekommen, Alexander, und willst schon wieder fort?“ rief die Frauenstimme.

„Ich wollte nur mein Wort halten,“ antwortete der Mann.

„Bleibe noch!“

„Warum denn, meine liebe Petrine?

„Morgen könntest Du mich hier nicht mehr antreffen.“

„Willst Du Deinen Dienst verlassen?“

„Ja.“

„Warum so schnell?“

„Weil ich überflüssig geworden bin.“

„Das ist seltsam!“ rief Alexander. „Fräulein Satler war Dir stets gewogen . . .“

Nun trat eine Pause ein.

Der Arzt legte sich mit dem Ohre an das Fenster. Für ihn war ja Alles, was in Antoinettens Hause vorging, von großem Interesse.

„Die Stiefmutter trägt die Schuld!“ sagte die aufgeregte Petrine. „So lange ich mit dem Fräulein allein

lebte, ging Alles gut. Wir standen auf freundschaftlichem Fuße und gingen wie Schwestern mit einander um."

„Ist Dir die Veränderung unangenehm?" fragte der Mann.

„Für jetzt wenigstens."

„Hat die Dame einen Grund angegeben?"

„Den nichtssagenden, daß sie sich einrichten und ihren Haushalt verkleinern müsse. Das ist aber nicht der wahre Grund."

„Vermuthest Du ihn?"

„Frau Regina will mich entfernen, weil ich so Manches aus ihrem Leben kenne."

„Das wäre unvorsichtig," meinte der Mann.

„Freund Alexander, die Dame ist sehr schlau. Aber auch ich will nicht einfältig und feig erscheinen, ich werde das, was ich weiß, zu unserem Nutzen verwenden. Frage mich jetzt nicht weiter, mein Geliebter; nur so viel nimm als gewiß an, daß ich Dir als Heiratsgut eine Summe zubringe, die Dir gestattet, ein gutes Geschäft zu gründen. Ein Kaufmann braucht Geld, er muß darauf sehen, daß er eine wohlhabende Frau bekommt. Alexander, wie gefällt Dir dieses Haus?"

„Gut, recht gut! Es ist solid gebaut und elegant eingerichtet."

„Ein Kaufmann kann schon darin wohnen. Und Du wirst mit mir darin wohnen."

„Petrine!"

„Verlaß Dich darauf!“

„Aber, mein lieber Engel, wie willst Du das anfangen?“

„Das Verfahren ist sehr einfach.“

„Wie? Wie?“ fragte dringend der Bräutigam.

„Ich gebe der gegenwärtigen Besitzerin ein gewisses Papier für dieses Haus.“

„Und dieses Papier?“

„Liefert den Beweis, daß Frau Regina . . . Doch, mein geliebter Freund, lassen wir das jetzt. Ich werde Dir Alles sagen, wenn ich Deiner Mitwirkung bedarf.“

Der Lauscher hörte, daß Küsse gewechselt wurden, daß der Bräutigam der Braut Zärtlichkeiten zuflüsterte und daß Petrine ausrief:

„Es ist wahr, die Frau soll vor dem Manne keine Geheimnisse haben, und daß ich Deine Frau bin . . .“

„Meine innig geliebte Frau ist so gut wie eine vollendete Thatsache, wenn meine liebe Petrine nicht zurücktritt.“

„Käme es auf mich an, so wären wir schon getraut. Gut, Du sollst Alles wissen und mir dann rathen, wie ich zu Werke gehen soll. Das Weib verdient keine Rücksicht mehr.“

Man hörte, daß ein Schrank erschlossen und ein Kasten geöffnet wurde.

Dann sagte Petrine:

„Lies diesen Brief!“

Nun war es still. Der Bräutigam mochte wohl lesen. Bernhard Hagen verdoppelte seine Aufmerksamkeit; er lauschte, den Athem anhaltend. Die Spalte in dem Fensterladen ließ den Schall durchdringen.

„Was ist das?“ rief erstaunt Alexander.

„Ja, was ist das!“ wiederholte Petrine. „Glaubst Du nun, daß die schöne Witwe Alles aufbieten wird, um in den Besitz dieses Papiers zu gelangen?“

„Ich glaube es.“

„Regina war mit einem Grafen von Hardenfels verheiratet, ehe sie Frau Satler wurde.“

„So sagt dieser Brief, der mit Bruno Eichstädt unterzeichnet ist.“

„Er enthält aber auch die schwere Beschuldigung, daß die Frau Gräfin ihren halbverrückten Mann, den sie des Geldes wegen geheiratet, vergiftet habe.“

„Gräßlich!“ rief Alexander. „Die Gebeine des Vergifteten sollen unter dem Fußboden des Zimmers begraben liegen, in dem er seinen Geist aufgegeben. Und der treue Kammerdiener Christoph, der ebenfalls von dem Gifte erhalten, soll auf der Reise in einem einsamen Gasthause gestorben sein . . .“

Der lauschende Doktor zuckte heftig zusammen.

„Aber was ist Dir denn?“ fragte Petrine in dem Zimmer. „Du erbleichst ja, als ob Dich die Sache näher anginge?“

„Mich erfaßt ein Grauen, Petrine! Kann ein füh-

lender Mensch gleichgiltig bleiben, wenn er solche Dinge erfährt? Regina muß ein Ungeheuer sein . . . sie hat zwei Menschenleben auf ihrem Gewissen."

„Aber Nichts verräth, daß sie Gewissensbisse empfindet. Sie ist heiter, kokettirt mit ihrer Trauertoilette und herrscht stolz wie eine Königin auf dem Throne."

„Petrine, wie bist Du zu dem Briefe gekommen?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt."

„Erzähle!"

„Bruno Eichstädt war ein Geschäftsfreund des Herrn Satler. So hieß es wenigstens; über seine eigentliche Stellung bin ich nie ins Klare gekommen. Aber ich kann behaupten, daß Frau Regina den jungen Herrn lieber sah als ihren greisen Mann. Diese Schwachheit habe ich ihr stets verziehen und ihr deshalb auch manchen kleinen Dienst geleistet, den der Gemal nicht wissen durfte. Vor zwei Jahren bewohnten wir das Landhaus in der Provinz, das man Antoinettenruhe nannte. Du kennst es ja. Ach, jener Sommer war doch wunderschön! Wenn Du in dem Boote an das Ufer kamst, wo ich Deiner im Gesträuche wartete . . ."

„Ich bitte Dich, fahre fort!" rief der ungeduldige Liebhaber.

„Eichstädt kam von einer großen Reise zurück. Es gingen damals seltsame Dinge in dem Landhause vor, die ich hier nicht weiter berühren will, zumal, da ich nicht recht klug daraus geworden bin Eines Abends ging

Bruno Eichstädt auf dem Korridor an mir vorüber. Er war mehrere Tage krank gewesen."

„Gut," sagte er, „daß ich Sie treffe, mein schönes Kind!"

„Man muß es ihm nachrühmen," schaltete Petrine ein, „daß Herr Eichstädt stets sehr artig mir gegenüber war."

„Was steht zu Diensten, mein Herr?" fragte ich.

„Verdienen Sie sich dieses Taschenbuch, das mit Banknoten gefüllt ist."

„Gern!" rief ich aus. „Denn ich dachte damals schon an meine Verheiratung."

„Kann ich mich auch auf Sie verlassen?"

„Ich gebe mein Ehrenwort!"

„Das genügt. Hier ist das Taschenbuch."

Er drückte es mir in die Hand, wollte mich auch küssen, was ich natürlich nicht duldete. Nun fragte ich:

„Was habe ich zu thun?"

„Sehen Sie diesen Brief?"

„Ja, mein Herr."

„Bewahren Sie ihn auf."

„Soll geschehen. Aber zu welchem Zwecke?"

„Merken Sie genau auf," sagte Herr Eichstädt. „Sie werden im Herbste nach der Residenz zurückkehren."

„Ja."

„Ich trete eine Reise an, deren Ende ich noch nicht bestimmen kann. Habe ich bis zum ersten Dezember diesen

Brief von Ihnen nicht zurückgefordert oder durch einen Boten nicht zurückfordern lassen, so geben Sie ihn zur Post. Er ist an meinen Freund, den Staatsanwalt S., gerichtet." Das war eine Kleinigkeit, die ich leicht erfüllen konnte und ich versprach es mit Hand und Mund. Am folgenden Morgen war Herr Bruno Eichstädt abgereist, ich habe ihn nicht wieder gesehen. Nun ging ich mit dem Fräulein in das Bad. Die Eltern desselben reisten ab. Wir kamen nach der Residenz zurück. Das Fräulein hatte dort nicht Ruhe und nicht Rast; wir lebten in einer kleinen Provinzialstadt und machten Reisen. Der erste Dezember war vorüber. Konnte Eichstädt wissen, wo ich mich aufhielt? In der Ungewißheit beschloß ich, das Papier ferner zu behalten. So verfloß die Zeit. Wir kamen endlich in die Residenz zurück und bezogen dieses Haus."

„Sollte ich nun noch den Brief befördern? Ich frug nach der Wohnung des Staatsanwalts Herrn S. Er war längst gestorben, ein Herr Schwarz hatte seine Stelle eingenommen. Ihm konnte ich doch den Brief nicht geben, der eine ganz andere Adresse trug. Nun überlegte ich hin und her. Wiederum kam der erste Dezember. Herr Eichstädt blieb aus. Da öffnete ich den Brief, um zu erfahren, ob irgend Jemandem Nachtheil durch die Verzögerung erwachsen sei. Mit Schaudern las ich die schweren Anklagen, die Eichstädt gegen Frau Satler erhob. Die Dame kam denselben Tag zurück. Mit Furcht öffnete ich ihr die Thür und ließ sie eintreten. Nun

kennst Du die Geschichte . . . rathe mir, was ich thun soll."

„Laß mir den Brief!" sagte Alexander.

„Was willst Du damit?"

„Ich, Dein Mann, werde mit der Frau verhandeln, die Dich ohne Zweifel überlisten wird."

„Es ist wahr; wir befinden uns allein in diesem Hause . . . sorge Du, daß wir Vortheil von der Angelegenheit haben . . . aber beeile Dich, denn mir scheint, es wird bald eine Veränderung vorgehen. Den Preis dieses Papieres habe ich Dir angedeutet; man wird ihn Dir wohl zahlen. Meine Person brauchst Du gar nicht zu nennen. Handle Du statt meiner."

Der Doktor stand wie betäubt, als dieses inhaltreiche Gespräch zu Ende war. Wie lange er gedankenvoll gestanden, wußte er nicht. Da ward die Hausthür leise geöffnet. Mit einem raschen Sprunge war er in der Mitte der Straße, gab sich das Ansehen eines eilig Vorübergehenden und trat den Rückweg nach seiner Wohnung an, die er bald erreichte. Leise schloß er die Thür und leise betrat er sein Gemach. Welch eine Nacht verbrachte der arme Mann! Er betrat das Wohnzimmer und das Schlafkabinet . . . Albertine war immer noch nicht zurückgekehrt. Jetzt war auch keine Hoffnung vorhanden, daß sie in der Nacht kommen würde. Mit wüstem Kopfe saß Bernhard auf einem Sessel. Ein Fieberfrost schüttelte

ihn. Als der Morgen durch die übereisten Fenster dämmerte, war der unglückliche Mann vor Mattigkeit eingeschlummert.

Sechstes Kapitel.

Gewißheit.

Gegen neun Uhr ward die Glocke an der Thür des Arztes gezogen. Christiane eilte hinab und öffnete. Ein Gerichtsbote trat ein.

„Wo ist der Herr Doktor Hagen?"

„In seinem Zimmer."

„Führen sie mich zu ihm!"

Beide stiegen die Treppe hinan. Christiane klopfte. Als der Doktor sein „Herein!" rief, bat sie den Gerichtsboten, er möge einige Augenblicke warten, dann trat sie in das Zimmer, Sie fand ihren Herrn völlig angekleidet an dem Schreibtische sitzend. Ohne aufzusehen fragte er:

„Was bringst Du, Christiane?"

Man hörte, daß seine Stimme zitterte.

„Herr Doktor!"

Die ängstliche Magd, die ihre Herrschaft liebte, konnte kaum sprechen. Sie fürchtete, daß der Gerichtsbote eine Unglücksbotschaft brächte. Eine solcher Mann hatte

ja noch nie das Haus betreten. Und die Frau Doktorin war die Nacht ausgeblieben!

Jetzt sah Hagen auf.

„Was ist Dir? Warum zitterst Du?“ fragte er bestürzt.

„Ein Gerichtsdiener wartet draußen!“

Mühsam erhob sich der Doktor. Seine Glieder waren wie gelähmt. Er gab sich Mühe, der Magd seinen Zustand zu verbergen.

„Laß ihn eintreten. Der Mann wird mich wohl zu einem Verunglückten rufen, den die Behörde unter ihren Schutz genommen hat“

Er mußte sich noch verstellen, obgleich ihm eine namenlose Angst die Brust zusammenschnürte.

Christiane ging.

Der Gerichtsdiener, ein streng aussehender Mann mit großem Barte, trat ein.

„Herr Doktor Hagen?“

„Ich bin der Doktor. Sprechen Sie!“

„Ich soll Ihnen die Meldung machen, daß Ihre Frau gestern Abend verhaftet ist.“

Der Arzt mußte sich an der Lehne des Sessels halten.

„Warum? Warum?“ stammelte er, obgleich er den Grund kannte.

„Ich weiß es nicht, Herr Doktor.“

„Und wer gab Ihnen den Auftrag zu der Meldung?“

„Die Frau Doktorin. Ich bin in dem Kriminalgefängnisse stationirt. Die Gefangene wollte nicht, daß Sie in Ungewißheit bleiben sollten . . . Als der Gefangenwärter ihr das Frühstück brachte, forderte sie einen Boten. Da hat man mich abgeschickt . . . Ich bedaure, daß ich Ihnen eine so traurige Nachricht bringe. Sie werden wohl dafür sorgen, daß die arme Frau bald wieder in Freiheit gesetzt werde. Es wird wohl ein Mißverständniß zu Grunde liegen."

„Haben Sie sonst keinen Auftrag?"

„Nein, Herr Doktor. In dem Kriminalgefängnisse Nummer Eins . . ."

Der Diener hatte Mitleiden mit dem Zustande des Doktors. Er nahm den Botenlohn, dankte und ging.

„Nun ist mir Gewißheit geworden!" dachte Bernhard. Der Staatsanwalt hat seine Drohung ausgeführt . . . vielleicht weil Albertine ihn nicht erhört hat! Was beginne ich? Wozu entschließe ich mich zunächst? Ich muß Schritte unternehmen. Herr Gott im Himmel! Meine Frau ist verhaftet! Verhaftet, weil sie Antoinetten's falsche Banknote ausgegeben hat!"

Die Eifersucht schwieg jetzt in ihm; er dachte nur an die Auffindung der Mittel, die zur raschen Befreiung Albertinen's erforderlich waren.

Sein Wagen brachte ihn zu dem Advokaten Franz Richter. Der Rechtsanwalt, der bereits das Verhältniß Otto Schwarz', auf dessen Antrag die Verhaftung gesche-

hen, zu Albertinen kannte, hörte mit Bestürzung den Vortrag seines Freundes.

„Also doch!“ rief er aus. „Also doch! Ich habe nicht daran geglaubt!“

„Was ist zu thun, Franz?“

„Kannst Du den nennen, von dem Du die Banknote empfangen hast?“

„Nein!“

„Das ist schlimm.“

„Meine Frau hat bereits ausgesagt, daß die Note sich unter dem Gelde ihres Vaters befunden. Aber es ist nicht wahr. Sie will mich nicht kompromittiren. Ich habe ihr das Geld gegeben.“

„Und Du weißt nicht . . .“

„Nein, nein!“

„Der Staatsanwalt hat eine Bosheit verübt. Wir werden damit durchkommen, daß Deine Frau die Note nicht gekannt, daß sie selbst sie für echt genommen hat.“

„Aber Albertine schmachtet im Gefängnisse!“ rief verzweiflungsvoll der arme Mann. Und die Blamage, die furchtbare Blamage, die mir wird. Meine Praxis ist zerstört . . . ich bin ruinirt! Das ist Nichts gegen die Qualen, die Albertine erleiden muß . . . Freund, erwirke meiner Frau die Freiheit!“

„Es gibt nur ein Mittel,“ sagte Richter.

„Nenne es! Nenne es!“

„Du stellst Kaution.“

„Worin kann diese bestehen?"

„In einer Summe, die der Staatsanwalt feststellt. Sie wird ohne Zweifel sehr hoch ausfallen . . . aber sie muß beschafft werden. Man wird gewiß auf Deinen Vorschlag eingehen."

„Und wem mache ich diesen Vorschlag? Welches ist der kürzeste Weg?"

„In der Hand des Staatsanwalts liegt Alles. Gib mir Vollmacht und ich eile zu ihm."

Der Arzt dachte nach. Er erinnerte sich der Banknoten, die Otto Schwarz von ihm empfangen hatte. Wollte er sich dem Advokaten ganz anvertrauen, so mußte er nothwendig Antoinettens Geheimniß preisgeben.

„Ich werde selbst mit Schwarz sprechen, ehe ich ihm meinen Rechtsanwalt sende. Du kannst später einschreiten, wenn meine Appellation an die Jugendfreundschaft vergebens gewesen."

„Recht so. Dazu rathe auch ich. Bringe mir Nachricht von dem, was Du erreichst."

„Und wird meine Frau sogleich in Freiheit gesetzt?"

„Wenn die Kaution angenommen wird, gewiß!"

Bernhard Hagen eilte davon.

„Das ist ein böser Streich!" murmelte der Advokat. „Woher wird der arme Bernhard die große Summe nehmen, die man fordern wird. Der Staatsanwalt verübt offenbar eine Tücke. Albertine konnte auf freiem Fuße bleiben. Wäre es doch möglich, diesem Schwarz den Hals zu brechen,

der mir stets ein Dorn im Auge gewesen. Vielleicht kann ich ihn einer Amtsüberschreitung beschuldigen . . . wäre nur der Doktor ein reicher Mann! Fehlt das Geld, nun so sind wohl andere Mittel da, den Herrn Staatsanwalt in eine Schlinge zu locken. Albertine selbst muß helfen! Das ist ein guter, ein köstlicher Gedanke."

Wir begleiten den Arzt.

Schon nach zehn Minuten trat er in das Zimmer des Staatsanwalts, der ihn mit einer Mischung von Freundlichkeit, Theilnahme und Beamtenstolz empfing.

„Du weißt, Otto, was mich zu Dir führt!" begann der athemlose Arzt.

„Ich muß es leider wohl wissen. Die Pflichten meines Amtes, die Natur der Sache . . . glaube mir, ich wäre Dir so gern gefällig gewesen. Aber die Sicherheit der Gesellschaft, über die zu wachen mir auferlegt ist, geht über die Freundschaft. Der Fall ist traurig; aber ich glaube an die Schuldlosigkeit Deiner Frau . . . es war unmöglich, den Gang des Prozesses aufzuhalten. Die Denunziation des Kaufmannes, die Anzeige der Polizeibehörde . . . ich durfte sie nicht ignoriren, ohne mich einer Pflichtverletzung schuldig zu machen. Du hast gesehen, wie lange ich mein Einschreiten hinausgeschoben habe . . . bei dem großen Aufsehen, den der Fall erregt, und bei dem Drängen der bevortheilten Bank durfte ich nicht länger zögern . . . man wähnt einem großartigen Fälschungssysteme auf der Spur zu sein . . . wäre die Angeklagte meine eigene Gattin, ich

hätte nicht anders handeln können. Mir ist die peinlichste Aufgabe geworden . . . ich gäbe ein Stück meines Lebens darum, könnte ich sie abwälzen . . ."

Der Arzt hatte unwillkürlich geschwiegen, er mußte sich ja erholen. Da er Otto Schwarz kannte, wußte er, was er von den Worten desselben zu halten hatte.

„Ich bin nicht gekommen, antwortete er, eine Pflichtverletzung Dir zuzumuthen; wie die Sachen stehen, ist es auch kaum möglich Rückschritte zu thun . . . ich begreife das, ohne Jurist zu sein. Ich möchte nur die Freilassung meiner Frau erwirken. Dazu erbitte ich mir Deine Hilfe. Albertine wird die Stadt nicht verlassen, sie wird sich zu jedem Verhöre stellen. Ich übernehme die Bürgschaft.

Der Staatsanwalt zuckte mit den Achseln.

„Deine Bürgschaft!" sagte er mitleidig. „Du bist der Gatte der Angeklagten, bist halb und halb Partei . . ."

„Das Gericht mag eine Kautionssumme fordern. Mit Geld ist ja Alles abzumachen in der Welt."

Otto Schwarz sandte einen stechenden Seitenblick auf den Arzt.

„Kaution!" murmelte er. „Ich werde natürlich keine Einwendungen dagegen machen. Aber die Bestimmung dieser Kaution hängt nicht von mir ab. Nach der Schwere des zur Last gelegten Verbrechens wird die Summe sehr hoch ausfallen."

„Ich werde sie beschaffen!" rief Bernhard eifrig. „Wie hoch glaubst Du?"

„Mein Freund, ich habe an dieses Auskunftsmittel schon gedacht und würde es angewendet haben, wenn ich nicht zu unvermögend wäre. Ich hatte einige Tausend Thaler . . . vor Kurzem habe ich sie meinem Schwager geliehen, der sich in großer Bedrängniß befand. Meine Schwester war hier . . . sie bat mich mit Thränen in den Augen . . . so habe ich denn hilfreich die Hand geboten und bin in diesem Augenblicke ohne Mittel. Meine Bereitwilligkeit kennst Du; ich erinnere Dich an Deinen Wechsel . . ."

„Nenne annähernd die Summe!"

„Ich glaube kaum, daß unter Zehntausend Thaler . . . biete sie dem Gerichte . . . es ist möglich, daß sie angenommen wird. Meine Zustimmung ist Dir gewiß."

„Zehntausend Thaler!" rief der bestürzte Doktor.

Er fuhr mit der Hand über seine heiße Stirn. Das war für ihn eine unerschwingliche Summe. Woher sollte er sie nehmen? Er dachte an Antoinetten. Sie konnte und würde helfen. Das wußte er. Aber der Gedanke peinigte ihn, die Gutherzigkeit der jungen Dame ferner in Anspruch zu nehmen. Ihm blieb indeß kein anderer Ausweg und er entschloß sich dazu, Nun wollte er fort.

„Hagen!" rief der Staatsanwalt.

Er blieb an der Schwelle stehen.

„Du bist rathlos!"

„Ich weiß es nicht, die Aufgabe ist schwer . . ."

„Deine Frau behauptet die Note geerbt zu haben."

„Ja, ja! Woher anders sollte sie gekommen sein?"

„Das ist ein übel gewähltes Mittel."

„Wie? Warum? Wir sagen die Wahrheit . . ."

„Denke an den eigenthümlichen Tod Deines Schwiegervaters . . ."

„Ich denke stets daran!"

„Auch an die Kassenrevision, die urplötzlich verfügt wurde. Es sind dies Dinge, die eben nicht vortheilhaft sprechen."

„Was willst Du sagen?"

„Es ist nicht wohlgethan, den Todten in die Verhandlung zu ziehen. Dein Vater war lange mit dem Oberförster befreundet; beide geriethen in Zwist, sie starben als Feinde . . ."

„Was kümmert's mich?" rief Hagen. „Ich kenne den Grund der Feindschaft nicht."

„Ich wollte Dich nur aufmerksam auf Eventualitäten machen . . ."

„Die ich nicht fürchte."

Der Arzt eilte davon. Er bezeichnete dem Kutscher das Haus Antoinette's und warf sich in den Wagen.

„Die Katastrophe naht!" murmelte der Staatsanwalt. Mag er sein Heil versuchen, er wird Alles vorbereitet finden. Bleibt Albertine nicht fest, so vernichte ich diesen!"

Er konnte seine Betrachtung nicht fortsetzen, denn Herr Schild, der Spion, trat ein, den er mit freundlichen Mienen empfing.

„Hier ist eine Instruktion für Sie!"

Herr Schild verbeugte sich.

„Der Doktor Hagen begegnete mir, hastig und erregt."

„Seine Frau ist gestern Abend verhaftet."

Wäre der Staatsanwalt nicht an seinem Schreibtische beschäftigt gewesen, so hätte er sehen müssen, wie sich das Gesicht des jungen Mannes entfärbte. Aber nur einige Augenblicke zeigte sich Bestürzung in seinen Zügen, dann lächelte er und fragte:

„Gestern schon?"

„Es war aus triftigen Gründen nöthig."

„Nun, sie wird hinlänglich überzeugt sein von der Perfidie ihres Mannes, der seine angebliche Patientin auch Abends besucht.

„Warten Sie!"

Der Staatsanwalt deutete auf den Stuhl vor seinem Schreibtische.

„Setzen Sie sich und schreiben Sie!"

Herr Schild kam der Aufforderung nach. Er schrieb folgende Zeilen, die ihm der Chef diktirte:

„Verehrte Frau!

„Die Theilnahme an Ihrem Geschicke treibt mich, Ihnen zu eröffnen, daß mit dem Gelde des Fräulein

Satler Ihre Freilassung bewirkt werden soll. Man will Kaution stellen. So beklagenswerth auch Ihr Los ist, so kann es doch Ihr Ehrgefühl und Ihren Muth nicht unterdrücken. Hoffen Sie darum auf eine andere Hilfe, die Ihnen ein aufrichtiger Freund zu bieten gedenkt. Sie werden sicherlich die Hand verschmähen, die Ihr eheliches Glück zerstörrt hat. Ihre Feindin hofft, daß Sie entfliehen werden, sobald Sie frei sind. Verharren Sie ruhig kurze Zeit; es wird Ihnen bald Hilfe werden, die Sie mit Ehren annehmen können. Ein aufrichtiger Freund."

„Siegeln Sie und schreiben Sie die Adresse: An Frau Doktor Hagen."

Herr Schild hielt das versiegelte Billet in der Hand. „Wer überbringt es?" fragte er.

„Sie."

„Gut."

„Uebergeben Sie es dem Schließer zur Besorgung. Alles was Sie bringen, wird nicht unbeachtet bleiben. Legitimiren Sie sich durch Ihr Kreditiv. Ich komme nun auf Ihre Instruktion zurück. Sie betrifft die Witwe Satler."

„Ah diese!" rief der Agent betonend.

„Es liegt mir daran, zu erfahren, zu welchem Zwecke die Frau zurückgekehrt ist. Für die nächste Zeit brauchen Sie sie nur zu beobachten."

„Ist Ihnen die Witwe verdächtig?"

„Sie wissen, ich forsche, ehe ich einen Ausspruch wage. Nun kommt ein dritter Auftrag."

Der Staatsanwalt nahm sein Taschenbuch, blätterte einige Augenblicke und sagte dann:

„Die gestrige Fremdenliste zeigte einen Grafen von Hardenfels an, der im russischen Hofe abgestiegen ist. Fassen Sie den Mann scharf ins Auge und berichten Sie morgen oder übermorgen. Ich weiß, daß er den Winter in der Residenz zu bleiben gedenkt. Diese Andeutungen genügen wohl . . ."

„Vollkommen, Herr Staatsanwalt."

„Ihren Eifer und Ihre Umsicht werde ich dadurch belohnen, daß ich Sie an betreffender Stelle besonders empfehle. Dienen Sie mir noch einige Monate, und es wird Ihnen ein fester Posten nicht fehlen, der einen guten Gehalt abwirft."

Otto Schwarz verabschiedete seinen Agenten durch eine kurze Verbeugung.

Auf dem Vorsaale blieb Herr Schild stehen. Er schöpfte tief Athem als ob er die Last abwälzen wollte, die seine Brust bedrückte.

„Albertine ist verhaftet!" murmelte er. „Und ich erfahre es erst diesen Morgen! Ohne mich ist es geschehen! Gestern Abend ist es geschehen, und mein Brief, den ich unter die Platte des Kandelabers gelegt, war diesen Morgen schon verschwunden. Demnach kann ihn Albertine nicht genommen haben. O, wäre der Doktor Hagen kein

Schurke, wäre er der Liebe Albertinen's werth! Nach Mitternacht habe ich ihn vor dem Hause jener Satler gesehen, das er ohne Zweifel durch eine Seitenthür verlassen hat. Unglückliches Weib, ich biete Alles auf, um Dich zu retten! In die Hand dieses Staatsanwalts sollst Du nicht fallen. Ich stelle die Kaution, ich, kein Anderer Und somit ist dieser Brief in meinem Snne geschrieben."

Nachdem er einige Augenblicke überlegt hatte, verließ er das Haus. Ein vorüberfahrender Fiaker brachte ihn nach dem Kriminalgerichtshofe. Mit Hilfe einer Karte, die er vorzeigte, kam er durch die Wachen zu dem Schließer. Der Schließer, ein Mann mit listigen Blicken, kannte ihn.

„Herr Schild hat mich lange nicht besucht!" rief er aus.

„Weil ich keine Geschäfte bei Ihnen hatte."

„Und heute?"

„Bringe ich einen Auftrag von dem Herrn Staatsanwalte."

Der Schließer trat näher und murmelte:

„Lassen Sie hören!"

„Hier ist ein Briefchen."

„An wen?"

„An die Frau Doktor Hagen."

„Ah, die schöne Frau, die man gestern Abend gebracht hat. Man spricht von falschen Banknoten."

„Ganz recht. Geben Sie ihr diesen Brief."

„Da Sie ihn überbringen, verletze ich meine Pflicht nicht."

„Sie erleichtern im Gegentheil die Untersuchung, die sehr verwickelt zu werden verspricht."

Der Schließer zog die Unterlippe über die Oberlippe, betrachtete philosophisch die Adresse und sagte dann:

„Ich verstehe! Mit vornehmen Verbrechern muß man listiger verfahren als mit gemeinen, die sich übertölpeln lassen. Der Herr Staatsanwalt ist doch ein kluger Mann."

„Eine wahre Perle für unser Land!" fügte Herr Schild hinzu. „Es versteht sich von selbst, daß Sie nicht wissen, von wem der Brief kommt."

„Man hat ihn abgegeben und ich habe ihn aus Mitleid mit der Gefangenen besorgt. Mein bester Herr Schild, ich kenne das, es ist ja nicht das erste Mal . . ."

Der Schließer legte seine breite Hand auf die Achsel des Agenten und lachte.

„Wie benimmt sich die Gefangene?"

„Gestern Abend, als ich ihr das Nachtessen brachte, hatte sie viel geweint; diesen Morgen aber kam sie mir gefaßt vor. Sie verlangte Papier, Feder und Dinte . . . leider kann ich ihr dies ohne höhere Erlaubniß nicht geben. Als ich meine Weigerung aussprach, schüttelte sie den Kopf, wandte mir den Rücken und trat an das Fenster."

„Wo wohnt die Dame?"

„In Nummer Eins! Ah, das Zimmer ist schön und freundlich. Mancher Bürgersmann hat es nicht so gut. Auch bin ich angewiesen die beste Kost zu liefern und höflich, sehr höflich zu verfahren.“

„Hat sich der Doktor Hagen noch nicht gemeldet?“

„Nein.“

„Auf Wiedersehen. Besorgen Sie gleich den Brief.“

Herr Schild befand sich bald wieder auf der Straße. Hier durchsuchte er sein Taschenbuch. Nachdem er sich von dem Vorhandensein eines Papieres überzeugt, ging er rasch weiter. Bald erreichte er das Haus Antoinettens. Er zog die Glocke. Petrine öffnete.

„Alexander!“ rief sie erstaunt.

„Ich bin es.“

„Was willst Du am frühen Morgen?“

„Komme ich Dir zu früh?“ fragte lächelnd der Galan.

„Boshafter Mensch!“ flüsterte die Schöne schmollend. „Tritt nur in mein Stübchen, ich habe Dir eine Mittheilung zu machen.“

In dem Stübchen stand ein großer Koffer, der halb mit Kleidern und Wäsche angefüllt war. Auf den Möbeln lagen verschiedene Garderobestücke.

„Was ist das?“ fragte erstaunt der junge Mann.

„Ich muß heute noch das Haus verlassen! Frau Regina dringt darauf und Fräulein Antoinette hat Nichts dagegen einzuwenden. Beide haben mich schon vom Dienste

entbunden. Man hat mir gnädig den Lohn auf das volle Jahr gezahlt. Das wäre nun recht gut; aber die Hast, mit der man mich zu entfernen sucht, ärgert mich. Fast scheint es, als ob ich eine gefährliche Person wäre. Alexander, heute noch verwerthest Du den Brief. Fordere zwanzig, dreißigtausend Thaler, die unverschämte Witwe, die mich wie einen Hund behandelt, muß und wird zahlen."

„Zu diesem Zwecke habe ich mich eingefunden, denn ich will die Angelegenheit nicht hinausschieben. Ist die Dame allein?"

„Nein."

„Wer ist bei Ihr?"

„Der Doktor Hagen."

„Ah, der Doktor!" rief Herr Schild, unangenehm berührt. „Er stattet wohl einen Morgenbesuch ab."

„Der heute sehr lange dauert, fügte Petrine hinzu. Beide Damen befinden sich wohl und doch ist der Arzt fast eine Stunde bei ihnen. Er muß sich wohl bald entfernen. Sollte übrigens der ärztliche Besuch zu lange dauern, so gehst Du ohne Weiteres zu der saubern Dame. Es liegt kein Grund vor, sie rücksichtsvoll zu behandeln. Wie Du mir, so ich Dir! Jeder ist sich selbst der Nächste."

Diesem Vorschlage stimmte Herr Schild gerne bei. Er ließ sich nieder und beobachtete Petrine, die fortfuhr, ihre Sachen einzupacken.

Siebentes Kapitel.

Erklärungen.

Wir gehen bis zu dem Augenblicke zurück, in dem der Arzt Antoinetten's Zimmer betrat. Die Stiefmutter befand sich bei der jungen Dame. Mutter und Tochter hatten ein eifriges Gespräch geführt, das durch den Hausarzt unterbrochen wurde. Regina, die scharfblickende, erkannte sofort, daß ein gewaltiger Aufruhr in dem Innern Hagens tobte und daß er sich mit Anstrengung bemühte, unbefangen zu erscheinen. Sie zog nach ihrer Weise Schlüsse und stellte Annahmen auf, die den ihr bekannten Verhältnissen entsprachen.

„Herr Doktor,“ sagte sie lächelnd, „ich lasse Sie mit meiner Tochter allein ... und sie betonte das Wort „Tochter.“ Haben Sie hier Ihre Pflichten erfüllt, so bitte ich Sie, mir einen Besuch zu schenken, denn auch ich bedarf Ihres ärztlichen Rathes. Gegenüber befindet sich mein Zimmer. Werden Sie kommen?“

Hagen sicherte es durch eine Verbeugung zu.

Er befand sich mit seiner Patientin allein.

„Was ist vorgegangen?“ fragte Antoinette ängstlich. „Sie sehen bleich und verstört aus. Sind Sie vielleicht krank?“

„Nein!“

Der Arzt hatte zitternd ihre Hand ergriffen.

„Doktor, es ist nicht Alles, wie es sein soll! Ich bin Ihre Freundin . . . vergessen Sie das nicht! Ihre dankbare Freundin!“ fügte sie bebend hinzu. „Wenn Ihre Verhältnisse sich ungünstig gestaltet haben . . . theilen Sie sich mir mit. Alles, was ich besitze, steht Ihnen zu Gebote! Der Reichthum hat für mich keinen Werth . . . sprechen Sie, sprechen Sie doch!“

Und sie sah ihn mit starren Blicken an, ohne seine Hand zu entlassen.

„Meine Frau ist verhaftet!“ stammelte der Arzt.

„Heiliger Gott!“ flüsterte Antoinette erbleichend.

Sie mußte sich an ein Möbel lehnen. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen. Sie schwankte, als ob sie einer Ohnmacht nahe wäre. Hagen umfaßte ihren schlanken Leib und führte sie zu dem Sopha. Er saß neben ihr, sie ängstlich betrachtend.

„Weßhalb?“ fuhr sie nach einigen Augenblicken auf.

„Weil sie eine falsche Banknote ausgegeben hat. Der Staatsanwalt hat seine Drohung erfüllt.“

Antoinette rang die Hände.

„Und ich,“ rief sie, „ich trage die Schuld daran!“

„Sie haben es sicherlich nicht gewollt.“

„Dessen ist Gott mein Zeuge! Was ich gethan, ist in der besten Absicht geschehen! Mein Gott, Albertine schmachtet im Kerker, sie, die Schuldlose . . . mir schwinden die

Sinne. Ich kann die Dinge nicht fassen! Und wie Sie leiden, mein armer Freund! Ein gräßliches Schicksal erfüllt sich . . . vielleicht habe ich es verdient!''

Sie begann bitterlich zu weinen.

„Sie müssen mir fluchen!" rief sie unter heftigem Schluchzen. „O, wäre es Ihrer Kunst nicht gelungen, mich zu heilen . . . wäre ich doch eine Beute des Grabes geworden, ehe ich Unheil über Ihr Haupt gebracht. Sie haben mich zu Ihrem Verderben am Leben erhalten!"

Das arme Mädchen brach wimmernd zusammen.

Der Arzt hatte Mühe, sie zur Fassung zurückzubringen, indem er sie von ihrer Schuldlosigkeit zu überzeugen suchte. Ihr Schmerz, aufrichtig und wahr, zwang ihm die höchste Achtung ab. Als sie einigermaßen ruhig neben ihm saß und ihn mit thränenfeuchten Augen schmerzlich anblickte, gleichsam um Verzeihung bittend, begann er mit bewegter Stimme:

„Die Wandlung der Dinge hat uns einander so nahe gebracht, daß wir jetzt mit der größten Offenheit berathen und unsere Gedanken austauschen können, ohne nach irgend einer Seite hin eine Pflichtwidrigkeit zu begehen. Antoinette, ich bin ein unglücklicher, ein beklagenswerther Mann! Und, lassen Sie mich es gestehen: Sie sind ein lichter Stern in dem Dunkel, das mich umgibt! Ihnen, nur Ihnen, kann ich mein Herz ausschütten, das schwer bekümmert ist. Sie haben mich ja längst verstanden, Sie wissen, wie mich das Schicksal abhetzt, ohne mich einem

Ziele näher zu bringen. Getäuscht in allen meinen Hoffnungen, bleibt mir Nichts als Ihre Freundschaft, die mich zum zweiten Malen vom Verderben retten muß. Helfen Sie mir eine Pflicht erfüllen."

„Welche Pflicht?"

„Albertinen befreien!"

„Was kann ich thun?"

„Man fordert zehntausend Thaler für die Freilassung der Gefangenen."

„Und dann?"

„Kann sie auf freiem Fuße den Fortgang des Prozesses abwarten, den mein Feind, der Staatsanwalt anhängig gemacht hat."

Antoinette sah um sich. Sie schien rathlos zu sein.

„Ich weiß," fuhr der Arzt fort, „daß ich eine hohe Forderung an Sie stelle. Sie haben mir bereits einen Theil Ihres Vermögens geopfert . . . jetzt beanspruche ich mehr . . . Sie werden vielleicht arm durch mich . . ."

„Das ist es nicht, was ich fürchte. Der Reichthum, ich wiederhole es Ihnen, hat keinen Werth für mich!"

„Was fürchten Sie? O, verschweigen Sie mir Nichts!"

Antoinette verließ ihren Platz. Ihr ganzes Wesen hatte sich plötzlich verändert. Festen Schrittes trat sie zu dem schweren Mahagony-Sekretär, öffnete ihn und holte ein Papier hervor, das sie einen Augenblick prüfte. Es war nicht das rechte; sie ergriff ein zweites.

„Hier! Hier!" rief sie. „Es ist der Depositenschein über Staatspapiere zu dem fraglichen Werthe. Mein Bankier, dem ich sie anvertraut, wird sie Ihnen gegen diesen Schein sofort aushändigen. Befreien Sie Albertine . . . Nehmen Sie, nehmen Sie doch!"

Und sie drückte hastig dem Arzte das Papier in die Hand.

„Antoinette!" rief Bernhard.

Sie saß wieder an seiner Seite.

„Nun, mein Freund, liegt kein Verdacht mehr vor, daß mir der Wille fehlt, Ihnen zu dienen. Ich kann ja nicht anders als Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht. Hätte ich keine Rücksichten zu nehmen, ich würde dem Staatsanwalt sagen: die falsche Banknote kommt von mir! Machen Sie mich, nicht Albertine verantwortlich. Aber . . . mein Vater lebt!"

„Himmel!" rief der Arzt.

„Er lebt und hofft, daß ich seine alten Tage durch Verschwiegenheit schütze. Mehr brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

„Ihre Sicherheit, Ihr Glück, Antoinette ist mir heilig!"

„In mir tobt ein harter Kampf . . . die Freundschaft liegt mit der Kindesliebe im Streite. Der Vater bleibt immer Vater, auch wenn er . . . Verbrecher ist!"

„Antoinette!"

„Ich bin die Tochter eines Banknotenfälschers!"

flüsterte sie in furchtbarer Erregung, die sich ihrer plötzlich bemächtigt hatte. „Sie müssen es wissen, um mich ganz beurtheilen zu können."

Sie verhüllte einige Augenblicke ihr Gesicht.

Der Arzt dachte an das Verbrechen, das man Regina zur Last legte. Er begriff die beklagenswerthe Lage seiner großmüthigen Freundin, die ihm nicht allein Hilfe gespendet, sondern auch ein Vertrauen ohne Grenzen geschenkt hatte. Er erkannte aber auch die Absicht Antoinettens: sie wollte die Entscheidung der wichtigen Dinge in seine Hand legen. Und nun hatte er die Wahl zwischen der Freundin und der Gattin. Ein Wort konnte Albertine sofort reinigen ... dann aber wurde er zum Verräther an Antoinetten.

„Nein, nein!" rief er unwillkürlich, als ob ihn der Gedanke erschreckte. „Die Schuldlosigkeit meiner Frau wird bald bewiesen sein ... sie kann dem Prozesse mit ruhigem Auge entgegensehen. Und Sie, Antoinette, erleichtern ihr ja das Los, das sie für den Augenblick betroffen hat. Ich werde schweigen, so wahr mir Gott helfen möge!"

Antoinette schrak auf.

„Was haben Sie gethan?"

„Einen Schwur geleistet, den ich Ihnen schuldig bin."

„Ich habe keinen Schwur von Ihnen gefordert! Das war unbedacht ... Wissen Sie, wie der Prozeß gegen Albertine ausfällt? Wissen Sie ob Sie den Schwur halten können? Man wird ihre arme Frau peinigen, um sie zum

Geständnisse zu bringen ... der Staatsanwalt ist ja Ihr Feind ... werden Sie es über sich gewinnen, der Qual der Gefangenen ruhig zuzusehen? Albertine ist Ihre Gattin ihr gebührt Ihre Sorge, Ihr Wirken, Ihr Leben. Und Sie lieben Ihre Gattin, ich weiß es. Auch Sie werden Qual empfinden, indem Sie schweigen. Und ich will nicht, daß Sie leiden. Mein Gott, was beginne ich denn? Ich möchte helfen, gründlich helfen, denn ich habe den Anlaß gegeben... darum muß ich auftreten und handeln. Ich gebe Ihnen den Schwur zurück! Sie müssen durchaus frei sein in Ihren Entschließungen, Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich ... Klagen Sie mich an, wenn es sein muß! Was ist denn mein Leben? Ein trauriges, ein zertretenes! Ich kann es leicht hingeben ..."

„Genug, Antoinette, genug!"

„Wie kann ich denn nur dulden, daß solche Dinge mit meinem Wissen vorgehen? Ich habe Albertinen Freundschaft gelobt, habe mich mit ihr zu Ihrem Glücke verbunden ... nun ist es auch meine Pflicht ... mein Platz ist in dem Gefängnisse! Ich werde zeigen, daß die Freundschaft auch etwas vermag!"

Sie wollte fort, fast sinnlos.

Hagen hielt sie zurück.

„Denken Sie an Ihren Vater! rief er mahnend aus. Sie vergessen, daß Sie Tochter sind."

Bestürzt blieb die Unglückliche stehen.

„Mein Vater!" schrie sie auf.

„Wollen Sie ihn vernichten? Wollen Sie ihn, den Greis, dem Gefängnisse überliefern?"

„Es ist wahr!" hauchte sie tonlos vor sich hin. „Das hatte ich vergessen. Ich muß unthätig bleiben. Ach, das ist ein furchtbares Schicksal!"

Sie sank auf dem nächsten Stuhle nieder. Ihre Arme hingen schlaff herab, das bleiche Gesichtchen hatte sich auf den wogenden Busen gesenkt.

Der Arzt betrachtete sie mit inniger Theilnahme. Und dieses herrliche, hochherzige Weib war der innigsten Theilnahme, der höchsten Verehrung werth. Welch eine Last von ungeheuren Ereignissen stürmte auf die arme Antoinette ein. So war selten wohl ein Mensch von dem Geschicke heimgesucht. Unglücklich in der Liebe, war sie es nicht minder in allen anderen Beziehungen. Was sollte Hagen thun, wozu sollte er rathen? Er fühlte, daß er Antoinetten nicht verlassen durfte, daß er selbst über sie wachen mußte, um sie von voreiligen Schritten abzuhalten.

Da erhob sie sich und ergriff hastig seine Hand.

„Mich hat Gott erleuchtet!" rief sie mit flammenden Blicken. „Das ist ein Rettungsmittel!"

„Was?"

„Befreien Sie Albertine."

„Heute, diesen Morgen noch. Sie haben mir ja großmüthig die Mittel dazu geliefert."

„Ist sie auf freiem Fuße dann entfliehen wir. Albertine, Sie, ich . . . mein Vater wird uns mit offenen Armen

empfangen. Wir leben still in den Bergen, einsam, getrennt von der Welt ... nicht wahr, wir sind uns selbst genug? Ich bin die Freundin, die Schwester Albertinens. Ich werde ihr Alles gestehen ... Und da sie ihren Gatten liebt, wird sie den Glanz der Residenz gern aufgeben, wird uns in die Fremde folgen, wo sie an Ihrer Seite ungestört glücklich sein kann. Es soll ihr an Nichts fehlen ... ich habe ihr hier Kummer bereitet, habe ihr Thränen erpreßt ... Dort will ich sie bedienen, will ihre Magd sein, will sorgen, daß sie nur Freudenthränen weine ..."

„Antoinette!" rief der Arzt, der überwältigt zu ihren Füßen niedersank.

„Preisen Sie meine Großmuth nicht," fuhr sie hastig fort; „denn wenn Sie mit mir fliehen, werde ich glücklich sein. Sie wissen es ja, ich bin Ihre Freundin, und Albertine soll sich über mich nicht beklagen ..."

„Antoinette, daß es so kommen mußte!"

„Es ist ja recht gut!" rief sie lächelnd, während ihr die Thränen über die Wangen rannen. Das Unglück vereinigt uns ... wären wir sonst nicht getrennt geblieben? Hätte ich sonst Ihnen sein können, was ich Ihnen sein will?"

„Und ich darf Sie nicht lieben!"

„Schenken Sie mir nur Ihre Freundschaft! Mehr kann, mehr darf ich nicht beanspruchen. Und sie genügt mir zu meinem Glücke. Das habe ich mir vom Himmel erbeten, und der Himmel hat mein Gebet erhört. Das soll Albertine wissen ..."

„Sie eröffnen mir eine lichte, eine herrliche Aussicht!“ rief der tiefbewegte Arzt. „O, mein Engel, mein guter Engel! Verlassen wir das Land, daß uns so großen Jammer bereitet, fliehen wir die Menschen, die unser Unglück wollen. Sind wir nicht Alle, die wir verfolgt werden, unschuldig? Und wir haben keine Mittel zur Vertheidigung, als das Bewußtsein unserer Schuldlosigkeit. Wir reisen, sobald Albertine das Gefängniß verlassen hat. Und Ihrer Führung vertrauen wir uns an. Aber wir werden Ihnen auch dankbar sein; die treueste und ergebenste Freundschaft soll Ihnen lohnen, was Sie in überschwenglicher Großmuth an uns gethan. Sie werden nicht allein stehen, Sie werden einen Bruder und eine Schwester haben, die Sie auf ihren Händen tragen, die jeden Ihrer Wünsche in Ihren Augen lesen und ihn mit Eifer zu erfüllen suchen.“

„O, seien Sie mein Bruder!“ flüsterte innig bittend Antoinette. „In diesem Gedanken finde ich einen Trost, der mein Herz gegen Alles stählt, was mich in Zukunft noch treffen kann. Ich fühle mich stark genug, Ihr Glück ohne Neid mit anzusehen ... halten Sie mich nicht für schwach. Wagen Sie es nur, die Freundin in Ihrer Nähe zu dulden ... Sie kennen meinen Entschluß, meinen Plan, ich habe ihn längst Ihnen mitgetheilt ... die Tücke der Menschen hilft ihn verwirklichen ... Zweifeln Sie nicht an der Reinheit meiner Gefühle ... und Albertinen will ich beschwören, daß Sie mich duldet ... sie wird mich bald begreifen, wenn sie mir nur vertraut!“

Sie berührte mit ihren Lippen das Haar des Knieenden.

Bernhard zog ihre zitternden Hände an seinen Mund.

In diesem Augenblicke ward die Thür geöffnet: Alexander Schild stand auf der Schwelle. Der Arzt erhob sich rasch. Antoinette fuhr erschreckt zurück.

„Verzeihung!“ rief bestürzt der Agent.

„Wen suchen Sie?“ fragte der Doktor.

„Ich habe das rechte Zimmer verfehlt.“

„Wen suchen Sie?“

„Frau Regina Satler . . . man sagte mir, ich könne Sie sprechen . . .“

„Und wer sind Sie?“

„Ein Mann, der Frau Satler auf der Reise kennen gelernt hat und ihr Nachrichten bringt . . . wo finde ich die Dame?“

Alexander sprach mit bewegter Stimme.

Antoinette hatte sich gefaßt.

„Sie finden Frau Satler in dem Zimmer gegenüber. Ich werde Sie anmelden . . .“

Und sie entfernte sich, um den Fremden zu ihrer Stiefmutter zu führen.

Bernhard Hagen blieb einige Augenblicke allein. Die Ueberraschung kam ihm verdächtig vor. Er hielt sie für eine Bosheit des Kammermädchens, dessen Gespräch mit dem Galan er belauscht hatte. Ohne Zweifel war dieser Mann derselbe, der seinen Brief verkaufen wollte.

Antoinette kehrte zurück.

„Meine Stiefmutter kennt ihn!“ flüsterte sie hastig. „Sie war höchlich, und wie es schien, nicht unangenehm überrascht, als er eintrat. Doch, was kümmert uns das? Wir haben wichtigere Dinge zu bedenken. Mag Frau Regina ihre Reisebekanntschaften empfangen; beeilen wir uns, die arme Albertine in Freiheit zu setzen und unsere Abreise vorzubereiten.“

„Haben Sie diesen Mann nie gesehen?“ fragte der Arzt.

„Nein.“

„Beobachten Sie Ihr Kammermädchen.“

„Warum?“

„Die Zofe ist erbittert über die plötzliche Entlassung.“

„Sie war aus triftigen Gründen nöthig. Petrine hat sich übrigens nicht zu beklagen.“

Der Arzt rüstete sich zum Gehen.

„Antoinette, ich rathe Ihnen, das Gespräch zu belauschen, das zwischen Ihrer Stiefmutter und jenem Manne stattfindet. Ich kann nicht länger bleiben . . . die Zeit drängt.“

„Gehen Sie! Gehen Sie! Das Resultat Ihrer Schritte möchte ich wissen . . . ich will die Erste sein, die der Befreiten Glück wünscht.“

„Sie werden bald Gewißheit erhalten. Dann hole ich Sie zu meiner Frau; wir berathen gemeinschaftlich. Wenige Tage werden genügen, um die nöthigen Vor-

bereitungen zu treffen, dann verlassen wir auf immer die Stadt, in der wir so herbes Leid erfahren haben."

„Auf immer!"

„Nehmen Sie noch einmal meinen Dank, meinen innigen Dank!"

Er küßte ihr hastig die Hand und verließ das Zimmer und das Haus. Der Wagen brachte ihn zu dem Bankier.

Achtes Kapitel.

Der Kauf.

Wir wissen, daß Antoinette den Fremden der Stiefmutter zugeführt, und daß sie die Bemerkung gemacht hatte, Regina sei nicht unangenehm überrascht gewesen. Sie war nicht nur nicht unangenehm überrascht, sondern freudig bestürzt. Als Antoinette sich nach den Worten entfernt hatte: „Dieser Herr wünscht Frau Satler zu sprechen," rief Regina leise, aber im Tone höchster Freude:

„Paul! Paul! Ich habe Dich mit Schmerzen erwartet!"

Und sie hätte es gern gesehen, wenn der junge Mann sie umarmt und geküßt hätte. Wir erinnern den Leser an

die Szene in Calais, die zwischen Beiden am Abend vor der Abreise nach England stattfand. Diese Szene beweist die Intimität des Umgangs. Aber Paul schien sich derselben nicht zu erinnern, er mochte entweder seine Ansichten von der reizenden Frau geändert haben oder an andere Dinge denken, die ihn abhielten zärtlich zu sein. Er küßte nicht einmal der Dame, die sich von ihm geliebt wähnte, die Hand.

Regina sah ihn erstaunt an.

„Bist Du krank, Paul?“ fragte sie hastig.

„Nein.“

„Aber Dein Benehmen, Deine mehr als ernsten Mienen, die mir unerklärlich sind? Ist Dir ein Unglück geschehen? Habe ich Dir Anlaß gegeben . . .“

„Wir werden uns verständigen.“

„Das hoffe ich!“

Stolz und vornehm deutete sie auf einen Sessel. Paul, wir wollen ihn jetzt so nennen, ließ sich nieder, ohne seinen Pelz abzulegen. Regina konnte doch nicht so ganz die Aengstlichkeit unterdrücken, die sich ihrer seit einigen Augenblicken bemächtigt hatte. Paul, der sie scharf beobachtete, bemerkte es wohl. Er hielt dies für ein Zeichen ihrer Schuld und demgemäß behandelte er sie.

Regina saß wartend in der Ecke des prachtvollen Sopha's. Ihre nackten vollen Arme, die wie Schnee in dem schwarzen Seidenkleide schimmerten, hingen schlaff herab. Ihre feuchtrothen Lippen waren halb geöffnet, so

daß man den Schmelz ihrer schönen Zähne gewahren konnte. Das üppige Haar war heute einfach und glatt gescheitelt, ein Umstand, der sie um einige Jahre jünger erscheinen ließ, als sie war. Und diese Frau sollte sich eines zweifachen Verbrechens schuldig gemacht, sollte den Grafen von Hardenfels und dessen Diener ermordet haben!"

„Sind wir auch vor Störung gesichert?" fragte der junge Mann.

„Ich wüßte nicht, wer kommen sollte."

„Frau Satler muß die Räume und die Personen kennen . . . ich bin zum ersten Male hier."

„Ah, diesen Ton schlagen Sie an!" rief Regina. „Also habe ich mich in Ihnen getäuscht! Es gab eine Zeit, in der Sie mir versicherten . . ."

„Erinnern Sie mich nicht an diese Zeit!" unterbrach sie Paul. „Ich komme darauf zurück, um mich zu erklären; Sie werden außerdem gleich sehen, daß ich diese Zeit nicht vergessen habe. Wäre ich weniger aufrichtig gegen Sie gesinnt, ich würde Sie in dem Wahne lassen, daß meine Achtung vor Ihnen sich nicht gemindert hat."

„Mein Herr!" fuhr die schöne Frau auf.

„Lassen Sie uns ruhig verhandeln, der Gegenstand ist zu ernst, zu wichtig."

„Wie der Gegenstand auch sein möge . . . Ihr Benehmen, das Sie bis zu diesem Augenblick beobachtet, beweist zur Genüge, daß ich mir einen Undankbaren verpflichtet habe. Was wären Sie heute, wenn ich Ihnen meine

helfende Hand nicht gereicht hätte? Ohne Zweifel ein Bettler, der flehend an die Thür der Leute klopft . . . Brauchen Sie Ihre Wohlthäterin nicht mehr? Ist Ihnen meine Hilfe überflüssig geworden? Stehen Sie an dem Ziele, das zu erreichen Sie sich vorgenommen? Alles in dieser Welt hätte ich gefürchtet; nur nicht die Undankbarkeit des Mannes, den glücklich zu machen mein eifriges Bemühen gewesen. Es ist traurig, daß ich gezwungen bin mich einer Thatsache zu rühmen, die mich anmaßend erscheinen lassen muß."

Paul hatte ruhig diese Vorwürfe angehört.

„Sie haben Recht, gnädige Frau, sich der Verdienste um mich zu rühmen; aber auch ich verfahre nicht ohne Grund, wenn ich meine Beziehungen zu Ihnen aufhebe."

„Das ist deutlich genug!" rief Regina erbleichend.

„Und ich wiederhole es, ich bin nicht undankbar!"

„Auch das noch! Liegt vielleicht Dankbarkeit in Ihren Worten? Mein Herr, ich fürchte das Aergste."

„Was fürchten Sie denn?"

„Daß ich eine Schlange an meinem Busen genährt habe, daß Sie ein Verräther sind!"

„Sie urtheilen vorschnell; wenigstens gehen Sie zu weit."

Regina fuhr rasch in ihrer Erregung fort:

„Sie verurtheilen mich, weil ich die Gattin eines alten, lebensmüden Mannes war; Sie ziehen Schlüsse, obgleich Sie meine Herzenspein kennen, die nur ein Uneingeweihter

ziehen darf. Haben Sie nicht gewußt, daß ich Frau bin? Habe ich Ihnen nicht alle meine Verhältnisse, alle meine Hoffnungen von der Zukunft dargethan?"

„Ich habe nicht gewußt, daß Sie früher einem Grafen Hardenfels angetraut waren."

„Ah, das ist es!" rief die Schöne. „Sie würden es wohl noch erfahren haben. Jene kurze Ehe mit dem kranken, mürrischen Grafen bot mir der Leiden so viel, daß ich mich ihrer nicht erinnern mag. Und bin ich deshalb eine Andere? Bin ich nicht dieselbe Regina, die sich Ihnen mit Leib und Seele ergeben? Sie benutzen einen nichtssagenden Vorwand, um sich zurückzuziehen. Aber ich versuche es nicht, Sie zu halten . . . gehen Sie, gehen Sie! Die Röthe der Scham muß auf Ihre Wange treten, wenn Sie meiner gedenken! Ich beklage Sie! Nicht um alle Schätze der Welt möchte ich an Ihrer Stelle sein. Ein undankbarer Mensch ist jedes Verbrechens fähig und ich würde mich nicht wundern, in Ihnen einem Feinde zu begegnen, der mir nach Kräften zu schaden sucht!"

Frau Satler hatte sich erhoben. Sie zitterte vor Entrüstung.

Der junge Mann führte die Dame an ihren Platz zurück.

„Ich will nicht scheiden, ohne Ihnen eine bessere Meinung von meiner Person zu hinterlassen. Das bin ich Ihnen, das bin ich mir schuldig. Vertheidigen kann ich Sie nicht, verrathen will ich Sie nicht!"

„Was ist das?“

„Hören Sie mich ruhig an, ich bitte!“

„Vermeiden Sie alle Umwege, alle Weitläufigkeiten!“ rief Frau Satler, die den Gast mit großen Augen anstarrte.

Paul bebte unwillkürlich zurück vor den Blicken dieser zweiten Lukretia Borgia. So mußte ein Weib aussehen, das ohne Gewissensbisse morden konnte. Ihre lodernden Blicke schienen ihn durchbohren zu wollen. Es war, als ob sie in ihrer Leidenschaftlichkeit, die für den Augenblick aufglühte, die ganze Vergangenheit vergessen hatte. Sie mochte nur den neuen Feind sehen, der vernichtet werden mußte. Ein weniger unerschrockener Mann würde zurückgebebt sein. Regina hatte die letzten Worte im Tone eines drohenden Befehls gesprochen.

Paul stellte der Aufgeregten eine kalte Ruhe entgegen. Ihm war es sogar möglich, artig zu lächeln, als ob er den Zorn der Schönen ignorirte.

„Ich werde mich kurz fassen, denn die Zeit drängt. Sie selbst haben gesagt, daß Sie in unglücklicher Ehe mit dem Grafen Hardenfels gelebt . . .“

„Weil er ein kranker, mürrischer Mann war!“

„Der Grund hat keine Bedeutung . . . Ihre Ehe war unglücklich.“

„Wozu das? Wozu diese Erörterungeu?“

„Der Graf siechte hin und starb. Niemand wußte, daß er eine Witwe hinterließ, denn er hatte seine Verheiratung geheim gehalten.“

„Aus Rücksicht auf die ihm vom Vater bestimmte Braut, die er nicht lieben konnte.“

„Man mußte den Todten heimlich begraben haben.“

„So scheint es! Doch weiter, mein Herr, doch weiter!“

„Denn ein Betrüger trat auf, präsentirte die Familienpapiere des Grafen und heiratete Rosalie von Münster, die dem Grafen bestimmte Braut . . . des Vermögens wegen.“

„Sie sind gut unterrichtet, mein Herr. Aber was kümmern mich alle diese Dinge? Wollen Sie mich für die Verbrechen des Betrügers verantwortlich machen?“

„Nein. Aber man behauptet, der Graf sei vergiftet . . .“

Paul schwieg, um zu beobachten.

Regina saß einige Augenblicke regungslos. Dann sagte sie mitleidig lächelnd:

„Auch ich habe von diesem Märchen schon gehört. Wollen Sie es zu Ihrem Vortheile ausbeuten?“

„Gewiß, wenn man Sie nicht als die Giftmischerin bezeichnet hätte.“

Frau Satler war aufgesprungen.

„Wer bezeichnet mich als eine solche?“ fragte sie in einem fast würdevollen Tone.

Auch Paul war aufgestanden.

„Ein Brief an den Staatsanwalt! Ich habe es bewirkt, daß Sie sich heute noch auf freiem Fuße befinden."

Regina tastete mit der Hand nach der Lehne des Sophas.

„Mein Herr, Sie sprechen im Wahnsinne wenn Sie die Wahrheit zu sagen glauben; oder Sie sind der raffinirtiste Roué, wenn Sie durch diese Erfindung eigennützig ein Ziel erreichen wollen. Die Gesundheit des Grafen Hardenfels war schon erschüttert, als er mir seine Hand antrug, als ich den Unglücklichen, ich kann es wohl sagen, theils aus Mitleid erhörte, theils weil ich allein und rathlos in der Welt stand. Doch wozu soll ich mich ihnen gegenüber rechtfertigen?"

„Ich fordere keine Rechtfertigung ..."

„Wer hat den Brief geschrieben?" fragte Regina hastig.

„Bruno Eichstädt!"

Sie kniff die Lippen zusammen.

„Also er!" flüsterte sie. „Der Elende hat noch einmal seinem Grolle Luft gemacht. Um mich zu verderben, griff er zu schändlichen Verleumdungen ... Paul, den Brief hat die Rache diktirt. Bruno Eichstädt bewarb sich um meine Gunst ... ich habe den Mann, den ich fürchtete, abgewiesen. Ja," fügte sie fast weinend hinzu, „ich habe den glühenden Bewerbungen Hohn entgegengesetzt, weil ich liebte. Wo ist der Brief?"

„Hier ist die Kopie. Lesen Sie!"

Er überreichte ihr ein Papier.

Regina las. Oft unterbrach sie sich, um Schrecken und Zorn zu unterdrücken. Sie ward blaß und roth. Die furchtbarsten Gemüthsaffektionen wechselten in ihr ab. Als sie geendet, sprühten ihre Augen wahre Basiliskenblicke.

„Glauben Sie diesen entsetzlichen Anschuldigungen? Glauben Sie, daß ich mit Menschenleben und Menschenglück spiele wie mit Karten? Mein Gewissen ist rein, ich fürchte eine Anklage nicht. Gehen Sie und verrathen Sie mich, wenn Sie können!"

Aber Paul blieb ruhig stehen.

„Ich habe über den Grund oder die Grundlosigkeit dieser Anklagen nicht zu entscheiden, aber ich gebe Ihnen die Konsequenzen zu bedenken, die für Sie entstehen, wenn die Angelegenheit zur Kognition des Staatsanwalts kommt."

„Wer außer Ihnen, weiß darum?"

„Nur eine Person."

„Und wer ist diese Person?"

„Ich kann sie nicht nennen."

„Ah," rief Regina, „Sie wollen Sie nicht nennen."

„Und damit Sie sehen, daß ich Ihnen dankbar bin, trete ich als Vermittler auf. Das Original dieses Briefes steht Ihnen gegen ein Entgeld zur Verfügung."

Eine unbeschreibliche Verachtung malte sich in dem Gesichte Regina's.

„Geld! Geld!“ rief sie höhnend. „Immer Geld? Und um dazu zu gelangen bedienen sie sich solcher Mittel. Mein Herr, ich beklage Sie!“

„Verzeihung, gnädige Frau, ich handle im Auftrage. Wäre ich reich, ich würde für Sie dieses Papier gekauft haben. So aber muß ich mich an Sie wenden ... die Angelegenheit erleidet keinen Aufschub. Verhandeln wir ruhig und kalt wie Geschäftsleute. Sie werden, wenn die Gefahr abgeschlagen ist, mein Verfahren recht zu würdigen wissen.“

„Für mich erwächst keine Gefahr, wohl aber die Unannehmlichkeit, Aufsehen zu erregen. Und Sie wissen, ich hasse das Aufsehen. Verhandeln wir also. Ehe ich jedoch nach dem Preise frage, fordere ich Garantien dafür, daß ich mir durch mein Geld Ruhe und Sicherheit erkauft habe. Können Sie diese Garantien liefern?“

„Sie erhalten den Brief.“

„Gut. Aber Sie können mir morgen einen zweiten, übermorgen einen dritten bringen. Oder weiter noch: Sie können mündlich denunziren wollen ... Sie haben ja immer eine Person hinter sich, die Sie treibt.“

Paul begriff, daß die schlaue Regina Recht hatte. Von dieser Seite hatte er die Sache noch nicht angesehen. Und doch mußte er Geld schaffen. Seit er den Arzt zu den Füßen Antoinettens gesehen, seit er mit Gewißheit wußte, daß die arme Albertine verrathen war, hielt er es für die heiligste Pflicht, die Gefangene dem Kerker und der

Gewalt des treulosen Mannes zu entreißen. Der Doktor Hagen war seiner Meinung nach nicht werth, seine brave und treue Gattin ferner zu besitzen.

Jetzt zeigte sich der Polizeiagent.

„Sie fordern Garantie?" fragte er.

„Wundern Sie sich darüber?"

„Nein, o nein, gnädige Frau! Es ist in der Ordnung, daß man weiß, was man sich erkauft. Sie mißtrauen mir . . . auch das finde ich erklärlich und gerechtfertigt. Lernen Sie mich jetzt ganz kennen. Seit Jahren kenne ich die Geschäfte des Herrn Satler. Ich weiß auch, daß Vetter Bertram eigentlich Herr Clapin ist, der berühmte Zeichner und Chemiker. Ah, Ihr Erstaunen verräth, daß ich gut unterrichtet bin. Als Madame Satler zum ersten Male das Landhaus bezogen hatte, als sie allein den Forst durchirrte, lernte ich, der arme Landschaftsmaler, sie kennen. Sie kaufte mir zu guten Preisen meine Bilder ab, die freilich wenig oder gar keinen Werth hatten, und entriß mich auf diese Weise einer traurigen Lage. So lange ich in ihrer Nähe lebte, waren mir Sorgen und Noth fremd."

„Wozu diese Rekapitulationen von Dingen, die mir zur Genüge bekannt sind?"

„Sie werden den Grund sogleich erfahren. Um jene Zeit suchte man eine Gesellschaft Banknotenfälscher, deren Spur man bis zu dem Dorfe Rodenfeld ermittelt hatte. Wie, kann ich nicht sagen. Der Aktuar Schwarz war still

und geheimnißvoll thätig. Ich traf den Mann im Walde, als ich eine Rieseneiche zeichnete, die weit und breit ihres Gleichen nicht hat. Er bewunderte meine Arbeit und bat um die Erlaubniß, mir zusehen zu dürfen. Ich hatte keine Veranlassung, ihm diese Erlaubniß zu verweigern. So trafen wir uns drei, vier Tage. Wir wurden Bekannte. Ich mußte ihm das Forsthaus zeichnen, das am Saume des Waldes lag. In diesem Hause wohnte die Tochter des Oberförsters, die der Aktuar liebte. Er war entzückt über das Bild, das ich ihm schenkte. Lassen Sie mich über die Art und Weise hinweggehen, wie ich in kurzer Zeit der Vertraute des Herrn Schwarz wurde. Und als solcher erfuhr ich, daß er, der Aktuar, muthmaßte, aus der Villa des Herrn Satler gingen falsche Banknoten hervor. Ich machte mich anheischig, ihm als Spion zu dienen, natürlich gegen einen Theil der Belohnung, welche die Bank ausgesetzt hatte. Ich spionirte auch, und fand bald, daß der Verdacht gerechtfertigt war. Wie ich diese Entdeckung machte, kann ich der Kürze der Zeit wegen nicht erzählen. Was ich zu Ihrer Sicherheit, meine Gnädige, der Frau, die ich schätzte und liebte unternommen, setzte ich fort: ich trieb Spionage, um den Verdacht von Ihnen abzuleiten.

Nun erschien ihr Bruder, den Sie an dem Gitter des Parks empfingen. Dann kam Bruno Eichstädt, der Agent. Auf dem Erlenkruge wohnte ein Herr und eine Dame, die meine Aufmerksamkeit erregt hatten. Ich

beobachtete Beide und kam eines Tages zur rechten Zeit um zu sehen, daß Vetter Bertram und Ihr Bruder die Fremden nach der Villa holten. Daß Sie mir die Anwesenheit der Gäste verschwiegen, fand ich erklärlich. In einer schwülen Sommernacht streifte ich an den Grenzen Ihres Parks. Ich vermuthete nämlich, der Aktuar, der die Kriminal-Justiz und die Polizei in jener Gegend ausübte, stellte Forschungen nach dem Mörder des Oberförsters an, der einige Zeit zuvor an seinen Wunden gestorben war.

Die Diener der Justiz fand ich nun freilich nicht, wohl aber war ich Zeuge eines Schauspiels, das mir das Blut erstarren machte. Es erschienen Männer, die unter einem Baume ein Grab gruben und einen Todten hineinlegten. Dann machten sie die Erde eben, um jede Spur zu verwischen. Sie streuten auch Laub auf den frischen Boden. Eine Frau hatte mit mir gelauscht, ohne mich zu bemerken. Ich erkannte in ihr Antoinetten, die mit Entsetzen den Ort des Schreckens floh. Was that ich nun? Ich schwieg und täuschte den Aktuar, bis Ihre Abreise zur Thatsache geworden. Das Verbrechen war verübt, ich konnte es nicht mehr ungeschehen machen. Als ich später Friederiken in Ihrer Gesellschaft sah, die sich Anfangs traurig zeigte, glaubte ich den Todten zu kennen, der in dem Grabe unter der Eiche schlummerte.

Wir reisten nach England. Sie wissen, daß ich Ihnen folgte, weil Sie es wollten. Ich folgte Ihnen aber auch als Spion. Der Aktuar, der für Reisegeld

aus dem geheimen Staatsfond gesorgt, hielt mich dafür; in Wirklichkeit aber war ich Ihr Beschützer. Und darum berichtete ich an meine Auftraggeber den vermeintlichen Tod des Herrn Satler. Nicht wahr, ich spielte eine gefährliche Rolle? Aber auch eine seltsame, die mich mitunter lächerlich erscheinen lassen mußte. Ich ward sogar der Kammerdiener des Herrn Satler, um mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Der alte Herr schöpfte Verdacht und entließ mich. Sie korrespondirten mit mir und stellten eine Zusammenkunft in hiesiger Stadt fest, trotz meiner Abmahnungen.

So verließ auch ich London, um Sie zu treffen. Hier ward mir die Gewißheit, daß Sie vor Ihrer Verheiratung mit Herrn Satler die Gattin eines Grafen Hardenfels gewesen, und Ihr eigenes Geständniß hat diese Gewißheit unumstößlich gemacht. Jahrelang habe ich also Ihre gefährlichen Geheimnisse verschwiegen, selbst Ihnen, die ich oft gesehen und gesprochen. Aber ich habe nicht nur geschwiegen, ich habe auch über Sie gewacht. Ohne mich wäre Herrn Satlers betrügliches Treiben längst entdeckt, obgleich er mit einer Schlauheit, Vorsicht und Großartigkeit verfuhr, daß ich ihn bewundern mußte. Glauben Sie nun, ich könne Ihre Geheimnisse nicht bewahren? Halten Sie mich, nachdem ich solche Beweise meiner Zuverläßigkeit gegeben, eines Wortbruchs fähig? Sie fordern Garantie . . . ich setze meine jüngste Vergangenheit als solche ein."

Regina hatte sich von Ihrem Erstaunen erholt.

„Sie haben mir wunderbare Dinge erzählt!“ rief sie mit bebender Stimme. Um mich zu schützen, agiren Sie im Dienste der Polizei . . . ohne daß ich es weiß! Wollen Sie nicht auch behaupten daß Sie mich aufrichtig geliebt haben?“

„Ich wiederhole Ihnen, daß mich Die Dankbarkeit geleitet hat!“ sagte Paul.

„Nichts weiter? Nichts weiter?“

„Sie wollen mich des Eigennutzes beschuldigen. Immerhin, denn auch er hat einen kleinen Theil an meinen Handlungen, ich leugne es nicht. Sie sind zu klug, um einzusehen, daß ich meine ganze Zukunft nicht in Ihre Hand legen konnte.“

„Ich bin zu arglos gewesen!“ flüsterte schmerzlich die schöne Frau. „Ich habe Ihren treuherzigen Mienen und Ihren Versicherungen geglaubt, ich, das schwache Weib!“

„Kommen wir zum Abschlusse!“ sagte Paul fest und bestimmt. „Zeit und Umstände drängen. Wir treunen uns heute nicht für immer; unsere Lebenswege laufen noch eine Zeit lang neben einander fort.“

Dieser Ton traf das Herz der stolzen Regina.

„Mein Herr, Sie haben mir nicht die volle Wahrheit gesagt! Wir wollen abschließen, das ist mein Wunsch, mein Wille! Aber ich muß wissen, mit wem ich verhandle; ich muß wissen,“ fügte sie ironisch hinzu, „wem ich zu Danke

verpflichtet bin. Dann mögen Sie fordern, und ich werde zahlen. Denn um das Zahlen handelt es sich doch zunächst."

„Es ist wahr, ich fordere Geld!" entgegnete Paul ruhig. „Aber nicht das des Herrn Sattler . . ."

„Ich kann nur über das verfügen, was von meinem Manne kammt."

„Sie besitzen auch einen Theil des gräflichen Vermögens."

„Wie, ich?"

„Sie, gnädige Frau! Sie, die ehemalige Witwe des Grafen."

„Das ist eine wunderliche Behauptung!"

„Kürzen Sie die Verhandlung ab!" sagte Paul streng.

„Mein Herr, Sie wähnen mich in Ihrer Gewalt zu haben, wähnen, daß Sie mich tyrannisiren können. Aber Sie irren . . . es gibt keine That und keine Zeit in meiuem Leben, vor der ich zu zittern hätte. Erröthen muß ich, wenn ich meiner Schwachheit Ihnen gegenüber gedenke; erbleichen brauche ich wahrlich nicht. Ueber das Leben meines Mannes fälle ich kein Urtheil... ich fühle mich frei von aller Schuld. Thun Sie, was Ihnen beliebt . . . wir haben uns nie gekannt!"

Regina bebte vor Zorn.

„Uebereilen Sie sich nicht!" mahnte ruhig der junge Mann. „Das Schicksal hat es gefügt, daß ich mit Ihnen liirt war, und wahrlich, ich werde eine Perfidie nie begehen die mich brandmarken muß. Ich drohe auch nicht, um Sie

zu irgend einer Handlung zu zwingen! aber ich will mit Ihnen abschließen. In der Nähe der Antoinettenruhe lebt ein alter Wilddieb ... soll ich diesen als den Mörder des Oberförsters Winter bezeichnen? Geben Sie mir die Einwilligung dazu?"

Und Paul fixirte mit scharfen Blicken die Dame.

„Was kümmert mich der Wilddieb?"

„Soll ich ihn verhaften lassen?" fragte beharrlich der Spion.

„Wahnsinniger Mann!"

„Soll ich den Wilddieb verhaften lassen?"

„Wahrlich, Sie sind reif für das Irrenhaus!" rief Regina.

„Erinnern Sie sich des Taschenbuchs Ihres Vetters... man weiß, daß Blume Gold erhalten hat. Wofür? Was hat der Verbrecher gethan? Und Ihr Bruder, der die Gegend durchstreifte, der sich vor den Gendarmen flüchtete in ... Ihr Boudoir!"

„Nun begreife ich Sie!" rief Frau Satler bitter lachend. „Sie stellen eine Inquisition mit mir an! Auch das noch, auch das noch! Ihre Kombinationen sind grundfalsch. Sie sind krank, mein lieber Freund, Ihre zügellose Phantasie geht mit Ihnen durch. Sie bezichtigen mich heilloser Verbrechen ... und ich könnte Ihnen, der Sie so viel Geheimnisse wissen, mit demselben Rechte darthun, daß Sie sich einer Schlinge zu entziehen suchen. Brauchen Sie eine Person, auf die Sie den Verdacht wälzen? Oder glauben

Sie durch mich eine Fährte zu finden, die zu irgend einem lohnenden Ziele führt? Diesmal hat sich der Polizeispion, wenn er mit klarem Verstande zu Werke geht, verrechnet... Ist er irrsinnig geworden, so bedauere ich ihn."

„Polizeispion?" wiederholte Paul erbittert.

„Sie selbst haben sich einen solchen genannt."

„Ich bin es für Sie geworden, Sie müssen wissen..."

„Ich weiß nur, daß Sie ein Undankbarer sind! Sie wollen mich mit Scheingründen bethören, versuchen es, mich einzuschüchtern und zu Ihrem dienstwilligen Werkzeug zu machen . . . Gestehen Sie es, daß Sie in bösen Absichten sich mir genähert haben. Sie sind eben so wenig ein Maler als ich eine Banknotenfälscherin bin oder einer Gesellschaft solcher Leute angehöre."

Sie wandte sich verachtend von ihm ab.

Paul's Gesichtsfarbe hatte sich verändert; er war bleich geworden.

„Ich muß! Ich muß!" flüsterte er vor sich hin.

Regina hatte diese Worte gehört.

„Was müssen Sie denn?" fragte sie, sich rasch umwendend.

„Ihnen eine Erklärung abgeben, die ich gern noch verschoben hätte."

„So sprechen Sie, mein Herr! Es ist ja Zeit, die höchste Zeit, daß wir zum Abschlusse kommen!"

„Sie wollen wissen, wer ich bin?"

„Dieser Wunsch ist mehr als verzeihlich."

„Ich bin ein Graf von Münster!"

Regina war einen Schritt zurückgetreten.

„Sie? Sie? Rosalie hatte keinen Bruder... täuschen Sie mich ferner nicht!"

„Mein Vater, ich nehme an, daß er gestorben ist, war der Bruder des Vaters Rosaliens. Kennen Sie diesen Ring?"

Paul übergab ihr einen Ring, den er rasch von einer schwarzen Schnur löste. Die Dame mußte den Ring kennen, denn sie erschrak, als sie das Juwel näher betrachtet hatte. Sie hatte die Hand und das Füllhorn erkannt.

„Und ein Graf von Münster," fragte sie, „zieht als armer Maler durch das Land?"

„Arm, aber ehrlich, gnädige Frau! Als Sie mich kennen lernten, wußte ich wenig von meiner Herkunft, ich habe meinen Vater nie gesehen. Ein unbekannter Mann hatte für mich gesorgt. Diesen suchte ich auf. Ich fand ihn auf den Sterbebette. Und wissen Sie, wer dieser Mann war? Der Oberförster Winter, auf den ein Meuchelmörder geschossen hatte. Er übergab mir meine Familienpapiere und nannte mir den Namen meines Vaters. Nun stellte ich meine Nachforschungen an. Leider erfuhr ich in Straßburg nichts weiter, als daß Rosalie, nachdem sie den Grafen Hardenfels geheiratet, verschwnnden sei. Mein Bemühen, ihre Spur zu entdecken, war vergebens. Gestern erhielt ich den Brief, der Sie anklagt..."

„Genug, Genug!" rief Regina. „Nehmen Sie Ihren

Ring zurück. Paul, ich habe Sie um Manches zu befragen, habe Ihnen aber auch Manches von Wichtigkeit mitzutheilen. Wenn Sie schließen, daß ich um den Verblieb des gräflichen Vermögens weiß, so haben Sie recht. Aber ich besitze dieses Vermögen nicht, sowahr mir Gott helfe! Ein Betrüger hat es sich zu verschaffen gewußt, derselbe, der die arme Rosalie getäuscht hat. Und Sie werden ihn kennen lernen, Sie müssen ihn kennen lernen."

„Ist er hier?"

„Er ist angekommen! Paul," fuhr Regina in leidenschaftlicher Erregung fort, „Sie mußten mich für schuldig halten, wenn Sie die sich Ihnen bietenden Indizien zusammenstellten. Wenn je ein Weib auf dieser Erde von einem seltsamen Geschicke verfolgt wurde, so bin ich es. Ohne mein Zuthun sind die furchtbarsten Konflikte entstanden . . . ich will mich nicht durch Worte, wohl aber durch thatsächliche Beweise rechtfertigen. Und Sie müssen mir helfen, denn Sie sind der Erbe Rosalien's, Ich helfe Ihnen das Vermögen erringen, das Ihnen von Gott und Rechtswegen gebührt. Lassen Sie mir Zeit bis morgen, daß ich überlege... Sie werden den Mann kennen lernen, der die Verbrechen begangen, die Sie mir zur Last zu legen geneigt sind. Rächen Sie die arme Rosalie, sühnen Sie die Folgen der Schwachheit des Mannes, dem ich kurze Zeit als Gattin angehört habe . . . stehen Sie mir zur Seite, um einen Schleier zu zerreißen, der eine Kette der abscheulichsten Verbrechen bedeckt. Satler mag todt bleiben . . . auch er war ein Spiel-

ball in den Händen Bruno Eichstädt's, den Sie bald als einen Grafen von Hardenfels kennen lernen werden. Hier in diesem Zimmer sollen Sie ihn sehen. Vertrauen gegen Vertrauen! Legen Sie das Original des Briefes in meine Hand . . . Sie werden Zeuge sein, wenn ich es dem Bruno Eichstädt unter die Augen halte. Sie brauchen Geld . . ."

„Ja!" antwortete Paul verlegen.

„Nennen Sie die Summe."

„Sie ist nicht gering . . ."

„Immerhin! noch bin ich reich! Ich zahle nicht den Preis für den Brief, ich leihe Ihnen ein Kapital, das mir der Graf von Münster zurückzahlen wird."

„Zehntausend Thaler."

„Hier sind sie."

Regina warf Papiere auf den Tisch.

„Wählen Sie aus!" rief Sie fast befehlend.

„Hier ist der Brief."

Er überreichte ihn der Dame, die ihn öffnete und las.

„Eichstädt's Hand!" flüsterte sie. „O, dieser traurige, dieser elende Mensch! Er mußte noch eine Infamie begehen, ehe er seine Fluchtreise antrat. Paul," rief sie, „Sie haben mich verkannt! Nun werde ich mich Ihnen zeigen, wie ich wirklich bin! Ich habe Sie geliebt und liebe Sie noch . . . diese Schwachheit mag mir der Himmel verzeihen . . . Sie sollen mich wenigstens nicht verurtheilen, auch wenn ich ein Opfer meines Leichtsinns werde! Morgen Früh um diese

Zeit erwarte ich Sie . . . Sie werden den Grafen von Hardenfels finden."

Paul wollte die Staatspapiere zeigen, die er genommen... Regina wollte sie nicht sehen.

„Werden Sie kommen?" fragte sie.

„Ich versichere es mit meinem Ehrenworte!"

„Gehen Sie! Gehen Sie!"

Als Paul an der Thüre war, rief sie ihm noch einmal zurück, sie sah ihn mit bittenden Blicken an.

„Paul," sagte sie bebend, „vergessen Sie nicht, daß ich mich rechtfertigen muß, Ihnen gegenüber will ich gerechtfertigt sein . . . die Welt mag mich verurtheilen. Aber Sie müssen auch Ihren Feind sehen . . . ich schaffe ihn zur Stelle! Denken Sie an Ihren Vater, an Rosalien und an . . . mich!"

Die letzten Worte sprach sie unter Thränen.

Das Weib war verführerisch schön in dieser Gemüthserregung.

„Regina," rief der junge Mann, „möge Gott geben daß nur der Schein gegen Dich war . . . ich werde glücklich sein, mich Dir dankbar zeigen zu können Glaube mir, ich bin diesen Morgen mit schwerem Herzen zu Dir gekommen . . ."

„Ich erwarte Dich!" unterbrach ihn Regina würdevoll.

Paul war verschwunden.

„Er ist doch wohl kein Verräther!" flüsterte die Dame. „Aber Bruno, Bruno! dieses Scheusal in Menschen-

gestalt . . . ich muß ihn vernichten, es koste was es wolle. Paul ist der Sohn eines Grafen von Münster . . . er wird mir beistehen."

Sie las noch einmal den Brief, den Eichstädt an den Staatsanwalt gerichtet hatte. Konnte sie sich auch nicht erklären, warum das Papier nicht an die Adresse gelangt und wie es in die Hände Pauls gekommen, so mußte sie es doch für den unumstößlichen Beweis von der Bosheit Brunos gelten lassen. Das waren ja dieselben Schriftzüge in denen sie so oft den Ausdruck seiner feurigen Liebe gelesen hatte. Und jetzt las sie die furchtbarsten Anklagen, die einen Sterblichen treffen können.

„Wie tückisch!" flüsterte sie. „Die Verbrechen, die ohne allen Zweifel er selbst begangen, will er auf mein Haupt laden . . . und er muß sie begangen haben, denn er besitzt die Fähigkeiten dazu. Wie kann er nach diesen Vorgängen, wie kann er überhaupt wagen, nach Deutschland zurückzukehren? Was treibt ihn an, was reizt ihn? Will er sich von meinem Schicksale überzeugen?"

Sie starrte sinnend auf die Zeilen.

„Wenn dieser Brief falsch wäre!" dachte sie. „Bruno ist zu schlau, als daß er es wagen könnte, die Folgen seiner hämischen Anklage nicht zu fürchten. Wird man ihn, den Ankläger, nicht zur Rechenschaft ziehen? Was soll ich denken, was soll ich glauben?"

Petrine hätte ihr auf diese Fragen Antwort geben können. Bruno Eichstädt war allerdings mit der Schlauheit

verfahren, die sich bei einem Manne seines Gleichen wohl voraussetzen läßt. Den Grund seiner Rückkehr werden wir bald erfahren. Für jetzt berichten wir, was Petrine Jedem auch ihrem vermeintlichen Bräutigam, verschwiegen hatt. Vor einigen Tagen, es war in der Abenddämmerung und eisig kalt, war sie von einem Gange aus der Stadt zurückgekehrt. Da trat ihr vor dem Hause ein Mann entgegen der sie freundlich grüßte und Fräulein Petrine nannte. Sie erkannte die Stimme und rief überrascht: „Herr Eichstädt, Sie sind wieder da?"

Herr Eichstädt bat, sie möge ihn einige Schritte durch die Promenade begleiten, und die Zofe, welche die Freigebigkeit des Mannes kannte, erfüllte gern die Bitte. Unter dem Schutze des Abends konnten Beide folgendes Gespräch führen.

„Was ist aus meinem Briefe geworden, den ich Dir anvertraut habe?" fragte Eichstädt. „Hast Du ihn abgegeben, mein Kind?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Der Staatsanwalt, dessen Name auf der Adresse stand, war gestorben. Da überlegte ich mir die Sache und dachte, der Brief, der vielleicht von großer Wichtigkeit ist, darf nicht in die Hände eines Unrechten kommen."

„Der Schluß war richtig. Und was hast Du mit mit dem Briefe angefangen?"

„Ich habe ihn ein Jahr lang aufbewahrt, natürlich wie eine Reliquie, und als Sie immer noch ausblieben, habe ich das Papier verbrannt.“

„Ohne es gelesen oder einer dritten Person gezeigt zu haben?“

„Herr Eichstädt wird von meiner Zuverläßigkeit überzeugt sein. Von Ihrem Briefe ist nicht einmal die Asche mehr vorhanden.“

Beide standen unter einer Gaslaterne, die so eben angezündet war Petrine sah ein bleiches, abgezehrtes Gesicht, das von einem starken, halb grauen Barte umgeben war. Bruno, der sonst so elegante und kräftige Mann, war nicht wiederzuerkennen. Bis auf die Stimme und die Sprache hatte sich Alles an ihm verändert.

Und wie unheimlich glühte Bruno's Auge, wie gebeugt war seine Haltung! Die Zofe erschrak vor dem geisterhaften Gesichte. Sie fragte:

„Sind Sie krank, Herr Eichstädt?“

„Nein, nur angegriffen von der weiten und anstrengenden Reise. Bleiben wir bei der Sache. Du stehst doch noch in Antoinetten's Diensten?“

„Ja; ich habe die junge Dame nicht einen Augenblick verlassen, die mich stets freundlich behandelt. Von heute an werde ich indeß meinen Dienst theilen müssen.“

„Was soll das heißen?“

„Gestern Abend ist Frau Satler angekommen . . .“

„Regina?“ rief Bruno überrascht, fast bestürzt.

„Frau Satler, in tiefer Trauer; sie hat ihren Mann verloren. Die Witwe sieht reizend aus in der Trauertoilette, das muß ihr der Neid nachrühmen. Der Verlust scheint sie eben nicht schmerzlich zu berühren, denn sie ist heiter und guter Dinge. So eben habe ich ein schwarzes Kollier von dem Juwelier geholt, das sich an dem schneeweißen Alabasterhalse nicht übel ausnehmen wird. Mir kommt es vor, als ob die Witwe noch schöner geworden sei. Sie wird sich recht freuen, wenn ich ihr Herrn Eichstädt anmelde.

Herr Eichstädt starrte die Zofe an, als ob er eine überaus wichtige Nachricht gehört hätte. Er ergriff die Hand der Zofe und fragte in einem feierlichen Tone:

„Petrine, hast Du wirklich den Brief verbrannt? Sage mir die lautere Wahrheit . . ."

„Herr Eichstädt, Sie kennen mich, und wenn ich versichere . . ."

„Es hängt für mich viel davon ab!"

„Auch für Frau Satler," dachte die Zofe, die, wie wir wissen, den Brief gelesen hatte und aufbewahrte.

„Ich habe Dir eine schöne Summe gezahlt."

„Wofür ich Ihnen heute noch sehr dankbar bin, denn ich kann das Geld für meine alten Tage gebrauchen."

„Der Brief ist also vernichtet?"

„Ja. Habe ich nicht in Ihrem Sinne gehandelt?" fragte mit anscheinender Traurigkeit zu Zofe.

„Vollkommen! Vollkommen! Du bist ein verständi-

ges Mädchen, das ich nur loben kann. Und willst Du Dir neue Ansprüche auf meine Dankbarkeit erwerben, so verschweigst Du die Geschichte von dem Briefe . . ."

„Die so gut als nicht vorgefallen ist. Soll ich Sie nun meiner Herrin anmelden?"

Eichstädt überlegte.

„Nein, nein!" rief er hastig.

„Warum wollen Sie Frau Satler die Freude länger vorenthalten, Sie zu sehen?"

„Ich fühle mich nicht wohl, muß mich einige Tage von den Strapatzen der Reise erholen. Aber bald wirst Du mich sehen, dann sollst Du mich anmelden . . . Wie befindet sich Antoinette?"

„Gut, recht gut!"

„Ist Sie verheiratet?"

„Sie denkt nicht an das Heiraten!" rief Petrine lachend und indem sie sich über die sonderbare Frage wunderte.

„Ist sie noch schön?"

„Schön wie ein Engel."

„Und noch so eigensinnig?"

„Wie ein Dämon. Aber sie ist in ihrem Eigensinne so liebenswürdig, daß man ihr nicht böse sein kann. Wäre ich ein Mann, ich würde nicht ruhen und rasten, bis ich die Widerspänstige bezähmt hätte. Aber wie Sie zittern, Herr Eichstädt . . . es ist kalt, sehr kalt. Haben Sie mir noch Befehle zu ertheilen?"

„Ich habe nur die Bitte auszusprechen: verschweige, daß wir uns gesehen haben und erwähne mit keiner Silbe des bewußten Briefes. Deiner Herrin werde ich brieflich meine Ankunft melden."

„Und wenn sich in unserem Hause nun Etwas von Wichtigkeit ereignet, das Sie wissen müssen?"

Bruno bezeichnete sein Hotel. Dann fügte er hinzu:

„Frage nicht nach meinem Namen, sondern komm gleich auf mein Zimmer. Ich gehe wenig aus . . ."

Petrine versprach es und schlüpfte in das Haus.

Bruno Eichstädt bestieg einen Fiaker den er angerufen hatte.

Die Zofe hatte wirklich ein schwarzes Perlen-Kollier geholt, daß sie ihrer Herrin überreichte. Regina empfing es kalt und vornehm, hieß die Zofe gehen und verschloß die Thür. Als Petrine in ihrem Zimmer war, dachte sie:

„Die Giftmischerin benimmt sich gut. Mir graut vor der schwarzen üppigen Dame, die mit Menschen und Menschenleben leichtfertig spielt. Wie sieht dieser Eichstädt aus! Er ist eine wandelnde Leiche. Wenn Frau Satler ihm auch so ein Pülverchen gemischt hätte, das langsam an seinem Leben zehrt . . . Ich habe in einem Buche gelesen, daß vorzüglich die Italiener die Kunst verstehen, Gifte zu bereiten, die ihre Zerstörung bis zu einer gewissen, vorberechneten Stunde vollbringen . . . der Mensch, der davon genossen, soll zum Schatten hinsiechen und wie ein Licht verlöschen. Ein Glück, daß ich den Brief aufbewahrt

habe. Wie die Dinge jetzt stehen, können sie nicht lange bleiben, das sieht ein Kind ein. Folglich muß ich als kluge Zofe Vortheil davon zu ziehen suchen. Der Brief ist ein vortreffliches Mittel zu erwerben, und ich werde ihn benützen. Es wird sich bald zeigen, wie ich ihn am Besten verwerthe. Aber vorsichtig muß ich sein, denn die Witwe ist schlau und tückisch. Wüßte sie, daß ich den Brief besitze, sie würde mich vergiften!"

Von diesem Augenblicke an genoß Petrine keine Speisen mehr in dem Hause ihrer Herrschaft; sie kaufte sich im Geheimen die Nahrungsmittel, deren sie bedurfte und bereitete sich den Thee selbst. Als ihr der Dienst gekündigt ward, beschloß sie Regina zunächst auszubeuten. Wir wissen, daß sie dem Geliebten das Papier übergeben hatte. Später sollte Bruno Eichstädt an die Reihe kommen.

Neuntes Kapitel.

Im Gefängnisse.

Albertine hatte nach einer ruhelosen Nacht flüchtig Toilette gemacht. Mehr als die Gefangenschaft selbst drückte sie der Gedanke nieder: Bernhard hat seine Frau noch nicht aufgesucht. Sie nahm sein Ausbleiben für Gleichgiltigkeit.

„Was würde ich gethan haben," dachte sie, „wenn meinem Manne das Unglück begegnet wäre, das mich betroffen hat! Während ich im Gefängnisse schmachte, während mich der Gram verzehrt, macht mein Mann vielleicht Pläne mit Antoinetten, mit der reichen und eleganten Dame, die ihm mehr zusagt, als die schlicht erzogene Albertine. O, meine Verhaftung kommt ihm gelegen!"

Das Gefängniß, das man der armen Frau angewiesen, war ein ziemlich anständiges Zimmer. Ein Bett ein schlichtes Sopha, Tisch und mehrere Stühle bildeten das Mobiliar. Das vergitterte Fenster ging nach dem Platze vor dem Kriminalgebäude hinaus. Es ließ sich von dort das Hauptthor beobachten, durch das viel Leute kamen und gingen. Die Gefangene spähte, ob nicht ihr Mann erscheinen würde; sie wußte, daß man ihm ihre Verhaftung gemeldet hatte. Aber die ersten Morgenstunden verflossen, und Bernhard blieb aus. Jeder Glockenschlag, der von dem nahen Kirchthurme herübertönte, traf ihr Herz.

Das größte Leid macht stets, wie der physische Schmerz, das kleinere unwirksam. Albertine gedachte nur der Untreue ihres Mannes; sie fühlte kaum, daß sie Gefangene war. Geschäfte konnten Bernhard nicht abhalten, zu seiner Frau zu eilen . . . die Gleichgiltigkeit hielt ihn ab, vielleicht Antoinette, die den geliebten Mann an sich fesselte.

Da trat der Schließer ein.

„Frau Hagen!"

„Was bringen Sie mir?"

Der Mann sah so gutmüthig, so theilnehmend aus, daß Albertine dachte: er ist mitleidiger als mein Mann. Sie konnte ihre Thränen nicht unterdrücken.

Der Schließer glaubte die Rolle des Pfiffigen zu spielen.

„Man hat einen Brief für Sie übergeben."

„Wer?"

„Ein junger Mann. Es widerstreitet eigentlich meinen Pflichten ... aber der junge Mann bat mich so dringend, daß ich es ihm nicht verweigern konnte. Nehmen Sie!"

Albertine hielt den Brief in der Hand.

Sie warf einen Blick auf die Adresse. Sie erkannte die Schriftzüge Alexanders. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer, die sie zu verbergen suchte.

„Frau Doktorin," begann der Pfiffige, der sich für ein auserwähltes Werkzeug der Inquisition hielt, „ich diene Ihnen gern; wenn Sie eine Antwort auf diesen Brief zu bestellen haben, so sagen Sie es nur. Ich habe Ihnen Papier und Dinte verweigert ... hier ist ein Bleistift, und hier ist ein Bogen Papier. Schreiben Sie, ich werde Alles pünktlich bestellen. Der junge Mann wird wiederkommen. Du lieber Gott, ich habe für eine starke Familie zu sorgen und mein Gehalt ist nicht groß ... Da nimmt man denn

die kleinen Sporteln mit, die der Zufall bescheert. Wie gesagt, liebe Frau, ich möchte ihnen gern dienen. Das Mißverständniß, das Sie hierhergebracht, wird sich ja wohl bald aufklären. Vertrauen Sie sich getrost dem Papier an . . . hier sind auch Oblaten zum Siegeln."

Der Schließer legte ein Papier auf den Tisch.

Die Gutmüthigkeit des Mannes machte die Gefangene zutraulich. Sie trocknete ihre Thränen und flüsterte:

„Glauben Sie mir, ich bin keine Verbrecherin . . ."

„O, das sieht man ja auf den ersten Blick, meine liebe Frau! Trösten Sie sich nur, es wird Alles gut werden. Und was ich zur Erleichterung ihrer Lage thun kann, soll geschehen. Wenn Sie Ihre Freiheit wiedererlangt haben . . ."

„Werde ich mich Ihrer dankbar erinnern."

„Davon bin ich fest überzeugt, eben so fest als von Ihrer Schuldlosigkeit."

„Haben Sie meinem Manne Nachricht geben lassen?"

„Diesen Morgen ganz Früh schon. Der Diener hat ein schönes Trinkgeld von dem Herrn Doktor bekommen, wie er mir gesagt hat."

„Ein schönes Trinkgeld?" fragte Albertine mit gepreßter Stimme.

„Ja. Ich gönne es dem armen Manne, der wie ich, am Hauskreuze zu leiden hat."

„Was sagte der Doktor?"

„Das, gnädige Frau, weiß ich nicht. Ich habe den

Diener nicht darum gefragt. Der Herr Doktor wird jedenfalls sehr betroffen gewesen sein ... das läßt sich wohl denken."

„Hat mein Mann noch nicht nach mir gefragt?"

„Nein, gnädige Frau. Es müßte denn der Herr gewesen sein, der den Brief gebracht hat. Er sah sehr niedergeschlagen aus und empfahl mir große Eile."

Albertine mußte sich abwenden, um ihre Thränen zu unterdücken, dann fragte sie:

„Macht es Schwierigkeiten, wenn mich Jemand besuchen will?"

„Ich glaube nicht. Der Herr Kriminalrichter, der dort drüben sein Zimmer hat, wird dem Herrn Doktor wohl erlauben, daß er seine Gemalin besucht. Sie erwarten ihn, das läßt sich denken. Sobald er kommt, werde ich es Ihnen melden."

Der Pfiffige entfernte sich, nachdem er die junge Frau gefragt hatte, ob sie Etwas wünsche. Die Thür ward von Außen geschlossen. Albertine bebte zusammen, als sie das Geräusch des Schlüssels hörte.

„Ich bin eingekerkert!" murmelte sie dumpf vor sich hin. „Eine Gefangene sitze ich hinter Eisenstäben und warte vergebens auf meinen Mann. Alexander bemüht sich um mich, er ist der Erste, der seine Theilnahme zu erkennen gibt. Ach, er muß ja wohl mein Bruder, er muß ja wohl meinen Vater den seinigen nennen!"

Nun las Albertine den Brief, den der Leser kennt. Lange saß sie still auf dem Stuhle, tief erschüttert von dem, was sie gelesen hatte.

„Die Vermuthung ist richtig!“ flüsterte sie. „Ja, ich muß diese Stadt verlassen, in der mein Name gebrandmarkt und mein Herz zerfleischt ist. Auf den Gassen darf ich mich nicht zeigen, man wird mit Fingern auf mich deuten . . . und an Bernhard's Seite ferner zu leben, der mich nicht mehr liebt, der mich betrogen hat . . . nein, ich kann es nicht über mich gewinnen! Antoinette zahlt gewiß gern, um mich zu entfernen. Dann hat sie freies Feld, sie kann den Mann trösten, wenn er des Trostes bedarf. Was nützt mir die Freiheit, die mir nur Jammer verspricht? Vater, Vater, wäre nur Deine Ehre nicht gefährdet! Und meine Mutter, die arme beklagenswerthe Frau! Lieber werfe ich mich dem Bruder in die Arme, als dem treulosen Manne!“

Sie nahm sich vor, auf diesem Entschlusse zu beharren! Sollte Alexander nicht im Stande sein, Hilfe zu bringen, wie er versprochen, so wollte sie Gefangene bleiben und den Gang der Dinge abwarten.

„Der falschen Antoinette,“ rief sie aus, „will ich meine Freiheit nicht danken! Mag der Staatsanwalt seine Künste aufbieten . . . ich bleibe fest. Ach, der Bruder wird mich ja wohl nicht verlassen!“

Wiederum war eine Stunde verflossen.

Albertine lehnte an dem Fenster, dessen Scheiben abzuthauen begannen. Die Strahlen der Mittagssonne zeigten ihre Wirkung. Auf dem Platze tummelten sich die Leute. Der Soldat, der an dem Thore auf Posten stand, sah neugierig hinauf zu der Gefangenen, die sich hinter dem Fenster zeigte. Das Bajonett seines Gewehrs blitzte in der Sonne. Jetzt kam die Ablösung. Ein anderer Soldat, gehüllt in einen großen Mantel, nahm den Posten vor dem Schilderhause ein.

„Auch mir gelten diese Vorsichtsmaßregeln! „dachte die junge Frau. „Ich befinde mich mit Verbrechern unter einem Dache. Mein Gott, und was habe ich denn gethan? Wie ist es denn nur gekommen, daß mein Glück, mein Leben so plötzlich zertreten worden? Otto Schwarz, Antoinette . . . o, wer weiß, was Alles mir aufgebürdet wird!“

Se starrte düster durch das Fenster. Da sah sie einen Wagen kommen, einen gewöhnlichen Ackerwagen, wie ihn die Landleute zum Einbringen der Feldfrüchte benützen. Dieser Wagen brachte einen Mann, der auf einem Strohbündel saß. Hinter ihm saß ein Polizeidiener. Neben dem Wagen ritt ein bewaffneter Gendarm. Der Zug verschwand in dem Thore, daß sich hinter ihm schloß.

Albertine schauderte zurück. Sie hatte einen schweren Verbrecher gesehen, vielleicht einen Mörder. Noch befand sie sich unter dem Eindrucke, den das Gesehene auf sie ausübte, als der Schlüssel im Schlosse gedreht ward.

Der Schließer trat ein. Er meldete den jungen Mann an, der den Brief gebracht hatte.

„Was will er?" fragte die Gefangene zerstreut.

„Er möchte mit Ihnen sprechen. Soll ich ihn eintreten lassen?"

Sie überlegte. Der Drang nach Freiheit regte sich in ihr. Der Anblick des Verbrechers hatte ein unbeschreibliches Gefühl in ihr erweckt. Sie wähnte sich von Dieben und Mördern umgeben.

„Ja, ja!" rief sie hastig. „Es müssen Schritte zur Aenderung meiner Lage unternommen werden."

Der Schließer ging.

Eine Minute später trat Herr Schild ein. Wehmüthig sah er die junge Frau an, die regungslos neben dem Bette stand. Albertine trug noch das Kleid von schwarzer Seide, das sie Tags zuvor angelegt hatte, um dem Advokaten Richter, dem befreundeten Rechtsanwalte ihres Mannes, einen Besuch abzustatten. Diese schöne, reich gekleidete junge Dame in dem Kriminalgefängnisse! Sie war die Bewohnerin eines Raumes, der schon manchen Verbrecher beherbergt hatte.

Alexander bat den Schließer, der in der Thür stand, er möge sich zurückziehen. Der Pfiffige verschwand augenblicklich.

„Verehrte Frau," rief der junge Mann, „das Gräßliche ist geschehen . . . der Staatsanwalt hat Sie verhaften lassen! Es war mir leider unmöglich, Sie zeitig zu

warnen. Doch verzagen Sie nicht, ich bringe Rettung. Haben Sie meinen Brief erhalten?"

„Ja!"

„Folgen Sie genau meinen Anweisungen. Sie werden fragen, und das mit Recht, ob Sie mir, dem Unbekannten, auch trauen dürfen, nachdem der Gatte Sie verrathen hat? Ich beseitige alle Bedenken, indem ich diese Papiere in Ihre Hände lege. Man fordert für Ihre Freilassung eine Kaution von zehntausend Thalern . . ."

„Mein Gott!" flüsterte Albertine, „die Summe ist unerschwinglich!"

„Sie besitzen sie bereits in guten Staatspapieren. Was ich versprochen, halte ich: Sie sind jetzt im Stande, sich die Entlassung aus der Haft zu bewirken. Fordern Sie, daß eine Kommission zu Ihnen komme, um Ihren Antrag und Ihre Kaution zu empfangen!"

Albertine warf einen Blick auf die Papiere.

„Mein Herr," rief sie erregt, „Sie haben sich mir so edelmüthig gezeigt, daß ich kaum noch einem Argwohn gegen Sie Raum zu geben vermag. Mein Unglück ist grenzenlos wie mein Schmerz . . . getäuscht in Allem, was zu hoffen ich berechtigt war, stehe ich nun gebrandmarkt in der Gesellschaft, deren Achtung zu gewinnen meine Lebensaufgabe gewesen. Der Aufenthalt in diesen Mauern ist mir furchtbar . . . Das Grauen vor der Umgebung wird mich tödten . . . Mir liegt Alles daran, meine Lage durch Erlangung der Freiheit erträglich zu machen.

In der endlosen Nacht, die ich hier verbracht, ist es mir möglich gewesen, meine Gedanken ein wenig zu ordnen und die Situation zu überschauen. Ich habe keinen Grund, die Untersuchung zu fürchten, die ein Feind anhängig gemacht hat; aber darum würde ich dennoch Ihre Hilfe zurückweisen, wenn Sie mir jetzt nicht den Grund Ihrer Annäherung klar darlegten. Der Schein ist, ich will es nicht verhehlen, gegen den Doktor Hagen ... aber noch bin ich seine Gattin. Nach Allem, was geschehen, muß ich schließen, daß Sie ihm gegenüberstehen."

„Ich bin nicht der Feind Ihres Gatten!" rief Herr Schild. „Wohl aber," fügte er leise hinzu, „bin ich der Feind des Staatsanwalts, der nicht die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern seine eigenen verfolgt. Die Verhältnisse, wie sie sich gestalten, kommen ihm gelegen, und er beutet sie zu seinen Gunsten aus. Wie ich es bin, ist auch er überzeugt, daß Sie schuldlos sind ... aber er will Ihre Ehe trennen, damit er Ihnen sagen kann: reichen Sie mir jetzt Ihre Hand!"

Der junge Mann sprach den Gedanken aus, den Albertine längst gehegt hatte. Sie kannte ja die Leidenschaft des Juristen.

„Verhandeln wir ruhig," sagte sie mit Fassung. „Mir scheint, Sie arbeiten für Ihren Feind, indem Sie meinen Mann verdächtigen."

„Verdächtigen?"

„Ja."

„Das ist nicht das rechte Wort. Ich habe Ihnen die Wahrheit berichtet. Es liegt mir daran, Ihnen zu zeigen, daß der Doktor Hagen das Opfer nicht verdient, das Sie ihm bringen. Habe ich mich geirrt, um so besser! Noch aber ist mein Irrthum nicht bewiesen. Sie wollen, verehrte Dame die Schuld auf sich laden, die Ihr Gatte eigentlich trägt. Und das kann zu Ihrem Verderben werden, wenn eine kräftige Hand Sie nicht schützt. Sie schmachten im Gefängnisse, und der Herr Doktor . . .“

Er schwieg, als ob der Schmerz ihm die Worte erstickte.

„Was ist es, was ist es!“ fragte Albertine ängstlich. „Warum schweigen Sie plötzlich?“

„Weil ich fürchte, als Verläumder zu erscheinen. Und jetzt, da das Schicksal Sie so schwer heimgesucht hat, soll ich noch eine Nachricht aussprechen, die Ihren Jammer vermehrt . . .“

„Sprechen Sie nur, sprechen Sie nur!“ bat die Gefangene. „Es ist gut, daß ich jetzt Alles erfahre, denn ich stehe ja an einem Scheidewege und muß einen Entschluß fassen.“

„Warum auch sollte ich die Wahrheit verschweigen? Man täuscht Sie von allen Seiten . . . wenn ich mein Werk vollenden, wenn ich Sie ganz sicher stellen will, muß ich ich reden. Sie müssen die Leute kennen, die Sie täuschen. Ich habe gesehen, daß der Herr Doktor zu den Füßen der koketten Antoinette Satler lag und ihr leidenschaftlich die Hände küßte.“

„Wann?“

„Diesen Morgen.“

„O mein Gott! Während ich im Gefängnisse weine nnd klage . . .“

Sie bedeckte das Gesicht mit dem Tuche. Aber nur für einige Augenblicke, dann sah sie den jungen Mann ernst und würdevoll an.

„Mein Herr, Sie verzeihen einer Frau, die ihren Mann liebt, daß sie nicht sofort an den Verrath desselben glaubt, Sie können sich getäuscht haben.“

„Wollte Gott, es wäre so! Mit schwerem Herzen bin ich vor Sie getreten . . .“

„Aber wozu das Alles? was beabsichtigt man? Wenn ich an die Reinheit ihrer Gesinnungen glauben soll, nennen Sie mir endlich Ihren Stand und Ihren Namen. Das Geheimnißvolle in das Sie sich hüllen, ist wahrlich nicht geeignet, mein Vertrauen zu stärken.“

„Wohlan, ich will mich Ihnen entdecken, da Alles zum raschen Handeln drängt. Sie wollen wissen, wer ich bin? Weiß ich es doch selbst nicht recht, denn ich bin von früher Jugend an mir selbst überlassen gewesen. Ich habe weder den Vater noch die Mutter gekannt. Der Mann, der für meine Erziehung sorgte, war ein Maler und suchte mich in seiner Kunst auszubilden. Er sagte mir, daß meine Mutter Helene Schild geheißen habe und seine unglückliche Schwester gewesen sei. Mehr konnte ich von ihm nicht erfahren. Als er starb, durchsuchte ich seine Papiere. Da

fand ich Briefe, die mit „Anton Winter" unterzeichnet waren. Der Schreiber derselben nannte mich seinen Sohn, und bat den Maler, der für meinen Onkel galt, mir eine für das Leben tüchtige Erziehung zu geben. Er freute sich über die Versicherung, daß ich ein ausgezeichneter Künstler zu werden verspräche und nannte nicht unbedeutende Summen, die er beifügte. Hätte nicht der Umstand, daß ich ein sehr geringes Talent für die Malerkunst besaß und blutwenig leistete, einen Argwohn gegen meinen Erzieher erweckt, der selbst in seinen vorgerückten Jahren das Leben eines Genie's führte, so würden es die beiden vorgefundenen Briefe erweckt haben, die, ihrer Kouverts beraubt, kein Postzeichen trugen. Auch waren Ort und Datum dergestalt ausgestrichen, daß sie sich nicht erkennen ließen.

Wo lebte nun Anton Winter, der mir über meine Familie Auskunft geben könnte? Wohin sollte ich mich wenden, um ihn aufzufinden? Mein Pflegervater hatte nichts als Schulden hinterlassen; ich mußte auswandern, um mein Glück zu suchen. Als reisender Maler, der kaum Mittelmäßiges leistete, erlebte ich eine traurige Zeit. So kam ich in die Nähe des Dorfes Rodenfeld und schlug mein Nachtquartier in einer Waldschenke auf, die man den Erlenkrug nannte. Der Wirth wies mir ein Kämmerchen an, das von dem Zimmer eines kranken Reisenden durch eine dünne Wand getrennt ward. Ich selbst fühlte mich niedergedrückt, muthlos, daß ich still in meiner Kammer verblieb und auf Mittel zu meinem Fortkommen sann. Ich lag

wie krank auf meinem Bette. Da hörte ich Stimmen in dem Zimmer des kranken Reisenden. Es ließ sich erkennen, daß eine heilige Handlung vollzogen ward. Dann entspann sich ein Gespräch. Der Sterbende, dafür mußte ich meinen Nachbar halten, sprach von einem Sohne Alexander, von einem Ringe, gegen dessen Vorzeigung man ihm ein Portefeuille übergeben sollte, und beschwor die andern Männer im Namen Gottes, daß sie seinen letzten Willen erfüllen sollten. Die Meinungen waren getheilt. Da hörte ich „Winter" rufen und den Vornamen „Anton" nennen. Dies Rufen galt einem Manne, der sich vor dem Wirthshause befand. Ich sprang an das Fenster . . . ein Forstbeamter stieg von seinem Pferde und eilte in das Haus. Nun lauschte ich wieder an der Wand. Man übergab dem Oberförster, so hörte ich ihn tituliren, das Vermächtniß des Gestorbenen, nahm mit dem Wirthe Rücksprache über das Begräbniß und verließ den Erlenkrug.

Der Name „Anton Winter" hatte mir neuen Lebensmuth verliehen, der Oberförster, der diesen Namen führte, konnte ja zu mir in naher Beziehung stehen. Ich forschte vorsichtig bei dem Wirthe, der mir das Forsthaus bezeichzeichnete, und den Oberförster einen würdigen Beamten nannte, der sich der allgemeinen Liebe und Achtung zu erfreuen habe. Die beiden andern Männer waren ein Arzt und ein Pfarrer gewesen, Freunde des Oberförsters. Das Begräbniß des todten Reisenden, der sich Alexander nannte kümmerte mich wenig; ich dachte nur daran, wie ich mich

unter den kritischen Verhältnissen dem Oberförster so vorsichtig als möglich nähern könne. Ich traf ihn, der Zufall war mir hold, nach einiger Zeit auf einem einsamen Waldwege. Es war nicht schwer, ein Gespräch mit dem freundlichen Manne anzuknüpfen. Er stieg vom Pferde und ging neben mir her."

„Mein Herr," fragte ich ohne Weiteres, „Ihr Name ist Anton Winter?"

„Ja."

Und dabei sah er mich forschend an.

„Warum fragen Sie?" fuhr er fort.

Ich zog einen meiner Briefe hervor.

„Kennen Sie diese Handschrift mein Herr?"

„Die meinige!"

„Meine freudige Ueberraschung kann ich nicht beschreiben. Ich hatte den Mann gefunden, nach dem ich mich so lange gesehnt. Es kam nun zu Erklärungen, die der alte Herr mit großer Genugthuung aufnahm. Ich mußte ihm mein vergangenes Leben umständlich erzählen."

„Also der Maler ist todt!" murmelte er.

„Wissen Sie es denn nicht?"

„Nein. Man bezieht noch jetzt die gewöhnliche Unterstützungssumme, die ich seit langer Zeit gesendet."

„Unter der früheren Adresse?"

„Unter der eines Advokaten, der zugleich die Ueberwachung des Malers übernommen hat."

„Ich fühlte, daß ich für einen Betrüger gelten mußte. Und doch war ich der Betrogene. Der Advokat führte offenbar einen Schurkenstreich aus. Wie aber sollte ich das beweisen? Der Oberförster schüttelte den Kopf, murmelte leise vor sich hin und sah mich von der Seite an. Plötzlich blieb er stehen, indem er sagte:

„Die Briefe beweisen Nichts. Sie begreifen wohl, daß ich Ihnen nicht unbedingt glauben kann. Hätte der Advokat mich von dem Tode des Malers in Kenntniß gesetzt, hätte er nicht vor einem Monate noch das Pensionsgeld in Empfang genommen und mir geschrieben, der Pensionär mache seine Studien mit dem besten Erfolge auf der Akademie zu D., so würde es mir gestattet sein, eingehender mit Ihnen zu reden. Junger Mann, Sie befinden sich auf einem gefährlichen Wege. Kehren Sie bei Zeiten um, Sie möchten nicht immer einen so nachsichtigen Mann finden, als ich bin."

„Ich schwor bei allen Heiligen, daß ich die Wahrheit gesagt habe."

„Was wollen Sie denn?" fragte barsch der Oberförster.

„Sie werden mir Auskunft über meine Familie geben können."

„Kommen Sie nach acht Tagen wieder!"

„Ich werde kommen."

„Bleiben Sie aus, so muß Sie für einen Betrüger halten."

„Sie werden mich sicherlich wiedersehen.“

Der Oberförster saß schon zu Pferde. Er sah mich noch einmal mitleidig an.

„Sie können sich jetzt schon einen Theil meines Vertrauens erwerben,“ sagte er.

„Was habe ich zu thun?“

„Geben Sie mir die beiden Briefe.“

„Hier sind sie.“

„Sie erhalten sie unter allen Umständen von mir zurück. Ich werde Erkundigungen über den Advokaten einziehen . . . haben Sie ein reines Gewissen, so stellen Sie sich mir wieder. Mehr kann ich für den Augenblick nicht thun.“

Und er sprengte davon. Ich begriff, daß der alte Herr Recht hatte. Wie konnte er unter den obwaltenden Umständen ohne Weiteres einem Manne glauben, der ihn auf der Landstraße angeredet hatte? Die beiden Briefe konnten ja entwendet oder gefunden sein. So beschloß ich denn, ruhig zu warten. Und ich konnte es, denn mein Gewissen war rein. Um zu erwerben, malte ich Aquarellbilder, die ich auf den Landsitzen der Reichen verkaufte. Ich betrat auch die Antoinettenruhe, die Villa des Herrn Satler. Frau Satler fand Gefallen an meinen Bildern und kaufte. Sie gab mir Aufträge, irgend einen Theil der Landschaft und des Parkes zu malen. Ihr verdanke ich vorzüglich, daß ich die Mittel zu einer anständigen Subsistenz gewann. Als die bestimmte Zeit verflossen war, stellte

ich mich dem Oberförster vor, den ich in seinem Garten sah. Er sagte mir, daß noch keine Briefe angekommen seien. Ich mußte mich zu ihm in eine Laube setzen und erzählen. Bald wußte er Alles, selbst den Umstand, daß ich seinen Namen in dem Erlenkruge hatte nennen hören. Ich verschwieg ihm auch nicht, daß ich die Bitte des Sterbenden gehört. Meine Offenheit freute ihn und er reichte mir die Hand. Da erschien ein Reiter an der Gartenhecke, den der Oberförster Doktor nannte. Es war der Vater Ihres Mannes. Beide sprachen leise mit einander. Sie sprachen ohne Zweifel von mir, denn der Arzt sah mich, der ich am Eingange der Laube stand, forschend an. Ich glaubte Argwohn in seinen Blicken zu lesen, glaubte zu erkennen, daß er dem Freunde Vorsicht anrieth. Endlich sprengte der Reiter davon, ohne mich ferner eines Grußes oder eines Blickes zu würdigen. Die Freundlichkeit des Oberförsters wich nun einer Gleichgiltigkeit, die mich schmerzte. Er sprach von dem in dem Erlenkruge gestorbenen Reisenden, dessen Willen er treulich erfüllen werde, und fragte:

„Wen vermuthen Sie in mir?“

„Einen Mann, antwortete ich, der mir Aufschluß über meine Familie geben kann. Ich setze voraus, daß Sie nicht ohne Interesse für meine Erziehung gesorgt haben.“

Und nun bat ich, er möge sich länger meiner Dankbarkeit nicht entziehen, möge mir sagen, was ich zu thun habe, um ihn zu überzeugen, daß ich der sei, für den ich mich ausgäbe.

„Reisen Sie nach der Stadt zurück, in der Sie Ihre Jugendzeit verlebt haben, war die Antwort. Man muß Sie dort kennen. Die Behörde wird nicht anstehen, die Identität Ihrer Person zu beglaubigen. Meine Korrespondenz scheint unfruchtbar zu sein. Hätte ich nicht Gründe, das Aufsehen zu vermeiden, ich würde gegen den Advokaten energisch verfahren."

Der alte Herr sah mich trübselig an; er mochte wohl bedauern, daß er nicht anders handeln konnte.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte er.

„Ich werde reisen."

„Wann?"

„Sobald ich ein ein bestelltes Bild vollendet habe."

„Reisen Sie nicht, ohne mich vorher besucht zu haben."

„Ich versprach es."

Vielleicht vierzehn Tage später, es war Herst geworden, traf ich den Oberförster in der Nähe des Dorfes Eilsdorf. Er kam aus einem entlegenen Forste zurück.

„Mein Bild ist fertig!" rief ich ihm zu.

„Haben Sie einen Käufer?"

„Ich glaube."

„Bringen Sie es mir. Ich möchte gern ein Erzeugniß ihrer Kunst besitzen."

„Ich werde es Ihnen bringen."

„Gegen Abend treffen Sie mich in meinem Garten."

Ich stellte mich ein und überbrachte das Bild, das

ich dem alten Herrn zum Geschenk machen wollte. Er übergab mir mit freundlicher Gewalt eine Summe, die ich als Reisegeld benutzen sollte. Noch einmal mußte ich ihm von meiner frühesten Jugend erzählen und von dem Maler, der mich erzogen hatte. Ich berichtete Dinge, die ihn nach meiner Meinung überzeugen mußten. Aber er blieb fest und verlangte Papiere. Er bedauerte, daß er mich nicht begleiten konnte. Als ich Abschied nahm, trug er mir auf, meinen Taufschein von dem Advokaten zu fordern. Dann sollte ich zurückkehren. Ein seltsames Gefühl beschlich mich, als ich dem alten Herrn die Hand küßte. Auch er schien gerührt zu sein.

„Kommen Sie bald zurück!" rief er mir nach.

Ich trat die Reise an.

Die ersten Winterstürme brachen herein, als ich das Ziel erreichte. Ich suchte den mir bekannten Advokaten auf Man trug eine Leiche aus dem Hause.

„Wer ist gestorben?" fragte ich einen Mann, der neben der Thür stand.

„Der Advokat Schwarz."

Das war ein Donnerschlag für mich. Man trug den Mann hinaus, den ich suchte. Unter den Leidtragenden befand sich auch der Aktuar, der Sohn des Verstorbenen. Ich hatte bis dahin die Beziehung nicht gekannt, in der er zu dem Advokaten stand. Nach dem Begräbnisse suchte ich ihn auf.

„Was wollen Sie hier?" fragte er mich verwundert.

Ich eröffnete mich ihm. Er schüttelte den Kopf.

„Mein Vater war ein exakter Geschäftsmann!“ rief er aus, „daß er sich einer solchen Nachlässigkeit sollte schuldig gemacht haben, glaube ich nicht. Warum sind Sie nicht acht Tage früher gekommen?“

Zu meinem Bedauern hatte ich allerdings die Reise nicht beschleunigt.

Der junge Mann verschwieg den Grund; wir aber theilen ihn mit: Regina hatte ihren Cicisbeo in der Residenz aufgehalten, wohin sie von dem Lande zurückgekehrt war.

„Mein Gott,“ rief Albertine, mir geht ein Licht auf! Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort! Wie benahm sich der Sohn des verstorbenen Advokaten?“

„Er drückte mir sein Bedauern aus, versprach unter den Papieren seines Vaters zu suchen und lud mich ein, an einem bestimmten Tage zu ihm zu kommen. Ich besuchte nun einige Jugendfreunde, die mich als den Sohn des Malers Schild kannten. Dann ging ich auch zu dem Stadtpfarrer. In dem Kirchenbuche war weder meine Geburt noch meine Taufe verzeichnet. Wo war ich nun geboren und getauft? Den Taufschein sollte der Advokat in Händen haben. Ich ging zu Otto Schwarz. Es hatte sich auch nicht ein Stück Papier vorgefunden, das Aufschluß gab über das Verhältniß des verstorbenen Advokaten zu meinem Erzieher.“

„Man hat Sie mystifizirt,“ sagte der Aktuar. „Oder, was wahrscheinlicher ist, Sie leiten aus den vorgefundenen Briefen ein Verhältniß her, das nicht existirt. Der Oberförster Winter selbst täuscht sich in seinen Vermuthungen.“

„Sie haben ihm Alles mitgetheilt?“ fragte Albertine.

„Weil ich den Mann für meinen Freund hielt.“

„Aber er ist Ihnen ein Feind?“

„Ein tückischer Feind, den ich entlarven muß.“

„Doch weiter.“

„Als ich dem Aktuar sagte, daß sein Vater Geldsendungen von dem Oberförster erhalten habe, gerieth er in Zorn. Ich begriff meine Unvorsichtigkeit, meine Thorheit. Der Aktuar lenkte indeß bald wieder ein, versprach Aufklärung zu schaffen und rieth mir, nicht voreilig zu verfahren, da es sich um die Ehre zweier Verstorbenen handle. Er blieb um den Nachlaß zu ordnen; ich reiste nach der Residenz, wo ich einige Zeit blieb. Gern gestehe ich ein, daß mir der Muth fehlte, dem Oberförster unter die Augen zu treten. Mußte ich ihm nicht als ein Mensch erscheinen, der einen Betrug wagt? Zwar gab es auch Umstände, die für mich sprachen; aber ich wollte die Vermittlung des Aktuars abwarten, dem doch auch daran liegen mußte, Aufklärung zu schaffen. Damals ahnte mir noch nichts Arges, und darum folgte ich auch der Weisung des Herrn Aktuars, den Winter in der Stadt zu verbringen. Es war dies wohl das erste Versehen, das ich gegen

mein eigenes Interesse beging. Im Frühlinge kehrte ich auf das Land zurück. Ich näherte mich dem Oberförster. Mit dem alten Herrn war eine seltsame Veränderung vorgegangen; er wies mich kalt ab und verweigerte mir die Briefe, die ich zurückforderte. Der Aktuar, der oft Besuche in dem Forsthause abstattete, drückte sein Bedauern aus und um mich für die fehlgeschlagenen Hoffnungen zu entschädigen, empfahl er mich zu einer Anstellung. Ich ward Polizeiagent. Als solcher befand ich mich fast immer auf Reisen. Man hielt mich für einen gewandten Mann nnd betraute mich mit schwierigen Missionen.

„Trotzdem besuchte ich heimlich Rodenfeld, so oft es mir möglich war. Den Aktuar umging ich; aber dem Oberförster suchte ich mich zu nähern. Ich fand ihn stets in trüber Stimmung. Er wich mir nicht mehr aus, er sah es sogar gern, daß ich ihn begleitete. Da theilte ich ihm meine Beziehungen zu dem Atkuar mit. Ich verschwieg ihm auch nicht, daß Otto Schwarz mir eine Vermittlung versprochen hatte. Der alte Herr war erstaunt. Ich schwor ihm wiederholt, daß ich kein Abenteurer sei, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe und nur den einen Wunsch hege, ein Wesen auf dieser Erde zu finden, das ich als mir verwandt betrachten könne.

„Wir befanden uns im Forste. Es war gegen Abend. Eine erstickende Schwüle lag über der Erde. Es mußte ein schweres Gewitter im Anzuge sein. Bald bestätigte sich unsere Befürchtung. Blitze zerrissen die rasch eingetretene

Finsterniß und ein orkanartiger Sturm erhob sich. Der Wald schützte uns kaum noch, wir konnten nur langsam den Weg fortsetzen. Der Oberförster stieg von seinem Pferde ab, das scheu zu werden drohte. Starker Hagel fiel massenhaft zur Erde. Es war ein entsetzliches Wetter, das in wenigen Minuten seinen Höhepunkt erreicht hatte."

„Wir wollen hinter jener starken Eiche Schutz suchen!" rief mein Begleiter.

Es war dieselbe, die ich gezeichnet hatte. Dort hatte ich die Bekanntschaft des Aktuars gemacht.

Wir schritten vorwärts.

Der alte Herr war schon erschöpft.

Ich mußte das sich bäumende Pferd führen.

Ein Waldgraben trennte uns von der Eiche, deren riesiger Stamm Schutz versprach. Wir kamen glücklich über den Graben. In den Zweigen der Bäume sauste es, als ob Kugeln den Wald durchschnitten. Da krachte hinter der Eiche, von der wir noch wenig Schritte entfernt waren, ein Schuß . . . ich sah den Pulverdampf . . .

„Das galt mir!" rief der Oberförster.

Der erschöpfte Mann taumelte zu Boden. Entsetzt führte ich ihn zu einem Rasenplatze. Nachdem ich das Pferd festgebunden, stürzte ich zu der Eiche. Von dem Mörder war keine Spur zu erblicken.

Auf Verfolgung des Verbrechers konnte ich mich nicht einlassen, da der Verwundete meiner Hilfe bedurfte. Die Kugel hatte ihm den Kopf verletzt. Es traten gräßliche

Minuten ein. Der Sturm heulte, der Donner brüllte und sausend schlug der starke Hagel durch die Bäume. Ich lag neben dem Verwundeten auf den Knien, um ihn mit meinem Körper vor den Eisstücken zu schützen, die immer noch aus der schwarzen Nacht herabstürzten. Nach und nach ward es ruhiger in der Luft.

„Fliehen Sie, fliehen Sie!“ stöhnte der Verwundete.

„Ich kann Sie nicht verlassen!“

„Aber ich fordere es.“

„Warum?“

„Man könnte Sie für den Schützen halten . . .“

„Das ist unmöglich!“

„Fliehen Sie!“

„Ich bleibe bei Ihnen, ich kann Sie nicht verlassen.“

„Man wird Sie anklagen.“

„Sie selbst werden für mich zeugen.“

„Unmöglich! Meine Wunde ist tödtlich. Ich werde sterben, ehe ich das Haus erreiche. Dann lastet der Verdacht auf Ihnen. Wer kann Sie vertheidigen? Und Sie haben einen Feind . . .“

„Wen?“

„Den Aktuar.“

Nun hätte mich keine Macht der Erde von der Stelle gebracht. Ich war unschuldig und konnte Allem Trotz bieten. Ein Entschluß war in mir zur Reife gediehen. Ich selbst wollte den Verwundeten heimbringen. Rasch holte ich das Pferd und bemühte mich, meinen stöhnenden

Begleiter auf den Sattel zu heben. Sein Blut benetzte den Sattel und das Thier. Schon hatte ich das Werk vollbracht, als ein gräßlicher Blitz durch die Zweige zischte und ein furchtbarer Donnerschlag den Boden erzittern machte. Das Pferd bäumte sich und jagte in den Wald. Der Oberförster lag starr und regungslos in meinen Armen. Laut weinend legte ich ihn in den nassen Rasen zurück. Er schlug die Augen nicht wieder auf. Mir war, als ob ich den Vater verloren hätte. Wie lange ich in einer betäubungsähnlichen Verfassung zugebracht weiß ich nicht.

Der Himmel klärte sich noch einmal auf und die Abendsonne schien durch die Zweige in das leichenblasse Gesicht des Mannes, auf den ich so große Hoffnungen gesetzt hatte. Mit Schaudern gedachte ich der nächsten Zukunft. Mußte man mich nicht für den Mörder des Oberförsters halten? Wer wollte glauben, daß man aus dem Hinterhalte auf ihn geschossen hatte? War das nicht eine armselige Ausrede? Der Todte selbst hatte mich zur Flucht ermahnt . . . konnten nicht Verhältnisse obwalten, die meine Rechtfertigung zur Unmöglichkeit machten? Und doch konnte ich mich nicht entschließen, feig wie ein Meuchelmörder zu entfliehen. Was sollte ich beginnen?

Da hörte ich Stimmen im Walde, die sich gegenseitig anriefen. Eine unbeschreibliche Angst erfaßte mich. Ein Hund sprang heran. Fast bewußtlos setzte ich über den Graben. Der Hund folgte mir; ich mußte ihn durch einen Pistolenschuß zu Boden strecken, um mich vor seinen

wüthenden Angriffen zu wahren. Die Männer hatten mich noch nicht gesehen. Ich begriff, daß die Flucht, die ich in der Verwirrung versucht, mich verdächtigen mußte. Und so stürzte ich fort durch den Wald, bis ich das Freie erreichte. Es war dunkel geworden. Ueber den Baumgipfeln zeigte sich der Vollmond, der nach und nach ein mildes Licht über die Landschaft goß. War ich auch von einem herben Schmerze erfüllt, so hatte ich doch keine Angst. Mit freier Stirn und klarem Auge schaute ich zu dem hehren Nachthimmel empor. Ich betete zu dem Allsehenden, daß er den Mörder entdecken helfen möge.

Da sah ich auf dem Raine die Gestalt eines Mannes, der vorsichtig von Strauch zu Strauch schlich. Es ließ sich erkennen, daß er unbemerkt bleiben wollte.

Ich hatte noch einen Schuß in meinem Doppelpistol.

Keck suchte ich den Mann einzuholen. Ich traf ihn an dem Rande eines Kornfeldes. Er trug ein Gewehr auf dem Rücken. Der Mond schien so hell, daß ich auf den ersten Blick einen Bauer erkannte, den ich oft in der Gegend gesehen hatte. Man hatte ihn mir als einen Wilddieb bezeichnet, als einen gefährlichen Menschen. Der Oberförster war demnach sein natürlicher Feind. Dieser Bauer mußte nach meiner Meinung der Mörder sein. Ich grüßte ihn. Mit sichtlichem Schrecken dankte er mir. Nun fragte ich ihn um den Weg nach Rodenfeld.

„Den Weg sollten Sie nicht wissen?“ rief er aus.

„Es ist Nacht, ich habe mich ve rirrt.“

„Aber der Mond scheint so hell, als ob es Tag wäre. Dort liegt Rodenfeld. Dieser Weg führt nach Eilsdorf.“

„Kennen Sie mich denn?“ fragte ich.

„Sie sind der Maler, der vorigen Sommer die Gegend durchstreifte. He, ich habe recht?“

„Nun ja, ich bin Maler. Kommen Sie von der Jagd?“

„Warum?“

„Sie tragen ein Gewehr?“

„Ich habe das Gewehr gefunden.“

„Ah so!“

„Liegen lassen wollte ich es nicht, da habe ich es mitgenommen. Man kann so ein Ding immer brauchen.“

Blume, so hieß der Bauer, sprach mit unsicherer Stimme und sah mir mehr als ein Mal forschend in das Gesicht, als ob er sich überzeugen wollte, daß ich wirklich der Maler sei. Er fragte mich, ob ich während des Gewitters im Walde gewesen sei. Ich sagte ihm, daß ich unter einer Eiche Schutz gefunden hätte.“

„Haben Sie keinen Schaden genommen, Herr?“

„Gott sei Dank, nein! Die Gefahr war groß.“

Jetzt kamen zwei Knaben, die den Vater laut begrüßten. Fünf Minuten später standen wir an dem Häuschen des Wilddiebes, wo wir uns trennten. Mein Verdacht stand nun fest. Dieser Kerl hatte den Schuß gethan. Aber wem hatte er gegolten? Die Worte des Oberförsters bedenkend: „Sie haben

einen Feind," zog ich den Schluß: Der Aktuar hat den Wilddieb gedungen, daß er den Pflegesohn des Malers erschießen solle, aber der Schütze hat den Oberförster getroffen.

„Jesus, mein Heiland!" rief die bestürzte Albertine. „Wenn sich diese Annahme bewahrheitete!"

Der Gedanke wollte mir nicht mehr aus dem Kopfe," fuhr der junge Mann eifrig fort. Und demgemäß handelte ich nun. Ich beobachtete den Aktuar, der meinen Hut in Händen hatte. Trotzdem betrieb er nur zum Scheine die Nachforschungen, es war ihm nicht Ernst damit. Den Wilddieb verschonte er. Zu meiner Freude hörte ich, daß der Oberförster zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundet sei. Oft umschlich ich Nachts das Haus des Kranken. Ich sprach ihn selbst einmal durch das offene Fenster. Da rief er mir die Worte zu:

„Reisen Sie, reisen Sie."

„Wohin?" fragte ich.

„Nach der Residenz."

„Was soll ich dort?"

„Sie werden einen Poste-restante-Brief an mich vorfinden. Nehmen Sie ihn in Empfang und eilen Sie zurück. Aber seien Sie vorsichtig . . . ich erwarte Sie. Ihr Glück hängt von dem Briefe ab. Hüten Sie sich vor dem Aktuar; er darf nicht wissen, daß Sie mich gesprochen haben. Fort, man kommt!"

Ich entfernte mich.

In derselben Nacht reiste ich nach der Residenz. Dort angekommen, dachte ich erst daran, daß ich eine schriftliche Legitimation zur Empfangnahme des Briefes bedürfe. Ich trat als Polizei-Agent auf. Als solcher erhielt ich den Brief. Ohne mir Ruhe zu gönnen, eilte ich nach Rodenfeld zurück. Um Mitternacht kam ich dort an. Eine peinliche Unruhe verzehrte mich. Ich ging nach dem Forsthause. Unter der Linde traf ich den Arzt, der mir sagte, daß der Kranke mich sehnsüchtig erwarte. Ich ließ mich an das Bett führen. Der Kranke sah mich mit unheimlich glühenden Blicken an.

„Lesen Sie den Brief!“ stammelte er.

„Ich las diesen Brief.“

Der junge Mann holte ein Papier aus seinem Taschenbuche und überreichte es Albertine.

Diese las die Zeilen.

„Ist's möglich!“ rief sie. „Die Bestätigung, daß der Maler Sie erzogen hat.“

„Aber auch die Bestätigung, daß der Advokat Schwarz seinen Sohn Otto für den Sohn des Grafen von Hardenfels auszugeben gedenkt. Und Ihr Vater sagte mir, daß ich der Sohn seines Freundes, der verschollen, sei, daß er mir im Namen des Grafen Hardenfels die Pension gezahlt habe. Mein Vermögen bewahre ein treuer Diener auf; ich würde es später erhalten, wenn der Graf mein Vater, verschollen bleiben sollte. Zu meinem Ausweise gab er mir diesen Ring. Nach drei Jahren solle ich

mich an den alten Mathias wenden, an seinen treuen Diener."

Dann mußte ich ihm versprechen, Ihnen ein schützender Bruder zu sein, denn er habe mich stets als seinen Sohn betrachtet. Nun trieb er mich gewaltsam fort. Seine Ideen verwirrten sich; er sprach von seinem Mörder, von dem Aktuar, der ihn verderben wolle und beschwor mich, ich möge für seine Tochter sorgen. Träfe man mich an seinem Bette, so würde ich als Mörder bestraft. Es mochte wohl das Fieber aus ihm sprechen; ich konnte keinen Zusammenhang in seine Reden bringen. Als ich mich immer noch nicht entfernte, starrte er mich an.

„Gehen Sie doch," murmelte er, „ich kann Sie nicht vertheidigen. Ich werde bald sterben. Hüten Sie sich vor dem Aktuar, er trachtet Ihnen nach dem Leben ... der Schuß hat Ihnen gegolten. Sorgen Sie, daß man Ihren Besuch in dieser Nacht nicht erfahre ... meine Ehre, ich bin verloren!"

„Ich bat ihn, er möge sich nicht kümmern, möge ruhig sein, denn ich würde für meine Sicherheit schon sorgen. Da reichte er mir noch einmal die fieberhafte Hand und sagte:

„Der Tod kommt; ich erwarte ihn ruhig. Nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?"

„Welchen Schwur?"

„Daß ich für den Sohn meines Freundes sorgen wollte."

„Als Freund und Ehrenmann.“

Ich küßte die Stirn des Kranken und eilte hinaus. Der Doktor wartete. Es war hohe Zeit. Bewaffnete näherten sich der Linde. Ich schwang mich auf das Pferd und jagte davon. Man verfolgte mich. An der Brücke kam es zum Kampfe. Wie ich später erfuhr, soll ein Gendarm geblieben sein.

Ich entkam und spielte meine Stelle als Agent weiter, mit dem Vorsatze, den Aktuar zu entlarven. Ihr Vater war gestorben. Kein Mensch sprach mehr von dem Morde. Otto Schwarz, der die Untersuchung geleitet hatte, berichtete, daß seine Recherchen ohne Erfolg geblieben seien. Die Akten wurden einstweilen geschlossen. Ich reiste nach England und forschte dort nach meinem Vater. Der Graf, hieß es in einem Bureau, müsse auf dem Kontinente leben. Er beziehe eine Pension der englischen Regierung, die er selbst in Empfang zu nehmen pflege; seit zwei Jahren sei er jedoch nicht erschienen. Ich ließ ein Schreiben in dem Bureau zurück, das man dem Grafen, im Falle er komme, übergeben solle. Nun reiste ich nach Deutschland und fand die Dinge, wie sie eben stehen. Die Tochter meines Wohlthäters war die Gattin des Arztes und der Aktuar war Staatsanwalt geworden. Zu meiner Verwunderung hatte der Letztere Nichts gegen mich unternommen, er benützt sogar meine Dienste. Erklären Sie sich nun meine Ergebenheit für Sie? Erklären Sie sich nun das Verschwinden der unglückseligen Banknote?

„Alles, Alles!“ rief Albertine.

„Ich kann nicht offen für Sie auftreten, kann nur vorsichtig zu Werke gehen, da ich die Beziehungen nicht genau kenne, in denen der Aktuar zu Ihrem Vater gestanden; aber ich habe Einleitungen getroffen, daß der heimtückische Mensch sich in seiner eigenen Schlinge fängt. Vertrauen Sie mir, im Namen Gottes, vertrauen Sie mir! Bleiben Sie mir zur Seite, so wird sich das Dunkel aufhellen, das über uns ausgebreitet liegt.“

„Und Sie sind nicht der Feind meines Mannes?“

„Nein, wahrhaftig nein! Es gelingt mir wohl, ihm die Familie Satler im rechten Lichte zu zeigen. Aber auch seine treue, muthige Gattin soll er erkennen, wenn er nicht mit völliger Blindheit geschlagen ist.“

„Ich nehme Ihre Hilfe an!“ rief Albertine entschlossen.

„So sende ich Ihnen einen Rechtsanwalt, einen Freund, dem Sie sich rückhaltslos anvertrauen können. Durch ihn lassen Sie die Kaution übergeben und Ihre Freilassung beantragen. Was auch geschehen möge . . . bleiben Sie fest und denken Sie an Ihren Vater, dessen Ehre der Staatsanwalt zu vernichten gedenkt, wenn Sie ihn abweisen. Merken Sie sich seine Drohungen und theilen Sie sie mir mit.“

Die Gefangene erschrak.

„Wird er zu mir kommen?“

„Ohne Zweifel. Der heutige Tag vergeht, ehe über die Kaution entschieden wird, und diese Zeit wird der

Staatsanwalt benutzen, um Sie in Angst und Schrecken zu jagen. Er zweifelt, daß die Kaution beschafft werden wird. Suchen Sie ihn auszuforschen . . . Sie werden eine Rolle spielen, die Ihrer Rechtlichkeit widerstrebt; aber denken Sie an die Verwicklung der Dinge, an die Schlauheit und Bosheit Ihrer Feinde, an die Vorsicht endlich, die wir anwenden müssen. Ihr Vater hat mich als seinen Sohn gehalten, nehmen Sie mich als Ihren Bruder an. Gehen wir Hand in Hand durch die Wirren, die uns das Leben bereitet . . . ich hoffe, wir werden an ein beruhigendes Ziel gelangen."

Albertine reichte ihm bewegt die Hand.

„Ich will Ihnen als Schwester vertrauen!" rief sie unter Thränen. „Senden Sie mir den Rechtsbeistand, den Sie mir ausersehen haben. Zögern Sie nicht . . . mir zerspringt das Herz in diesen Mauern."

Der junge Mann verließ eilig das Gefängniß. Gleich darauf rasselte der Schlüssel in dem Schlosse. Die gefangene Albertine befand sich wieder allein, fest eingeschlossen. Nach einer Stunde brachte man ihr das Mittagsessen. Sie genoß nur so viel von den Speisen als nöthig war, um einer völligen Erschöpfung vorzubeugen, die sich einzustellen drohte. Sie fühlte, daß sie aller ihrer geistigen und physischen Kräfte bedurfte zu dem bevorstehenden Kampfe. Dann erschien der Advokat Rosen, den Alexander sendete, ein noch junger Mann mit ernsten, intelligenten Gesichts-

zügen. Die Gefangene unterzeichnete eine Vollmacht und übergab dem Rechtsanwalte die Kautionssumme.

„Zur nähern Instruktion," sagte der junge Mann, „finde ich mich später in Ihrer Wohnung ein; für jetzt genügt diese Vollmacht, um Ihre Freilassung zu bewirken, die ich nach Kräften beschleunigen werde."

„Glauben Sie an einen Erfolg Ihrer Bemühungen?"

„Nach meiner Ansicht kann der schlimmste Fall der sein, daß man die angebotene Kautionssumme zu gering findet. Aber auch dann wird sich Rath schaffen lassen. Beruhigen Sie sich und fassen Sie Muth; Sie besitzen einen Freund, der für Sie handelt."

„Sorgen Sie," bat die Gefangene, „daß ich recht bald diesen Ort verlassen kann."

„Ich werde nichts versäumen."

„Und halten Sie sich überzeugt, daß ich die falsche Banknote, die mein Unglück bewirkt, nicht gekannt habe."

„Ich weiß bereits, was ich von der Angelegenheit zu halten habe. Es handelt sich nicht nur um einen Kriminalfall, sondern auch um Ueberschreitung der Amtsgewalt. Sollte sich der Staatsanwalt einfinden, was mehr als wahrscheinlich ist, so treten Sie ihm nicht schroff entgegen; lassen Sie ihm vielmehr Zeit und Gelegenheit, sich offen auszusprechen. Es ist traurig, aber nothwendig, daß ich Ihnen diese Zumuthung stelle."

Nach einem kurzen Gespräche entfernte sich der Advokat. Die Gefangene war wieder allein. Zwei Stunden

verflossen. Der kurze Winternachmittag war fast zu Ende. Die Kälte, die zugenommen, hatte die Scheiben der Fenster mit dickem Eise überzogen. Er war unheimlich und kalt in dem mit Dämmerung erfüllten Gefängnisse. Albertine, in ihren Pelzmantel gehüllt, saß sinnend auf einem Stuhle. Sie hatte ja so viel zu denken. Die Erzählung des jungen Mannes enthielt Stoff genug dazu. Die arme Frau schauderte, als sich ihr die Vermuthung aufdrängte: Otto Schwarz könne den Mörder ihres Vaters gedungen haben! Die Kugel, die den jungen Grafen beseitigen sollte, hatte den ergrauten Mann getroffen. Und kein Anderer als Blume war der Schütz gewesen. Eine andere Erklärung war nicht möglich. Der Wilddieb, der dem Oberförster zu Danke verpflichtet, hatte schlecht gezielt.

„Vater, Vater," rief die Gefangene, „wie stände es heute mit mir, wenn Du noch lebtest!"

Ein Geräusch an der Thür ließ sich vernehmen.

„Bernhard kommt!" dachte Albertine.

Sie erhob sich. Aengstlich blickte sie nach der Thür, die sich langsam öffnete.

„Beeilen Sie sich, Herr Doktor," sagte eine Stimme, „zehn Minuten sind Ihnen vergönnt."

Bernhard trat ein.

„Albertine!" rief er. „Albertine!"

Er wollte sie umarmen.

„Benutze Deine Zeit!" entgegnete sie abwehrend.

„Dort auch steht ein Mann auf der Schwelle, der uns beobachtet. Wir sollen uns nicht ohne Zeugen sprechen.“

Der Arzt sah bestürzt seine Frau an. Er hatte geglaubt, sie werde sich ihm an die Brust werfen; da stand sie kalt und regungslos vor ihm.

„Was ist das?“ stammelte er.

„Frage Dein Gewissen!“ flüsterte sie ganz leise.

„Ich habe mir keinen Vorwurf zu machen.“

„Du kommst spät, um Deine gefangene Frau zu sehen. Der Tag ist bald verflossen . . .“

„Mir zu langsam, der ich Hilfe schaffen wollte. Die Kaution ist da . . . ich bot sie dem Gerichte an. Ein Anderer hatte bereits eine Summe deponirt. Die Hilfe Deines Mannes ist also überflüssig geworden. Weißt Du das? Weißt Du das?“

„Ja, ich weiß es!“ antwortete sie fest.

In dem Arzte regte sich die Eifersucht. Er glaubte an die Untreue seiner Frau. Hatte er doch die Briefe gelesen, die sie heimlich empfangen, die für sie unter den Fuß der Laterne gelegt wurden.

„Du weißt es!“ stammelte er mit Bitterkeit. „Und ich, was beginne ich?“

„Gib Deiner Patientin das Geld zurück.“

„Albertine!“

„Und sage ihr, daß ich bleiben werde, um den Gang der Dinge abzuwarten. Ich fürchte eben so wenig die Blamage als das Urtheil des Gerichts. Die Ehre gebietet

mir, das Gefängniß dem Gelde vorzuziehen, das die Geliebte meines Mannes zahlt. Antoinette hat sich verrechnet."

„Dieses Vorwandes bedienst Du Dich?"

„Es ist kein Vorwand! Kannst Du die Thatsache leugnen? Woher kommt Dir das Geld?"

„Albertine, wir müssen uns verständigen."

„Es liegt Alles klar am Tage."

„Antoinette ist Deine aufrichtige Freundin!"

„Diese Schlange?"

„Sie will Dein Bestes, Dein Glück! Wer wie ich Beweise hat von ihrer Aufrichtigkeit, darf es wohl wagen . . ."

„Sie zu vertheidigen? Das ist allerdings ein Wagniß, zu dem ein großer Muth gehört, vorzüglich mir gegenüber. Du hast mich vernachläßigt, hast mich kompromittirt . . . Doch genug, das Kriminalgefängniß ist zu Unterredungen dieser Art nicht geeignet. Geh', überlaß mich meinem Geschicke und nimm die Versicherung an, daß es nicht mein Wille ist, Deinem zukünftigen Glücke Hindernisse zu bereiten."

Der arme Doktor bebte wie von Fieberfrost geschüttelt.

„Dahin mußte es kommen!" murmelte er. „Suche ich denn ein anderes Glück?"

„Täusche mich nicht!" rief Albertine würdevoll.

Er trat ihr näher.

„Wir können nicht in der Residenz bleiben," flüsterte er ihr zu. „Die Kaution mag verfallen, wenn Du nur erst auf freiem Fuße Dich befindest. Um ein weiteres Forschen abzuschneiden, entfliehen wir nach einem fernen Lande . . ."

„Still, man belauscht uns! Verschlimmere meine Lage nicht durch geheime Unterredungen . . . ich kann Deine Hilfe nicht annehmen."

„Albertine, Du betrügst mich!"

„Auch das noch!" flüsterte sie höhnend. „Willst Du nicht auch behaupten, daß ich falsche Noten fertige? Denunzire mich, der verurtheilten Frau bist Du dann ledig."

„Nimm von mir die Kaution an!" bat Bernhard.

„Ich will Dein Sündengeld nicht!"

„Ein Anderer sorgt für Dich."

„Ein braver Mann!"

„Bedenke, was Du thust, Albertine!"

„Ich habe reiflich überlegt."

„Und das sagst Du mir so kalt?"

„Hier findet man Muße, zu überlegen."

Hagen konnte keinen Entschluß fassen. Da rief der Mann an der Thür:

„Es ist Zeit, Herr Doktor. Ich muß schließen."

Und zugleich trat er ein. Es war der Gefängniß-Inspektor.

„Hier haben wir uns Nichts mehr zu sagen," begann

Albertine. „Wir werden uns wohl bald in unserer Wohnung wiedersehen.“

Dann nahm sie ihren Platz wieder ein.

„Ich gehe, ich gehe!“ rief der Arzt erschüttert.

Mehr durfte er in Anwesenheit des Inspektors nicht sagen, obgleich ihm eine gewaltige Last das Herz fast abdrückte.

Er reichte seiner Frau die Hand. Dann ging er. Die Thür ward geschlossen.

Die Gefangene brach in lautes Weinen aus.

„Er liebt mich nicht mehr!“ rief sie schluchzend. „Antoinette hat ihn fest gefangen in ihren Banden. Er sprach die Unwahrheit und beschuldigt mich des Treubruchs ... Es ist wahr, man hat meinen Untergang vorbereitet. Lebt nicht meine Mutter noch? Zu ihr will ich zurückkehren, in den Mutterarmen werde ich Ruhe finden.“

Sie weinte lange still vor sich hin.

Der Schließer kam, brachte Licht und zündete Feuer in dem Ofen an. Oft sah er nach der betrübten Frau hinüber, die seine Anwesenheit kaum zu bemerken schien.

„Man wird sie schon mürbe machen!“ dachte der Pfiffige. „Was das Gefängniß beginnt, vollendet der Staatsanwalt, der an Klugheit seines Gleichen sucht. Schade um die wirklich schöne Frau. Die vornehmen Leute brauchen heutzutage viel Geld und da nehmen sie denn zu saubern Mitteln ihre Zuflucht, wenn das rechtliche Einkommen nicht ausreicht. Der Herr Gemal sah

recht verstört aus, als er über den Korridor ging. Ihm wird man wohl auch an den Kragen gehen, denn er muß wohl um die saubere Geschichte wissen."

Das Feuer brannte.

„Nun wird Sie nicht frieren, Frau Doktorin!" sagte der Schließer. „Später sehe ich noch einmal nach. Haben Sie mir noch Aufträge zu ertheilen, so sprechen Sie . . ."

„Es ist gut, lieber Mann. Für Ihre Freundlichkeit werde ich Ihnen später dankbar sein."

„Hat Nichts zu sagen!"

Der Pfiffige ging. Er wußte wohl, warum er ein großes Feuer in dem Ofen angezündet hatte.

Die Bureaus des Kriminalgerichts waren längst geschlossen. In dem Hofe gingen doppelte Schildwachen auf und ab und in den Gefängnißzellen war es still wie auf einem Friedhofe. Die lebendig Eingesargten schliefen, wenn das böse Gewissen die Ruhe nicht störte.

Mit dem zunehmenden Abende war die Kälte grimmig geworden. Albertine hörte die Schritte der Schildwache, die laut im Schnee knirschten.

„Die gräßliche Nacht!" dachte schaudernd die Gefangene. „Für heute gebe ich die Hoffnung auf, in Freiheit gesetzt zu werden. Ach, wenn man die gebotene Kaution nur annimmt!"

Auf den Thürmen der Stadt schlug es neun.

Die Gefangene war an Geist und Körper gebrochen.

Sie hüllte sich in den Mantel, um sich angekleidet auf das Bett zu legen.

Da hörte Sie Schritte auf dem Korridor.

Es mochte wohl die Schildwache sein, die Nachts dort aufgestellt ward. Die Thüren anderer Zellen öffneten sich auf demselben Korridor.

Albertine wollte die Kerze auslöschen.

Erschreckt fuhr sie zurück, denn das Schloß rasselte.

„Wer kann denn noch so spät kommen?“

„Vielleicht der Schließer, der das Nachtessen bringt.“ Albertine wartete. Sie stand neben dem Tische. Die schweren Flechten ihres Haares hatte sie flach zusammengelegt. Sonst hatte sie keine Veränderung ihrer Toilette vorgenommen.

Jetzt ward die Thür geöffnet.

Ein Mann, bis über den Kopf in einen Pelz gehüllt, trat ein.

„Die Thür kann offen bleiben!“ sagte er dem Schließer.

„Wie Sie befehlen, Herr Staatsanwalt!“

Otto Schwarz stand vor der bestürzten Albertine. Er schlug den Pelzkragen zurück und grüßte durch eine Verneigung.

Die Gefangene erlangte bald ihre Fassung wieder! sie wußte ja, daß von ihrem Benehmen die Entdeckung eines wichtigen Geheimnisses abhing und daß sie Alexanders Bemühungen unterstützen mußte. Nicht minder war ihr die

Ehre des verstorbenen Vaters heilig, die dieser Mann in den Bereich der Verhandlungen zu ziehen drohte. Albertine war ungeübt in der Ausführung von Intriguen . . . hier trieb die Noth zur List.

Beobachten wir die gefangene Frau, die ihre heiligsten Schätze vertheidigte.

„Ich komme nicht von Amtswegen," begann der Staatsanwalt.

„Es ist schon spät, mein Herr!"

„Aber noch früh genug um Ihnen Hilfe zu bringen."

„Nachdem Sie meine Verhaftung beantragt haben?"

„Allerdings."

„Es liegt ein Widerspruch in Ihren Handlungen, Herr Staatsanwalt."

„Den aufzuklären ich gekommen bin. Ich hätte gern eine andere Zeit gewählt, aber da Niemand meinen Besuch ahnen darf . . ."

„Sie vergessen den Schließer!"

„Er glaubt an eine Vernehmung."

Eine Pause trat ein. Der Staatsanwalt hatte mit glühenden Augen die Gefangene betrachtet, die immer noch regungslos neben dem Tische stand. Ihr bleiches Gesicht war bei dem Schimmer der Kerze wunderbar schön, trotzdem es einen tiefen Jammer ausdrückte.

„Albertine! Gestatten Sie mir, daß ich Sie so nenne . . . die Vergangenheit taucht so lebhaft vor meiner Seele auf, daß ich mit Ihnen weinen möchte über die trau-

rige und rasche Wandlung der Dinge. Sie sind Gefangene in dem Kriminalgefängnisse!"

„Ich bin Gefangene!" wiederholte seufzend Albertine.

„Und wehe dem Manne, der Sie dazu gemacht!"

Er küßte ihr die Hand. Sie ließ es geschehen. Beide saßen an dem Tische. Die arme Frau hatte ein tiefes Grauen vor dem Manne zu bekämpfen, dessen unheilvolle Pläne sie nun durchschauen gelernt. Aber sie fühlte auch, daß es in ihrer Hand lag, dem Gefährlichen die Maske abzureißen. Und sie besaß den Muth, eine Verstellung zu zeigen, die sie im Leben nie geübt hatte. Der Gedanke, auf sich selbst zählen zu müssen, gab ihr auch die Kraft dazu. Sie ertrug die leidenschaftlichen Blicke ihres Feindes, der sie liebte und dennoch verfolgte.

Otto Schwarz deduzirte nun mit der ganzen Schärfe seines Verstandes und der ihm als Jurist eigenen Gewandheit die Lage der Gefangenen und den Stand des Prozesses. Demnach würde der Richter bis zu der Zeit des Oberförsters zurückgehen; er stellte selbst die Verhaftung der Oberförsterin, des alten Forstgehilfen und des Doktors in Aussicht.

„Was kann ich thun?" fragte Albertine zitternd. Mir liegt Alles daran, meine gute Mutter vor dem gräßlichen Unglücke zu bewahren, daß Sie so eben bezeichnet haben."

„Sie begreifen wohl, daß ich dem Gange der Verhandlungen nicht eine Richtung geben kann, wie Sie es

wünschen. Vor der Jury bin ich, der öffentliche Ankläger, Partei wie Sie. Aber ich ertheile Ihnen einen Rath."

„Was für einen Rath?"

„Aendern Sie Ihren ersten Ausspruch ab."

„Wie?"

„Erklären Sie, daß Sie die falsche Banknote von dem Doktor empfangen haben."

„Von meinem Manne?"

„Es ist ja nur zu natürlich. Sie wollen die Gefahr von dem Haupte dessen abwenden, der Sie in Gefahr gebracht hat. Aber wähnen Sie nicht, daß bei dem Todestage Ihres Vaters die Nachforschungen zu Ende sind. Bei Ihrer Person knüpft man an, und Alles, was zu Ihrem Vaterhause in Beziehung gestanden, wird je nach Umständen eingezogen werden."

„Und was geschieht mit meinem Manne?"

Der Staatsanwalt schwieg einige Augenblicke. Dann begann er, nachdem er tief und schwer geseufzt hatte:

„Bernhard ist mein Freund, ich lernte ihn auf der Universität kennen. Er leistete mir mit seiner Geschicklichkeit als Fechter einen wesentlichen Dienst, den ich ihm nie vergessen werde. Beweise meiner Dankbarkeit liegen vor. Schweigend und duldend zog ich mich zurück, als ich erfuhr, daß er um Ihre Hand warb. Ihr Vater war gegen diese Verbindung ... ich habe die Abneigung des alten Herrn, deren Grund Sie kennen, nicht genährt, obgleich ich es konnte. Nun werden Sie fragen, warum ich damals so be-

harrlich auf die Kassenrevision drang? Ich hatte zwei Gründe. Den ersten Grund, meine Dienstpflicht, übergehe ich. Aber auf den zweiten wage ich mich zu stützen. Ich wußte, daß Bernhard das Geld, das er brachte, von Antoinette Satler holte."

„Von ihr?" fragte erstaunt die Gefangene.

„Nur von ihr. Eine der Bedingungen, die sich an dieses Darlehen knüpften, war die Uebersiedlung nach der Stadt. Antoinette hat damals nicht an Bernhard's Verheiratung geglaubt."

„Mein Herr," rief Albertine unwillkürlich aus, „ich nehme an, Ihre Aufstellungen sind richtig: dann hat Bernhard aus Liebe zu mir gehandelt, hat durch den Drang der Umstände sich zu einer Täuschung bewegen lassen, die allerdings nicht zu rechtfertigen, wohl aber zu verzeihen ist. Er hat die reiche und kokette Dame getäuscht, um dem Vater seiner Braut einen Dienst zu leisten."

Der Staatsanwalt lächelte.

„So müssen Sie schließen und glauben, arme Albertine! Nichts ist ja natürlicher . . "

„Und was glauben Sie?"

„Erlauben Sie mir, daß ich eine Ueberzeugung ausspreche?"

„Ich bitte darum."

„Die Schwäche der Eitelkeit beherrscht meinen Freund. Wer wüßte, wozu er sich entschlossen haben würde, wenn ihm nicht daran gelegen hätte, mich aus dem Felde zu

schlagen. Er wollte Sieger über mich sein, wollte Ihre Hand besitzen. Konnte er Antoinetten nicht, während er Ihr Mann war, an seinen Triumphwagen spannen? Sie kennen das große Leben in der Stadt nicht ... für einen eiteln Mann ist es ein Stolz, mit zwei schönen Damen in der Theaterloge zu erscheinen."

Nach dem, was Albertine wußte, mußte sie dem Staatsanwalte beipflichten. Der scharfsichtige Beobachter las es in dem Ausdrucke ihres Gesichtes. Er ward kühner. Die Saat, die er ausgestreut, hatte also die erste Wurzel geschlagen. Er sah unter Wonnebeben das Erbleichen und Erröthen der reizenden Frau, die mit gesenkten Blicken ihm gegenüber saß. Albertine dachte daran, daß Alexander ihren Mann zu den Füßen Antoinetten's gesehen hatte. Aber sie kämpfte die furchtbare Bewegung nieder, die sich in ihrem Innern erhob; sie erinnerte sich des Ziels, das sie erreichen mußte.

„Man ist großmüthig gewesen," fuhr der Staatsanwalt fort; „Antoinette hat eine Kaution für Ihre Freilassung geboten. Merken Sie auf: dasselbe Manöver wiederholt sich, das die reiche Dame vor zwei Jahren ausführte. Bernhard bringt Ihnen das Geld der Freundin. Er will sie doch nicht im Gefängnisse schmach ten lassen. Nun kennt er die Verehrung, die ich für Sie hege ..."

Albertine zuckte unwillkürlich zusammen. Nur mit Mühe konnte sie einen tiefen Seufzer unterdrücken, der sich ihrer Brust zu entrinnen drohte.

„Und er hat Recht,“ versicherte der Staatsanwalt mit treuherzigen Mienen, „wenn er annimmt, daß ich Ihnen die Hand reiche, um Sie zur Freiheit und zum Glücke zurückzuführen, um Sie eine traurige Vergangenheit vergessen zu machen. Die Pläne des zärtlichen Paares sind nicht schwer zu durchschauen. Man weist Ihnen die Stellung einer geduldeten Person an; man schafft ein demüthigendes Abhängigkeitsverhältniß für Sie. Siehe, wird Bernhard sagen, ich bedarf einer reichen Freundin, und Du wirst Dich fügen, um mir nützlich zu sein. Ohne Antoinette gehen wir zu Grunde. Aber Sie werden sich nicht fügen, Sie werden stolz jede solcher Zumuthungen zurückweisen. Wäre ich der Feind Bernhard's, so hätte ich ihn bereits denunzirt, denn er hat mich mit einigen falschen Banknoten bezahlt. Ich habe geschwiegen, weil Sie den Namen des Doktors tragen. Nun aber traf Sie das schreckliche Los in dem Modewaaren-Magazin. Der Prozeß, Albertine, darf nicht fortgehen.“

„Aber Sie haben mich verhaften lassen.“

„Gedrängt von den Verhältnissen. Es gab kein anderes Mittel Sie zu retten.“

„Die Verhaftung soll mich retten?“ fragte die junge Frau verwundert.

„Retten und Ihre gekränkte Ehre herstellen.“

„Ich begreife Sie nicht.“

„Hören Sie mich an!“

Der Staatsanwalt war ihr näher gerückt. Er sprach leise und vertraulich.

„Bernhard sucht kein Glück mehr in seiner Ehe . . . er kann und will nicht mehr in unserer Residenz leben. Sobald er sich überzeugt hat, daß Sie auf freiem Fuße sind, wird er mit Antoinetten entfliehen, die bereits einen Käufer für ihr Haus gesucht und gefunden hat. Klagen Sie ihn an . . .“

„Wessen?“

„Daß Sie die Banknote von ihm erhalten haben. Sie werden die Wahrheit sagen . . . ich lese es in Ihren Zügen . . . und die Wahrheit sind Sie Ihrem verstorbenen Vater schuldig, Ihrer Mutter, die in stiller Abgeschiedenheit auf dem Lande lebt.“

„Und dann wird man Bernhard verhaften?“

„Nein. Er mag fliehen mit Antoinetten. Ich werde ihn nicht zurückhalten . . . diesen Freundschaftsdienst bin ich ihm schuldig. Zuvor aber soll er schriftlich aussprechen, daß er in die Scheidung seiner Ehe willigt. Sie müssen sich von ihm trennen . . . Ihre Ehre erfordert es . . . Wollen Sie die Fesseln einer lästigen Ehe länger tragen? Sie werden den Undankbaren bald vergessen . . . seiner schmählichen Hilfe bedürfen Sie länger nicht . . . Es gibt einen Mann, der Ihnen in treuer Liebe ergeben ist, der einen ehrenvollen und einträglichen Posten bekleidet . . . Sie werden Ihre alte Mutter nach der Stadt holen . . . die geachtete und geliebte Frau des Staatsanwalts . . .“

„Mein Herr! Mein Herr!“

„Ja, Albertine, an meiner Hand werden Sie in das Leben zurücktreten, das Ihnen der Freuden und des Glückes noch viel bietet. Wie mit einem Schlage wird der Verdacht zerstört sein, den der leichtsinnige Hagen auf Ihr Haupt geladen hat. Ihre Verhaftung kam ihm gelegen . . . sie ist ein Scheidungsgrund. Und ich habe sie beantragt, damit dem Doktor die Durchführung seines Planes erleichtert werde . . . zu Ihrem Vortheile, Albertine! Und nun bedenken Sie die moralischen Folgen . . . man wird Ihren Heroismus bewundern, Ihre hingebende, aufopfernde Treue, die nur dann erst gewichen ist, als Ihnen die Kunde von der Perfidie Ihres Mannes geworden.

Der Fall macht bereits Aufsehen, in allen Kreisen spricht man davon . . . Aber bald werden die Zungen schweigen und das Kriminalgericht wird den Prozeß fallen lassen . . . Bernhard Hagen, der die falschen Banknoten ausgegeben, ist ja nicht mehr zu erlangen. Albertine, stoßen Sie mich nicht zurück, ich liebe Sie mit treuem Herzen und führe Sie aus dem Gefängnisse einer glücklichen Freiheit entgegen.“

Der Staatsanwalt lag zu den Füßen der Gefangenen. Er preßte ihre Hände an sein Herz und sah mit glühenden Blicken zu ihr empor.

Albertine saß starr wie eine Bildsäule. Zu ihren Füßen, zu den Füßen der Gattin, lag Otto Schwarz, den sie einst verschmäht hatte. Und in den traurigen Wänden

des Kriminalgefängnisses mußte sie die Versicherungen seiner leidenschaftlichen Liebe hören. Schaam und Verwirrung bemächtigten sich ihrer zugleich. Wie gern hätte sie den Mann, den sie haßte, zurückgewiesen . . . sie durfte es nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Bernhard hatte ja falsche Banknoten ausgegeben.

Sie entzog ihm sanft ihre Hände.

„Noch bin ich Bernhards Gattin," flüsterte sie, all' ihren Muth zusammennehmend. „Noch habe ich Pflichten zu erfüllen, die ich am Altare gelobt, heilig zu halten. Es wird mir schwer, mich in die furchtbaren Verhältnisse zu finden; ich kann die Dinge nicht fassen, die so jäh auf mich einstürmen . . . weder die guten noch die schrecklichen!" fügte sie leiser flüsternd hinzu. „Helfen Sie mir die bösen Stunden überstehen, daß ich später nicht vor mir selbst zu erröthen brauche."

Otto Schwarz erhob sich.

„Ich kenne die Rücksichten, die ich Ihnen und Ihrer Lage schuldig bin!" rief er aus, von einem Wonnegefühle durchschauert. „Albertine, geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln?"

„Ja!"

„Soll ich mit Bernhard abschließen?"

„Unter einer Bedingung."

„Stellen Sie jede, ich genehmige sie!"

„Daß mein Mann nicht unglücklich werde. Er hat

sich an mir vergangen; aber ich kann und will mich nicht an ihm rächen."

Der Staatsanwalt hatte seinen Platz wieder eingenommen.

„Die friedliche Lösung der Dinge liegt in meinem Plane," sagte er ruhig. „Bernhard mag das Weite suchen . . . ich übergebe Ihnen die falschen Banknoten, daß Sie sie vernichten."

Nun raffte Albertine alle ihre Kraft, allen Muth zusammen. Der Augenblick war gekommen, in dem sie handeln mußte. Ach, es fiel ihr sehr schwer, zur Verstellung ihre Zuflucht zu nehmen.

„Wir sind allein," begann sie zitternd nach kurzer Pause; „es drängt mich, einige Fragen an Sie zu richten, die, wie Sie begreifen werden, mir von großer Wichtigkeit sind."

„Fragen Sie doch!" rief eifrig Otto Schwarz.

„Haben Sie nie den Grund des Zwistes erfahren, der die Freundschaft meines Vaters zu dem Doktor Hagen gelockert hat?"

Otto lächelte.

„Das ist allerdings eine Frage . . ."

„Können Sie mir sie beantworten?"

Otto betrachtete nachdenkend seine weißen Hände. Plötzlich sah er auf.

„Ich glaube!"

„Sie haben das Vertrauen meines Vaters genossen."

„Ja!“

„Jetzt gerade liegt mir viel daran, den Grund zu erfahren!“ sagte Albertine bestimmt.

„Hat Bernhard sich nie darüber ausgesprochen?“

„Nie.“

„Hat er es vermieden?“ fragte der Staatsanwalt mit einem listigen Blicke.

„Er hat versichert, daß er Nichts davon wisse.“

Der Staatsanwalt ergriff sanft die Hand der Gefangenen und sagte mitleidig:

„Hätten Sie mich nicht gefragt, ich würde ferner noch geschwiegen haben. Jetzt erachte ich es für Pflicht, daß ich rede. Der verstorbene Doktor Hagen hat übel an Ihrem Vater gehandelt.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte gespannt Albertine.

„Es handelte sich um ein Vermögen, das den beiden Freunden zur Aufbewahrung übergeben war.“

„Von wem?“

„Von einem Reisenden, der im Erlenkruge starb.“

„Wer war der Reisende?“

„Ich könnte nur Vermuthungen aussprechen, wollte ich Ihnen diese Frage beantworten. Man hat in dieser Beziehung stets ein geheimnißvolles Schweigen beobachtet. Die Summe, die in englischen Banknoten bestand, hatte der Doktor in Händen. Der Oberförster forderte sie, um sie dem rechtmäßigen Erben, der sich gemeldet, auszuzahlen. Der Doktor zweifelte an der Rechtmäßigkeit dieses

Erben. Es kam zu Streitigkeiten. Die guten Freunde wurden Feinde. Das Geld, der elende Mammon, zerriß ein Band, das lange die beiden Männer beglückt hatte. Der Doktor machte dem Freunde die abscheulichsten Vorschläge; er wollte mit ihm theilen. Der wackere Oberförster schauderte vor dem Frevel zurück und drohte endlich, die Angelegenheit dem Gerichte zu übergeben. Da brachte der perfide Arzt das Geld. Aber er hatte die Banknoten verwechselt ... die Hälfte der Summe waren falsche Papiere."

„Wie entdeckte mein Vater den Betrug?"

„Auf eine für ihn gefährliche Art und Weise. Er wollte das Kapital rentabel anlegen . . . da machte ihn ein befreundeter Bankier aufmerksam. Bestürzt eilte er nach Hause. Er wollte den Doktor zur Rechenschaft ziehen; dieser war plötzlich in der Nacht gestorben . . . mit einem scheußlichen Betruge dem Freunde gegenüber. Darum dauerte der Haß fort bis über das Grab hinaus; darum wollte Ihr Vater von dem Sohne des Mannes nichts wissen, der seine Ehre und sein Glück zu untergraben bemüht gewesen. Hätte der Banquier nicht geschwiegen, der brave Beamte wäre in eine peinliche Untersuchung gerathen. Um diese Zeit war ich mit der Verfolgung einer Fälscherbande beauftragt, die ihr Unwesen über verschiedene Länder ausbreitete. Ein Zufall setzte mich von dem in Kenntniß, was dem Oberförster geschehen. Ich nahm mit ihm Rücksprache. Er schenkte mir sein ganzes Vertrauen

und forderte meinen Rath, den ich ihm gern ertheilte. Von diesem Augenblicke an stellte ich meine Nachforschungen ein. Der Vater Albertinens durfte nicht kompromittirt werden. Bernhard war damals noch mein Freund; leider konnte ich nichts thun zu seinen Gunsten, wenn ich auch gewußt hätte, daß er Sie liebte. Ich erfuhr es erst, als der Schuß des Meuchelmörders Ihren Vater getroffen hatte."

„Sie haben den Mörder nicht entdeckt . . ."

„Ich wollte ihn nicht entdecken."

„Warum?"

„Ihr Glück war mir theuer."

„Aber in welcher Beziehung stehe ich zu dem Mörder?"

„Fragen Sie nicht, fragen Sie nicht weiter!" rief bewegt der Staatsanwalt. „Ich kann jetzt nicht klagend auftreten, nachdem ich so lange geschwiegen habe. Auch ist es überflüssig, denn Sie werden nun wohl die Verhältnisse durchschaut haben."

Die Gefangene begriff die Absicht des Staatsanwalts. Ein kalter Schauder durchzuckte sie. Glaubte sie auch an den Treubruch ihres Mannes . . . eines Mordes hielt sie ihn nicht fähig. Sie mußte ihn vertheidigen.

„Ich verstehe Sie!" flüsterte sie.

„Stellen Sie die Dinge nur zusammen. Ich habe keinen Namen genannt, habe keine Person bezeichnet."

„Und dennoch habe ich Sie verstanden."

„Desto besser."

„Bernhard hat meinen Vater ärztlich behandelt."

„Ganz recht."

„Und hätte der Verwundete den Verband nicht entfernt . . ."

„Ja, hätte er ihn nicht entfernt!" rief der Staatsanwalt. „Der Schütze hatte zu schlecht getroffen."

Albertine weinte.

Otto Schwarz betrachtete sie theilnehmend.

„Wie ist es denn nur möglich gewesen," fragte sie nach einer Pause, daß Bernhard sich so weit vergessen konnte?"

„Es unterliegt keinem Zweifel: er hat den Mörder gedungen."

„Aber warum, warum?"

„Sollte der Sohn nicht gewußt haben, daß der Vater dem Oberförster ein Vermögen übergeben hatte? Der Mann, der seinen Wünschen entschieden entgegen war, mußte beseitigt werden. Doch, wir wollen so weit nicht einmal gehen. Merken Sie auf!" flüsterte Otto. „Die Verwundung machte rasch ärztliche Hilfe nöthig . . . Sie holten den jungen Doktor . . . Alles ging gut, nur zu gut . . . Aber der Kranke blieb unbeugsam, er wollte sich ja kaum von dem Sohne seines Feindes behandeln lassen. Da erhielt der Verwundete einen aufregenden Trank . . . er riß den Verband ab . . . der Tod erfolgte ohne Bei-

Hilfe des Arztes und Albertine war der väterlichen Autorität ledig."

„Gräßlich! Gräßlich!" stammelte Albertine.

Die arme Frau durchschaute ganz den furchtbaren Mann, der diese schweren Anklagen ruhig lächelnd aussprach. Ihr „Gräßlich" galt dem gewissenlosen Ankläger. Aber sie spielte ihre Rolle fort.

„Als das Vermögen nicht zu erlangen war," flüsterte der Staatsanwalt, „wandte sich der Habsüchtige zu Antoinetten zurück. Der Wurf gelang. Nun mußten auch Sie vernichtet werden ... man wählte die falsche Banknote als Mittel. In dem Hause des Landdoktors hat sich falsches Papier genug befunden. Hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß, ich würde den von der Bank ausgesetzten großen Preis verdient haben. Aber der Preis reizte mich nicht ... mein Dichten und Trachten war das Glück der armen Albertine. Ich schwieg und ließ mich von dem Grame verzehren, der an meinem Herzen nagte. Jetzt hat Ihr Jammer, ohne daß ich es verhindern konnte, den höchsten Grad erreicht ... ich führe Sie aus dem Gefängnisse! Bernhard mag mit seiner Geliebten entfliehen."

Er küßte wiederum und diesmal leidenschaftlicher als zuvor, die Hand der Gefangenen.

Albertine war plötzlich ernst und kalt geworden.

„Sie lüften einen Schleier," sagte sie dumpf, „der mir ein entsetzliches Bild enthüllt! Ich kann nicht anders, ich muß Bernhard für schuldig halten! Mir wird nun so

Manches klar, das ich früher nicht begreifen konnte. Sagen Sie mir nun Alles, Alles!"

„Wie gern! Wie gern!"

„Wen hat mein Mann gedungen?"

„Einen Abenteurer, der als Maler die Gegend durchstreifte."

„Wie heißt dieser Mensch?"

„Alexander Schild. Ich besitze den Hut des Mörders."

„Warum haben Sie ihn nicht angeklagt?"

„Weil ich Sie und Ihren Gatten schonen wollte. Aber ich habe den Mann gefesselt; er hat auf meine Empfehlung einen Posten als Polizeispion erhalten Unter der Maske der Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit verbirgt er eine Kälte und Verschlagenheit, die ihn zu den schwierigsten Unternehmungen befähigt. Ueber das Verhältniß des Spions zu dem Doktor werde ich Ihnen später Auskunft geben."

„Man hatte den Wilddieb Blume in Verdacht," sagte die Gefangene, den Staatsanwalt scharf beobachtend.

Otto Schwarz entgegnete rasch:

„Hätte der Alte die ruchlose That verübt, er würde nicht in so traurigen Verhältnissen gelebt haben. Der aufgefundene Hut spricht ja deutlich genug. Ermessen Sie nun, wie lieb es Ihrem Manne sein muß, sich den gegenwärtigen Verhältnissen mit einem Schlage zu entwinden. In der Ferne bleibt er frei und unabhängig mit der reichen

Antoinette, die in krankhafter Leidenschaftlichkeit an ihm hängt. Seine Lage hier ist unhaltbar geworden. So lassen Sie ihn denn ziehen, damit er nicht im Zuchthause endet. Diesen Rath ertheilt Ihnen der aufrichtige Freund und der erfahrene Jurist, der stets auf Ihr Wohl bedacht gewesen. Und nun folgen Sie mir."

„Wohin?"

„In die Freiheit. Sie dürfen die nächste Nacht hier nicht verbringen."

Albertine erhob sich.

„So hat man die Kaution angenommen?"

„Auf meine Veranlassung."

„Sie verpflichten mich zu Danke. Der Aufenthalt in dem Gefängnisse ist mir unerträglich."

„Um eine Erklärung bitte ich Sie noch."

„Was ist's?"

„Sie haben durch Ihren Advokaten Kaution stellen lassen..."

„Ja!"

„Ist die Erlangung dieser Summe mit Opfern von Ihrer Seite verknüpft gewesen?"

Albertine gerieth in Verlegenheit.

„Nein, Nein!" rief sie ausweichend.

„Wer hat das Geld gezahlt?"

„Ich glaube, mein Mann. Doch lassen wir das jetzt... Der Boden brennt mir unter den Füßen, ich kann hier nicht länger ausharren..."

„Wohlan, ich führe Sie!“

Der Staatsanwalt öffnete die Thür und rief den Schließer, der augenblicklich eintrat. Er übergab dem Pfiffigen ein Papier.

„Hier ist die Verfügung des Kriminalgerichts, nach der diese Dame in Freiheit gesetzt ist.“

Der Schließer las.

„Gut!“ murmelle er. „Das Papier ist in Ordnung. Der Inspektor hat mir schon davon gesagt.“

Albertine hatte rasch den Hut genommen und sich fester in den Mantel gehüllt. Der Staatsanwalt bot ihr den Arm. Sie nahm ihn an. Beide verließen das Gefängniß. Unter dem Schutze der Dunkelheit gelangten sie an das große Thor. Die Schildwache rief an. Der Staatsanwalt nannte seinen Namen. Nun ward die Thür in dem Thor geöffnet. Das Paar trat auf den freien Platz. In kurzer Entfernung hielt ein Fiaker. Otto Schwarz öffnete die Thür des Wagens und ließ die Dame einsteigen.

„Albertine,“ flüsterte er, „vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Schützer bin!“

Sie nickte mit dem Kopfe und drückte ihm die Hand. Ehe er den Schlag schloß, murmelte er ihr zu:

„Mein Leben liegt in Ihrer Hand!“

„Wann sprechen wir uns wieder?“ fragte sie.

„Sobald ich mit Bernhard ein Abkommen getroffen habe.“

„Schonen Sie ihn! Schonen Sie ihn!“

Der Wagen fuhr ab.

„Ich bin am Ziele!“ dachte der Staatsanwalt. Ist die erste Ehe gelöst, wird die zweite leicht geschlossen. Jetzt wird Albertine von der Untreue ihres Mannes überzeugt sein. Mir bleibt Nichts als die Beseitigung des Spions, der mit jedem Tage gefährlicher wird.

Zehn Uhr war vorüber, als Albertine ihre Wohnung erreichte.

Auf das Klingelzeichen öffnete Christiane die Thür. Die Magd stieß einen Schrei froher Ueberraschung aus.

„Kommen Sie endlich!“ rief die treue Dienerin.

„Ja!“

„Wir haben große Angst ausgestanden.“

„Wer?“

„Der Herr Doktor und ich.“

„Wo ist mein Mann?“

„Er befindet sich noch außer dem Hause. Nun muß er bald kommen.“

Diese Antwort durchschnitt der armen Frau das Herz.

„Leuchte voran!“ befahl sie mit zitternder Stimme der Magd.

Sie erreichte ihr Zimmer. Es war erwärmt. Christiane hatte sicher auf die Rückkehr ihrer Herrin gehofft, die nun rasch Toilette für das Haus machte. Die Kleider, die sie im Gefängnisse getragen, lasteten wie Blei auf ihr. Und Bernhard war ausgegangen; er leistete ohne Zweifel Antoinetten Gesellschaft.

„Seit wann ist mein Mann fort?" fragte Albertine.

Die Magd zögerte mit der Antwort. Auf wiederholtes Fragen sagte sie endlich:

„Seit diesem Morgen."

„Wo hat er zu Mittag gespeist?"

„Ich weiß es nicht."

„Und wie war er gestimmt, als ich gestern Abends nicht heimkehrte?"

„Sehr traurig; er durchirrte alle Zimmer. Dann befahl er mir, ich solle zu Bett gehen. Ich lag wohl im Bette, aber ich konnte nicht schlafen. Mir war immer als ob ein Unglück passirt sei. Es mochte schon spät sein, als ich hörte, daß der Herr die Treppe herabkam, die Thür öffnete und das Haus verließ."

„Mitten in der Nacht?"

„Mir war nur so, Frau Doktorin . . . Ich habe wohl zwischen Wachen und Schlafen gelegen. Als ich Morgens in das Zimmer kam, saß der Herr Doktor betrübt auf dem Sopha. Er hatte die ganze Nacht außer dem Bette zugebracht."

Albertine schickte die Magd fort; sie fühlte das Bedürfniß allein zu sein. Tausend Gedanken durchkreuzten ihren Kopf. Nur mühsam konnte sie die Dinge ordnen, die sich im Verlaufe der letzten vierundzwanzig Stunden zugetragen. Sie mußte weinen. Es schlug Mitternacht Bernhard kam immer noch nicht zurück. Und er wußte, daß seine Frau im Gefängniß schmachtete. Ihre Freilassung

konnte er noch nicht erfahren haben. Er suchte wohl Zerstreuung in den Armen Antoinettens oder . . . war wohl schon mit ihr entflohen. Dieser letzte Gedanke machte ihr das Blut erstarren. Sie liebte ja den Mann immer noch und tief in ihrer Seele schlummerte die Hoffnung, daß er reumüthig sich wieder zu ihr wenden werde. Und dann hätte sie ihm auch verziehen. Die Anklage des Staatsanwalts hielt sie, wenn auch nicht für rein erfunden, doch für übertrieben.

Albertine nahm die Kerze und ging durch das Schlafzimmer. Mit einem tiefen Weh im Herzen betrat sie das Gemach ihres Mannes. Nichts deutete auf Vorbereitungen zur Flucht hin. Dieselbe Ordnung, die sonst geherrscht, erkannte man auch jetzt. Alles verrieth, daß sich der Bewohner nur auf kurze Zeit entfernt hatte. Auf dem Tische lagen zwei Briefe. Albertine zitterte. Sie fürchtete ein hinterlassenes Schreiben ihres Mannes zu finden.

„Warum zögere ich?" dachte sie. „Ich muß ja doch Alles wissen. Die Ungewißheit tröstet nicht, sie nährt nur bange Zweifel und falsche Hoffnungen."

Rasch betrachtete sie die Briefe. Der eine trug die Adresse des Doktors. Der andere war an die Frau Doktor Hagen gerichtet.

„Die Schriftzüge meiner guten Mutter!" rief die junge Frau. „Ach, das ist ein Glück in meiner traurigen Lage! Die Worte der Mutter werden mich kräftigen und erheben."

Sinnend betrachtete sie die bekannten, traulichen Züge. Das ganze Vaterhaus stand wieder vor ihrer Seele. Sie sah die Eltern mit ihren Gewohnheiten sich in den heimischen Räumen bewegen und die treuen Gesichter der Domestiken, die friedlich ihren Beschäftigungen oblagen. Eine ganze versunkene und halb vergessene Welt erhob sich wieder vor dem inneren Blicke der jungen Frau. Eine wehmüthig freudige Erinnerung ward in ihr wach. Sie küßte die von der Hand der Mutter geschriebenen Worte.

Dann erbrach sie den Brief. Er enthielt zärtliche Vorwürfe über das lange Schweigen der Tochter, die Bitte, dieses Schweigen recht bald zu unterbrechen und die herzlichsten Grüße von dem Pfarrer Günther und dem alten Mathias. Zum Schlusse sagte die Schreiberin: „Ein Ereigniß darf ich Dir nicht verschweigen, das für uns von großem Interesse ist. Man hat den Wildschützen Blume plötzlich verhaftet, obgleich er seit Jahren ruhig in seinem Häuschen lebte und sich rechtlicher Beschäftigung unterzog. Mit Ketten geschlossen ist er auf einem Leiterwagen abgeführt, wie es heißt nach der Residenz. Der eigentliche Grund dieser Verhaftung ist zwar nicht bekannt geworden, aber das Gerücht bringt sie mit dem Schusse in Verbindung, der tückisch auf Deinen armen Vater abgefeuert worden. Theile mir das Resultat Deiner Erkundigungen mit, die Du einziehen wirst. Dein Mann hat wohl Verbindungen in den betreffenden Kreisen. Ich habe dem Alten mit den scheuen Blicken nie recht getraut, wenn er auch

überall von Deinem verstorbenen Vater mit Hochachtung sprach und ihn seinen Wohlthäter nannte. Es war dies nur eine List, um den Verdacht abzuleiten. Blume hat es dem strengen Beamten nie vergessen können, daß dieser ihn dem Zuchthause für einige Zeit überliefert. Ich spreche nur Vermuthungen aus; aber sie mögen wohl nicht ganz unbegründet sein. Der Pastor Günther spricht den Mann von der That frei; er behauptet, der Verbrecher sei in anderen Kreisen zu suchen, dafür zeige der moderne Hut, den die Jäger gefunden. Gott kennt den Missethäter, er wird ihn wohl der Gerechtigkeit überliefern. Frau Hagen, meine liebe Freundin, hat ebenfalls einen Brief an ihren Sohn geschrieben, der mit dem meinigen zugleich eintreffen muß. Es erwartet sehnlichst die besten Nachrichten von Dir . . . Deine Mutter, die Dich unwandelbar zärtlich liebt!"

Der Eindruck, den dieser Brief auf die Leserin ausübte, läßt sich leichter denken als beschreiben. Albertine weinte bitterlich, denn sie mußte den Glauben der Mutter an ihr Glück zerstören, wenn sie aufrichtig sein wollte. Und durfte sie die Illusion der guten Frau erhalten? Wer konnte denn wissen, wie die unheilvollen Wirren sich lösten? Otto Schwarz, dieser leidenschaftliche und tückische Mensch, hatte ja seine Hand im Spiele, das sich nun bald seinem Ende nahte. Ein Gedanke durchbebte plötzlich die trauernde Frau: wenn jener Verbrecher, den man in das Kriminalgefängniß gebracht, Blume gewesen! Wenn dieser Mensch sich zu Geständnissen herbeiließe, die den Staatsanwalt ent-

larvten! Aber auf wessen Betrieb war er verhaftet? Hatte der Staatsanwalt die Verhaftung bewirkt, so war dies ein Zeugniß von der Schuldlosigkeit des gefürchteten Mannes, und um Alexander, der kein Wort von der Verhaftung gesagt, war es geschehen.

„Mein Gott,“ hauchte sie vor sich hin, „in welcher Umgebung lebe ich denn! Wem soll ich vertrauen, wen soll ich um Rath befragen! Wenn Bernhard der abscheulichen That nicht fern stände? Oder wenn man auf ihn, der sich nicht rechtfertigen kann, den Verdacht schleuderte? Mutter, Mutter, Deine Tochter steht an einem Abgrunde, der sie zu verschlingen droht.“

Da saß sie nun allein ohne Hilfe und Rath. An die natürliche Stütze, an ihren Mann, konnte sie sich nicht wenden, sie fühlte ja, daß Bernhard nicht recht an ihr gehandelt, daß er sie betrogen hatte.

Die Stunden der Nacht verflossen langsam. Albertine verbrachte sie in einer wirren Träumerei. Als der Morgen graute, lag sie schlummernd auf dem Sopha. Körperliche und geistige Anstrengung hatte sie eine Beute des Schlafes werden lassen. Das Geräusch, das die eintretende Christiane verursachte, weckte die Schläferin, die rasch nach ihrem Manne fragte. „Der Herr Doktor ist noch nicht zurück,“ antwortete die Magd, traurig die Herrin anblickend.

Das war der Morgen nach der Entlassung aus dem Gefängnisse.

Zehntes Kapitel.

Die beiden Vettern.

Wir sehen den jungen Mann gegen neun Uhr Morgens auf der Hausflur eines großartigen Hotels, beschäftigt die Tafel zu prüfen, an der die Namen der Reisenden verzeichnet sind, die in dem Gasthause wohnen. Der Portier trat zu ihm.

„Wen suchen Sie, mein Herr?"

„Den Grafen von Hardenfels."

„Zimmer sieben im ersten Stock."

„Danke."

Und Herr Schild stieg die breite mit Decken belegte Treppe zum ersten Stock hinan. Die mit der genannten Nummer bezeichnete Thür hatte er bald gefunden. Er klopfte. Ein hektischer Baß forderte zum Eintreten auf. Herr Schild öffnete und überschritt die Schwelle. Er befand sich in dem eleganten und komfortablen Zimmer eines Hotels ersten Ranges. Der Bewohner desselben lag lang ausgestreckt auf dem Sopha. Er war mit einem türkischen Schlafrocke bekleidet und rauchte gemächlich aus einem Tschibuk mit großer Bernsteinspitze. Der Eintretende sah verwundert das bleiche und bärtige Gesicht an, dessen Augen von einer grünen Brille verborgen wurden. Ein

rother Fez bedeckte das Haupt. Der Türke fragte, ohne seine Lage zu verändern:

„Wen suchen Sie, mein Herr?"

Es lag eine vornehme Nachläßigkeit in dem Tone des Fragenden.

„Den Grafen von Hardenfels."

„Sie sehen ihn vor sich. Was beliebt dem Herrn?"

Alexander Schild war dem Sopha näher getreten, um den schmauchenden Türken zu betrachten. Er schien über die Person desselben im Unklaren sein.

„Verzeihung, ich täusche mich wohl . . ."

„Wenn Sie den Grafen Alexander von Hardenfels suchen, sind Sie am rechten Orte."

„Bruno Eichstädt!" rief der Agent mit Bestimmtheit.

„Was soll das, mein Bester?"

„Erkennst Du mich nicht, Bruno?"

Der Mann im Schlafrocke rief stolz in einem näselnden Tone:

„Da ich der Graf von Hardenfels bin, ist es nicht möglich, daß ich Sie kenne. Den Namen, den Sie nannten, habe ich nie gehört. Sie irren, mein Bester, Sie irren ganz sicher! Aber wie ist mir denn... Sie suchten ja den Grafen?"

„Ganz recht."

„Sollte sich ein Abenteurer einfallen lassen, meinen Titel und meinen Namen zu mißbrauchen?"

Herr Schild hatte sich ruhig auf einen Stuhl gesetzt.

„Freund, Du spielst Deine Rolle vortrefflich!" rief er lachend. „Vergönne mir den Genuß, Dich einige Minuten zu beobachten. Wie schön und passend hast Du das Kostüm gewählt! Die Brille mit den blauen Gläsern gibt Dir das Ansehen eines Professors, der im Interresse der Wissenschaften den Orient bereist hat."

Der Graf richtete sich nun empor.

„Ich komme aus Afrika, mein Bester!" rief er pathetisch. „In diesem wunderbaren Lande habe ich manches Geheimniß entdeckt. . ."

„Und was führt Sie in unsere Residenz?"

„Ich suche meine Frau!"

„Ah, Sie sind verheiratet!"

„Und zwar sehr glücklich. Habe ich meine Frau gefunden, so kehre ich mit ihr dahin zurück, woher ich gekommen bin."

Herr Schild betrachtete wiederum den Türken, der große Rauchwolken aus seiner Bernsteinspitze emporwirbelte und dazu schwarzen Kaffe trank.

Es lag so viel Ruhe und Gemüthlichkeit in seinen Zügen, daß der Beobachtende sich sagen mußte: täusche ich mich denn oder gelingt es diesem wirklich, mich zu täuschen.

Jetzt erhob sich der Mann im türkischen Schlafrocke, der Afrika bereist hatte. Er ging, wenn auch ein wenig gebückt, doch gravitätisch durch das Zimmer.

Der Polizeiagent fand, daß dieser Mann hagerer und hinfälliger war als Bruno Eichstädt, der noch vor zwei Jahren ein stattlicher Mann gewesen. In diesem kurzen Zeitraume war es kaum möglich, daß eine solche Veränderung vorgehen konnte. Auch schien der Graf älter zu sein als Eichstädt. Die Brille schien ihm wirklich Bedürfniß, nicht ein Mittel zur Verstellung zu sein. Schild hatte Menschenkenntniß, er war auch Psycholog und besaß ein scharfes Auge. Er wußte daß Eichstädt die Aehnlichkeit des Grafen gemißbraucht hatte, um ein schwaches, religiös schwärmerisches Mädchen zu betrügen; er wußte auch, daß der echte Graf gestorben sein sollte ... vielleicht hatte sich noch ein zweiter Betrüger eingefunden oder der echte Graf war noch am Leben, wenn dieser nicht Bruno Eichstädt war.

Der Graf blieb stehen. Er glich einem Sinnverwirrten, wenigstens einem Ueberspannten.

„Mein Herr," fragte er, „wer sind Sie denn? Und was wollen Sie?"

„Ich bin ein Graf von Münster."

„Ah, ein Edelmann, ein Standesgenosse. Vielleicht gar ein Verwandter ... meine Frau ist eine geborne Gräfin von Münster."

„Ganz recht. Rosalie ist meine Kousine. Als ich Ihren Namen im Fremdenbuche las, erwachte der Wunsch, mich Ihnen vorzustellen."

Der Graf streckte eine entsetzlich magere Hand aus.

„Sehen Sie!"

„Was?“

„Meinen Trauring. Als ein Graf von Münster müssen Sie das Wappen kennen...“

Herr Schild betrachtete es.

„Eine zum Schwur emporgehobene Hand und ein Füllhorn das geprägte Münzen ausschüttet.“

„Reichthum ist unser Wahlspruch, denn der Reichthum macht Alles möglich in der Welt.. Wer unabhängig sein, wer eine Rolle spielen will, muß besitzen, viel besitzen.“

„Das ist eine unbestreitbare Wahrheit. Doch man sagt, der Gemal Rosaliens sei gestorben.“

„Sagt man das?“

„Ich wiederhole es.“

„So bin ich ein Auferstandener!“ rief stolz der Graf. „Es ist wahr, ich war auch todt so lange ich reis'te. Niemand hat mich gesehen, Niemand hat von mir gehört. Ich habe mit wilden Völkern verkehrt und die Sitten und Gebräuche derselben studirt. Mein Durst nach Wissen ist gestillt; nun will ich wieder meiner Familie leben. Herr Vetter, von Ihnen kann ich wohl erfahren, wohin sich meine Frau zurückgezogen hat.“

Der Vetter wußte nicht, wie er diese Frage beantworten sollte. Er war der Meinung, daß er mit einem schlauen Betrüger zu thun habe.

Ich werde es Ihnen sagen können, Herr Vetter, vielleicht schon in einigen Tagen. Lassen Sie es meine Sorge

sein, Ihnen die Gattin zu ermitteln. Haben Sie bereits Schritte gethan?"

„Nein! aber ich wollte eine Aufforderung durch die Zeitungen ergehen lassen. Wahrlich ich bin doch fremd geworden in meinem Vaterlande . . . Niemand kennt mich, ich kenne Niemanden."

Der Graf zündete seinen Tschibuk an. Während er rauchte warf er über die Brille hinweg einen stechenden Blick auf Herrn Schild, der die auf dem Tische liegenden Brillanten und Juwelen betrachtete. Die goldene Tabatiere war ein seltenes Meisterstück, die Uhr und die Ringe waren von großem Werthe. Durch die Maschen einer gefüllten Stahlbörse schimmerten Goldstücke. Es lag eine gewisse Ostentation in der Ausbreitung dieser Dinge, die entweder Neid oder Bewunderung erwecken sollten. Herr Schild lächelte darüber.

„Ich nehme Ihr Erbieten an!" rief der Graf aus, um das Gespräch fortzusetzen.

„Das gereicht mir zur Freude. Rosalie sehnt sich nach ihrem Gemale."

„Wissen Sie das?"

„Ich habe sie vor einem Jahre gesprochen."

„Wo?" fragte hastig der Graf.

„In dem Bade Spaa."

Herr Schild sagte eine Unwahrheit. Wir werden bald sehen, zu welchem Zwecke.

„Wie benahm sich meine Frau?"

„Sie trauerte.“

„Um meine lange Abwesenheit?“

„Nein, um Ihren Tod.“

„So wird der Auferstandene eine große Freude verursachen. Mein bester Vetter beeilen Sie Ihre Recherchen, denn Sie fachen eine unbeschreibliche Sehnsucht in meiner Brust an. Haben Sie mein Kind, meinen Sohn, gesehen?“

„Nein! Die Gräfin, die sich Witwe wähnte, war allein.“

„Ich komme auf meinen vermeintlichen Tod zurück. Man will also gesehen haben, daß ich begraben sei?“

„Ja.“

„Mystifikation, arge Mystifikation. Der Himmel will, daß ich, um eine große Mission zu erfüllen, lebe, und darum lebe ich. Mein frommer Vater hat mich dieser Mission entsprechend erziehen lassen, und Rosaliens Wünsche und Neigungen stimmen mit den meinigen überein. Vetter, helfen Sie mir, dem Betruge auf den Grund kommen.“

„Gern.“

„Sie nannten mich Bruno Eichstädt...“

„Ja. Ihre Aehnlichkeit mit diesem Manne ist täuschend.“

„Ah, mir geht ein Licht auf! Man hat mich, weil keine Nachrichten von mir einliefen, für todt gehalten.“

„Natürlich.“

„Und diesen Umstand benützt mein Doppelgänger zu irgend einem Betruge...“

„So scheint es.“

„Wissen Sie Näheres?“

„Nein. Denken Sie sich mein Erstaunen: ich suche den Grafen, dessen Namen ich gelesen, und finde meinen Freund Bruno Eichstädt.“

„Der Mann ist Ihr Freund!“ rief staunend der Graf. „Demnach müssen Sie wissen, wessen er fähig ist.“

„Wer kann in das Herz eines Menschen blicken!“ rief zweifelnd Herr Schild. „Eichstädt ist, wie ich schon erwähnt, mein Freund; aber er hat mir doch sein volles Vertrauen nicht geschenkt. Ich bedaure, daß er ohne meinen Rath irgend etwas unternimmt.“

„Ah, so stehen Sie mit ihm?“

„Von einem Unrechte würde ich ihn abzubringen gesucht haben. Jetzt, da es den Anschein hat, als ob er gegen meinen Vetter etwas unternimmt, ist er mein Feind. Von ihm geht die Mystifikation aus, denn er will gesehen haben, daß man Sie begraben hat.“

„Wissen Sie das von ihm?“

„Nein, von Rosalien, die schwach genug ist, sich für verwitwet zu halten.“

„Welche ungeheuren Folgen kann dieser heillose Betrug haben!“ rief der Graf. „Welche Folgen hat er vielleicht schon gehabt! O, die Menschen, die gräßlichen Menschen! Man thut wohl, sich unter Wilden anzusiedeln, denen Ränke und Kniffe unbekannte Dinge sind. Wo finden wir nun Rosalien, die sich vielleicht trauernd aus dem

Leben zurückgezogen hat. Helfen Sie mir, Vetter, helfen Sie mir; ich werde dankbar sein. An Geld und Gut fehlt es mir nicht . . . Ich gebe gern Tausende hin, um diesem Verbrecher auf die Spur zu kommen, der meinen Tod nicht zwecklos ausgesprengt hat."

Der Graf von Hardenfels war so erregt, daß er seinen Tschibuk in das Fenster stellte und mit großen Schritten durch das Zimmer eilte.

„Er benimmt sich gut!" dachte Herr Schild. „Man möchte seine Aufregung für echt halten. Und wie vortrefflich er den Schwärmer spielt. Hier heißt es vorsichtig sein. Aufgepaßt, der Schlüssel zu dem großen Räthsel wird bald gefunden sein."

Man sieht, Herr Schild war ein Zweifler.

„Herr Vetter!" rief er.

Der Vetter blieb stehen.

Er sprach nicht, er fragte nur mit den Blicken. Und dabei verrieth eine Bewegung des Bartes, daß seine Lippen zuckten.

„Sie sind vom Tode erstanden."

„So scheint es."

„Wenn Ihnen nun der Doppelgänger entgegentritt?"

„Mag er!"

„Wen wird die Welt anerkennen?"

„Natürlich den, der sich legitimiren kann."

„Sie besitzen die Familienpapiere?"

Der Graf holte ein Portefeuille aus dem Schreibtische, öffnete es und legte mehrere Schriftstücke auf den Tisch.

„Prüfen Sie, Vetter!" sagte er. „Hier ist mein Geburtsschein; hier das Testament meines Vaters; hier mein Trauschein und hier mein Reisepaß. Wollen Sie noch mehr?"

„Nein! Es genügt."

„Ich besitze die Zeugnisse der verschiedenen Institute, auf denen ich meine Bildung erhalten. Außerdem auch meinen Stammbaum und Briefe meines Vaters, die ich nicht gern veröffentliche."

Herr Schild hatte flüchtig die Papiere geprüft. Er fand, daß sie echt waren.

„Dann ist Bruno Eichstädt gestorben und zwar als Graf von Hardenfels!" rief er aus. „Einer ist nur noch am Leben. Da der Konkurrent fehlt, werden Sie sich leicht Anerkennung verschaffen. Daß Sie leben, ist ein schlagender Beweis für den Tod des Andern . . . denn gewiß ist, daß man Einen begraben hat."

„Aber auch das Begräbniß kann eine Finte sein."

„Wir werden es bald erfahren."

„Das Licht des Herrn wird uns voranleuchten in der Finsterniß, die wir zu zerstreuen haben!" sagte der Graf salbungsvoll. „Der Gerechte steht unter seinem Schutze; den Bösewicht verläßt er. Und nun beginnen Sie das Werk in Gottes Namen! Während Sie forschen, schreibe

ich meine Memoiren nieder... ich werde Dinge mittheilen, welche die Welt in Verwunderung, in Staunen versetzen."

Herr Schild hatte sich erhoben.

„Ich freue mich, Herr Vetter, Sie von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt zu haben. Bleiben Sie in diesem Hotel?"

„Den ganzen Winter. Wenn der Frühling sich einstellt, werde ich Rosalien und ihr Kind wohl gefunden haben. Besuchen Sie mich täglich, Vetter und machen Sie mich mit Ihren Freunden bekannt."

Beide Vettern reichten sich die Hände.

„Morgen sehen Sie mich wieder!"

„Ich erwarte Sie! Dank für den ersten Besuch!"

Herr Schild hatte das Zimmer verlassen.

Der Graf sah ihm lange nach.

„Bravo!" rief er dann. „Diesen Patron hätte ich getäuscht. Er gibt sich für einen Verwandten Rosalien's, für einen Grafen von Münster aus... Ich will ihm glauben, denn ich darf ihn ja nicht kennen. Jetzt bin ich der echte Graf von Hardenfels und Bruno Eichstädt, der Betrüger und Banknotenfälscher, ist gestorben. Wer will, wer kann das Gegentheil beweisen? Den Tod des echten Grafen von Hardenfels können nur drei Personen konstatiren: der alte Christoph, der Advokat Benoni nnd Bruno Eichstädt. Christoph und der Advokat sind gestorben... Bruno Eichstädt ist der echte Graf geworden. Rosalie ist nicht zu rechnen, sie kann mir nicht schaden... das

Zeugniß einer Wahnsinnigen ist ungiltig. Und der Arzt, der den kranken Grafen behandelt hat . . . er ist mein Genosse, er muß schweigen, wenn er nicht eine empfindliche Strafe erleiden will. Bah, der Plan ist gut, ich werde ihn durchführen. Die Natur selbst weist mich darauf hin. Und wie leicht ist die Rolle, die zu spielen ich mir vorgenommen. Regina, Schlange, Du magst zittern vor Deinem ärgsten Feinde . . . und ich bin Dein Feind, der Dich tödtlich haßt. Der Tag der Abrechnung ist nicht fern . . . Deine Perfidie vergesse ich nicht, so lange ich athme!"

Herr Schild ging still lächelnd über die Straße.

„Eines solchen Streichs," dachte er, „ist nur Eichstädt fähig. Aber wie er sich auch geberdet, wie viel Papiere er auch aufzeigen mag . . . und wenn er das ganze Archiv des Grafen von Hardenfels bringt . . . ich reiße ihm die Maske ab. Schon jetzt kann ich beurtheilen, daß Regina nicht so schuldig ist als es den Anschein hat . . . ich trete ganz auf ihre Seite, um diesen zu vernichten. Wäre ich nur erst im Klaren über den Plan, den der gefährliche Abenteurer verfolgt. Da er Nichts ohne Grund unternimmt, wird auch sein Auftreten als Graf einen Grund haben."

Er stand vor der Thür des Staatsanwalts. Ruhig stieg er die Treppe hinan. Auf sein Glockenzeichen ward ihm die Thür geöffnet.

„Der Herr Staatsanwalt ist allein!" sagte der Diener.

Der Agent betrat das Arbeitszimmer des Vielbeschäftigten, der die Feder niederlegte, als er den jungen Mann eintreten sah.

„Ich habe Sie erwartet, Herr Schild!" sagte er freundlich.

„Da bin ich!"

„Nehmen Sie Platz."

Der Agent saß auf dem Stuhle, den er gewöhnlich einzunehmen pflegte.

Otto Schwarz war heute so heiter wie noch nie. Er bot seinem Agenten eine Zigarre, die dieser lächelnd annahm. Beide rauchten.

„Die Doktor Hagen befindet sich auf freiem Fuße," begann der Staatsanwalt. „Das Kriminalgericht hat die Kaution angenommen, die sie geboten."

Herr Schild drückte sein Erstaunen aus. Dann fragte er:

„Wer hat die Kaution gestellt?"

„Das wollte ich von Ihnen erfahren."

„Von mir?"

„Sie sind ja der Allwissende."

„Mitunter, Herr Staatsanwalt."

„Glauben Sie, daß der Doktor Rath geschafft hat?"

„Ich glaube es. Man hat ihn gestern Mittag bei einem Banquier gesehen."

„Das beweist Nichts. Die Banquiers sind vorsichtige Leute. Dem Doktor gegenüber sind sie argwöhnisch . . .

Die Verhaftung seiner Frau hat Sensation gemacht. Der Advokat Rosen hat sich als den Vertheidiger der Angeklagten legitimirt und die Kaution deponirt."

„Der Doktor hat ohne Zweifel mit Hilfe Fräulein Satler's die nöthige Summe beschafft. Nachmittag hat er eine Unterredung mit seiner Frau gehabt"

„In Gegenwart des Inspektors . . . ich weiß es."

Gegen Abend, die Dämmerung begann, ist der Doktor in einem fremden Wagen aus dem Bergthore gefahren."

Der Staatsanwalt sah auf.

„Der Doktor ist fort?" fragte er.

„Ja. Er schien große Eile zu haben, denn die Pferde jagten, daß die Funken stoben."

„Kennen Sie das Ziel der Fahrt?"

„Es war unmöglich, dem Wagen zu folgen, der rasch in der Finsterniß verschwand."

Otto sah bestürzt den Ueberbringer dieser Botschaft an. Dann fragte er:

„Wissen Sie das genau?"

„Ich kam an dem Hause der Satler vorüber. Ein Wagen, der vor der Thür stand fesselte meine Aufmerksamkeit. Da ich Auftrag habe, die junge Dame zu beobachten, faßte ich neben dem Perron so Posto, daß die aus dem Hause kommenden Personen mich nicht gewahren konnten. Ich brauchte nicht lange zu warten. Der Doktor erschien auf der Treppe, warf einen Blick nach den erleuch-

teten Fenstern des ersten Stocks, wo sich der Kopf einer Dame zeigte. sprang in den Wagen, den ein Bedienter schloß, der Bediente setzte sich neben den Kutscher und die Pferde jagten davon durch das in kurzer Entfernung liegende Thor."

„Verwünscht!"

„An ein Aufhalten war nicht zu denken."

Der Staatsanwalt stand rasch auf.

„Man muß Befehl ertheilen . . ."

„Wozu?"

„Daß der Flüchtling verfolgt werde. Mir liegt viel, sehr viel an der Anwesenheit dieses Menschen."

Herr Schild entgegnete:

„Sie vergessen, daß der Doktor bis jetzt unter einer Anklage nicht steht. Ich hatte weder Auftrag die Reise zu verhindern, noch stand es in meiner Macht."

„Diesen Morgen wollte ich ihn anklagen."

„Wessen?"

„Von ihm kommt die falsche Note. Seine Frau hat es gestanden."

„Ah, das ändert die Sache!" rief Herr Schild gedehnt. „Und auf Grund dieser Aussage . . ."

„Beantrage ich die Verhaftung des Doktors. Merken Sie auf, Freund, die Spur geht bis in das Landhaus Satlers zurück. Eine Ahnung sagt es mir. Haben Sie nach dem Grafen Hardenfels geforscht?"

„Ja!"

„Nun?“

„Ich habe ihn so eben gesprochen.“

„Wo?“

„In dem Hotel. Er spricht von großen Reisen in fremden Ländern und will seine Gattin suchen, die, wie er meint, ihn zu den Todten zählt. Der Mann scheint ein wunderlicher Schwärmer zu sein. Ich stellte mich ihm als einen Grafen von Münster vor, um sein Vertrauen zu erwecken.“

„Wie?“ fragte der Staatsanwalt, der seinen Gang durch das Zimmer unterbrochen hatte.

„Wenn man nicht Edelmann ist, wird man von solchen Leuten übel empfangen.“

„Wie kommen Sie zu dem Namen.“

„Mir fiel er zufällig ein... ich wußte keinen andern als ich befragt ward. Und denken Sie sich... der Graf erklärte, ich sei sein Vetter. Der wunderbarste Zufall hat mich da in eine Verwandtschaft gebracht, von der sich meine kühnste Phantasie Nichts hätte träumen lassen. Wir wissen nun, daß der Graf von Hardenfels einen Vetter hat, der von Münster heißt. Ist Ihnen, Herr Staatsanwalt, mit dieser Entdeckung gedient, so soll es mich herzlich freuen.“

Herr Schild rauchte so unbefangen fort, als ob er einen harmlosen Scherz erzählt hätte.

Der Staatsanwalt kniff die Lippen zusammen. Dabei warf er einen stechenden Blick auf den Agenten. Dieser sah

den Blick wohl; aber er stellte sich als ob er ihn nicht bemerkte.

„Der Graf," sagte Otto Schwarz nach einer Pause, „ist eine verdächtige Person. Rühmen Sie sich der Verwandtschaft nicht!" fügte er lachend hinzu. „Uebrigens ist der Zufall wunderbar. Sie haben Glück in Ihrem Geschäfte. Was Keinem, gelingt Ihnen spielend. Die Nachricht, die Sie mir gebracht, verpflichtet mich zu hohem Danke."

„Der Graf wird den Winter in der Residenz bleiben."

„Gut."

„Um seine Memoiren niederzuschreiben."

„Die jedenfalls höchst interessant sind. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß ich lange einen Punkt nicht beregt habe, der für Sie von Wichtigkeit ist."

„Welchen Punkt?"

Der Staatsanwalt hatte seinen Platz wieder eingenommen.

„Wie weit sind Sie in Ihren Familienangelegenheiten vorgerückt?" fragte er forschend.

„Nicht um einen Schritt weiter."

„Das ist schlimm!"

„Offen gestanden: mir fehlt die Lust. Mag es darum sein . . . mein Leben bleibt ein verfehltes. Wird mir eine untergeordnete Stellung im Polizeidienste, die mich vor Nahrungssorgen schützt, so bin ich am Ziele. Wie ich jetzt

in der Welt stehe, kann es mir auch gleichgiltig sein, wer mein Vater gewesen."

„Herr Schild," sagte ernst der Staatsanwalt. „Sie täuschen mich!"

„Wie?"

„Sie hegen immer noch Verdacht gegen meinen verstorbenen Vater."

„Ich begreife Sie nicht!"

„Mein Blick ist scharf!" rief Otto Schwarz.

„Niemand zweifelt daran."

„Bekennen Sie: was wollen Sie damit andeuten, daß Sie von dem zufällig angenommenen Namen „Münster" sprachen?"

Der Gefragte lächelte wie ein Mann, der einen Erfolg errungen. Aber er schwieg.

„Meinen Sie," fuhr der Staatsanwalt fort, „ich habe Sie ohne Absicht zu dem Manne geschickt, der sich für einen Grafen von Hardenfels ausgibt?"

„Nein, o nein!"

„Meinen Sie, ich kenne Ihre Beziehungen zu der Doktor Hagen nicht?"

Als Herr Schild immer noch schwieg, rief der Staatsanwalt:

„Sie lohnen meine Fürsorge mit dem schwärzesten Undanke!"

„Mein Herr! Sie sprechen von Fürsorge ... ich bin Ihr dienstbares Werkzeug gewesen ..."

„Wozu ich Sie aus Mitleiden ersehen habe!“ rief der Staatsanwalt mit zuckenden Lippen. „Ich habe zu spät bemerkt, daß Sie meine Plane durchkreuzen . . . Ich habe zu spät erfahren, daß der Mörder des Oberförsters Winter . . . ah, Sie erbleichen.“

„Nein, Sie irren! Ich wüßte keine That, die mich zittern oder erbleichen machen könnte.“

Der Staatsanwalt war unschlüssig, wie er fortfahren sollte. Er schien zu bemerken, daß er sich übereilt hatte. Der Groll hatte den sonst so vorsichtigen Mann zu weit geführt. Herr Schild sah ihn ruhig an.

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie wollen mich, so scheint es, eines schweren Verbrechens bezichtigen. Sprechen Sie sich nur aus, denn es ist Zeit, daß eine Erklärung herbeigeführt werde, die unsere gegenseitige Stellung bezeichnet.“

Und er wartete mit der Miene eines Mannes, der Nichts zu fürchten hatte.

„Ich habe Sie, aus Mitleid, in eine Karriere bringen wollen.“

„Dafür bin ich Ihnen dankbar.“

„Meine Bemühungen, Ihre Familie aufzufinden, sind erfolglos geblieben.“

Der junge Mann lächelte mit Bitterkeit.

„Ich nehme an, daß dies nicht Ihre Schuld ist.“

„Sie nehmen es nur an?“ fragte verletzt der Staatsanwalt.

„Wir kommen später auf diesen Punkt zurück. Für jetzt fahren Sie fort wie Sie angefangen."

„Ich muß bis zum Aeußersten gehen!" dachte Otto Schwarz.

Er lehnte sich mit der Miene eines Inquisitors in den Sessel zurück.

„Der Tod des Oberförsters Winter," begann er nach einer Pause, „bildet eine wichtige Begebenheit in Ihrem Leben."

„Ganz recht; und zwar in mehr als einer Beziehung. Darum habe ich den braven Mann auch schmerzlich bedauert, der noch viel Gutes im Leben hätte bewirken können."

„Ihnen muß er ohne Zweifel seine Wohlthaten verweigert haben."

„Wie kommen Sie zu diesem Schlusse?"

„Man hat einen Hut an dem Orte gefunden, wo der Oberförster in seinem Blute lag. Niemand kannte den Besitzer des Hutes . . . den Jägerburschen war der Mann fremd, der in das Dickicht des Waldes sprang, und um seine Flucht zu sichern, den Jagdhund niederschoß, nachdem er den Oberförster erschossen hatte.

„Sie theilen mir bekannte Dinge mit, Herr Staatsanwalt."

„Es kommen auch wohl noch Dinge, die Ihnen unbekannt sind. Ich nahm also den fraglichen Hut an mich, um Forschungen anzustellen. Einem Landmann konnte er

nicht angehören, er war modern und fein. Die Etikette wies nach, daß man ihn in der Residenz gekauft hatte und zwar in einem Magazine, das täglich viel Hüte verkauft. Dort nachzufragen, wäre vergebliche Mühe gewesen. Wie kann der Kaufmann sich alle Käufer merken?"

„Natürlich! Natürlich!"

„Da sann ich nach. Mir war, als ob ich einen Kopf bemerkt hätte, dem ein Hut von dieser Form sehr schön stand. Bald darauf sah ich einen Bekannten, der eine Mütze trug . . . sonst war er stets im Hute erschienen. Es fiel mir schwer, Verdacht zu fassen, obgleich ich erfuhr, daß dieser Bekannte oft mit dem Oberförster auf einsamen Waldwegen gesehen worden."

„Warum haben Sie den Verdächtigen nicht verhaften lassen."

„Warum? Warum?"

„Bei der Schwere des Verbrechens durften Sie Nichts unterlassen, was zur Entdeckung des Mörders führen konnte. Sie haben eine Unterlassungssünde begangen, haben Ihre Amtspflicht vernachläßigt."

Der Staatsanwalt lächelte mit kalter Ironie.

„Es ist wahr, ich hätte rücksichtslos verfahren sollen. Die Wunde des Verletzten war nach dem Ausspruche des Arztes zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich. Der Oberförster selbst sprach sich über den Mörder nicht aus, er beobachtete vorsätzlich ein tiefes Schweigen und bat mich endlich, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen."

„Wie," fragte erstaunt Herr Schild, „diese Bitte richtete der Oberförster an Sie?"

„Und ich versprach, sie zu erfüllen, da der Kranke zu genesen schien."

„Wahrlich das ist eine seltene Großmuth!"

„Sie kennzeichnet den braven Mann, der seinem Mörder verzeiht. Nun wissen Sie, warum ich meine Nachforschungen einstellte, oder doch nur läßig betrieb, um mich dem Kranken gefällig zu zeigen. Trotzdem entdeckten meine Gendarmen Nachts einen Mann, der mit dem Doktor unter der Linde verkehrte, die in der Nähe des Forsthauses steht. Der Doktor wollte diesen Mann nicht kennen. Meine Leute verfolgten ihn, der auf raschem Pferde entfloh. In dem Kampfe, der sich an der Brücke entspann, tödtete der Flüchtling einen Gendarmen."

„Und Sie glauben, daß der Flüchtling und der Mörder eine Person sind."

„Ich glaube es fest. Auch hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Doktor Hagen der Angelegenheit nicht fern steht. Ich möchte behaupten . . ."

Der Staatsanwalt stockte geflissentlich. Er sah den Agenten scharf an.

„Was? Was?" fragte dieser ruhig indem er die Arme kreuzte. „Was möchten Sie behaupten?"

„Der Oberförster und der Vater des Doktors waren erbitterte Feinde. Bernhard Hagen liebte Albertinen . . . der Vater wollte aus leicht begreiflichen Gründen in die be-

nicht angehören, er war modern und fein. Die Etikette wies nach, daß man ihn in der Residenz gekauft hatte und zwar in einem Magazine, das täglich viel Hüte verkauft. Dort nachzufragen, wäre vergebliche Mühe gewesen. Wie kann der Kaufmann sich alle Käufer merken?"

„Natürlich! Natürlich!"

„Da sann ich nach. Mir war, als ob ich einen Kopf bemerkt hätte, dem ein Hut von dieser Form sehr schön stand. Bald darauf sah ich einen Bekannten, der eine Mütze trug . . . sonst war er stets im Hute erschienen. Es fiel mir schwer, Verdacht zu fassen, obgleich ich erfuhr, daß dieser Bekannte oft mit dem Oberförster auf einsamen Waldwegen gesehen worden."

„Warum haben Sie den Verdächtigen nicht verhaften lassen."

„Warum? Warum?"

„Bei der Schwere des Verbrechens durften Sie Nichts unterlassen, was zur Entdeckung des Mörders führen konnte. Sie haben eine Unterlassungssünde begangen, haben Ihre Amtspflicht vernachläßigt."

Der Staatsanwalt lächelte mit kalter Ironie.

„Es ist wahr, ich hätte rücksichtslos verfahren sollen. Die Wunde des Verletzten war nach dem Ausspruche des Arztes zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich. Der Oberförster selbst sprach sich über den Mörder nicht aus, er beobachtete vorsätzlich ein tiefes Schweigen und bat mich endlich, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen."

„Wie,“ fragte erstaunt Herr Schild, „diese Bitte richtete der Oberförster an Sie?“

„Und ich versprach, sie zu erfüllen, da der Kranke zu genesen schien.“

„Wahrlich das ist eine seltene Großmuth!“

„Sie kennzeichnet den braven Mann, der seinem Mörder verzeiht. Nun wissen Sie, warum ich meine Nachforschungen einstellte, oder doch nur läßig betrieb, um mich dem Kranken gefällig zu zeigen. Trotzdem entdeckten meine Gendarmen Nachts einen Mann, der mit dem Doktor unter der Linde verkehrte, die in der Nähe des Forsthauses steht. Der Doktor wollte diesen Mann nicht kennen. Meine Leute verfolgten ihn, der auf raschem Pferde entfloh. In dem Kampfe, der sich an der Brücke entspann, tödtete der Flüchtling einen Gendarmen.“

„Und Sie glauben, daß der Flüchtling und der Mörder eine Person sind.“

„Ich glaube es fest. Auch hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Doktor Hagen der Angelegenheit nicht fern steht. Ich möchte behaupten . . .“

Der Staatsanwalt stockte geflissentlich. Er sah den Agenten scharf an.

„Was? Was?“ fragte dieser ruhig indem er die Arme kreuzte. „Was möchten Sie behaupten?“

„Der Oberförster und der Vater des Doktors waren erbitterte Feinde. Bernhard Hagen liebte Albertinen . . . der Vater wollte aus leicht begreiflichen Gründen in die be-

absichtigte Verbindung nicht willigen . . . das Hinderniß mußte beseitigt werden . . . Schließen Sie weiter, Herr Schild, und sagen Sie mir ob der Kranke absichtlich den Verband entfernt hat, um sich an seiner Wunde zu verbluten? Antworten Sie, antworten Sie! Was müssen Sie schließen?"

Herr Schild antwortete ruhig:

„Daß der Doktor mindestens um den Mordanschlag weiß."

„Wenn er ihn nicht begünstigt oder wohl gar veranlaßt hat. Bedenken Sie: er hat Nachts mit dem Mörder eine Zusammenkunf gehabt . . . Und es muß der Mörder gewesen sein, da er durch einen zweiten Mord seine Flucht bewirkte. Wer das Gesetz nicht zu fürchten hat, kann sich rnhig dem Gerichte stellen."

„So meine auch ich!"

Der Staatsanwalt öffnete rasch einen Kasten in seinem Schreibtische.

„Und hier ist der Hut!" rief er. „Haben Sie ihn je gesehen?" fügte er mit einem bedeutsamen Lächeln hinzu, indem er den feinen Filz emporhielt, den er aus dem Kasten genommen.

„Gestatten Sie mir einen Augenblick . . ."

„Herr Schild besah den Hut. Er zog die Schnüre des Futters auseinander, daß eine kleine aufgeklebte Karte sichtbar ward. Auf dieser Karte stand der Name „A. Schild."

„Das ist mein Hut!" sagte ruhig der Agent.

„Bekennen Sie sich dazu?“

„Ohne Zögern. Hätten Sie mich früher gefragt, ich würde Ihnen früher dasselbe geantwortet haben.“

„Man hat ihn unter der Eiche gefunden ...“

„Weil ich ihn dort verloren habe.“

„Vielleicht während sie den schönen Baum zeichneten, der sich ihrer besonderen Aufmerksamkeit erfreute?“

„Vielleicht auch bei einer anderen Gelegenheit. Doch, Herr Staatsanwalt, wozu das Alles? Warum sprechen Sie erst heute von dem verlorenen Hute?“

Otto Schwarz nahm ihn zurück und sagte ernst:

„Um Ihnen zu zeigen, was ich für sie gethan habe! Um Ihnen sagen zu können, Sie handeln undankbar an dem Manne, der Ihnen nicht nur einen Erwerb gesichert, sondern Sie auch vor lebenslänglicher Gefangenschaft bewahrt hat!“

Der Staatsanwalt schloß heftig den Kasten, nachdem er den Hut hineingeworfen hatte.

Herr Schild verlor seine Ruhe nicht.

„Sie halten mich in dem Verdachte eines schweren Verbrechens!“ murmelte er. „Natürlich, ich war ja mit dem Oberförster allein im Walde ... daß der gute Mann nicht Hand an sich selbst legen würde erleidet keinen Zweifel. Ein Mörder muß da sein, der das Gewehr abgefeuert hat ... des Hutes Besitzer, der entflohen, zieht zunächst den Verdacht auf sich. Wie kann ich diesen Verdacht abwälzen? Der Richter wird ungläubig den Kopf schütteln,

wenn ich läugne. Aber seltsam bleibt es, daß Sie, Herr Staatsanwalt, so lange mit einem Manne verkehrten, den Sie für einen Meuchelmörder halten müssen. Seltsam bleibt es, daß Sie diesen Mann zu Polizeidiensten benutzten, anstatt ihn dem Kriminalgerichte zu überliefern, wie es Ihre Pflicht war."

„Sie vergessen, daß ich dem Oberförster ein Versprechen gegeben habe. Wenn der Vater fordert, daß sein Sohn wegen eines auf den Vater verübten Frevels unbestraft bleibe, wenn er großmüthig verzeiht, so hat das Gesetz Nichts zu sühnen. Und damit Sie Alles bedenken, frage ich; sollte ich, gerade ich, Albertinen's Bruder anklagen? Man hatte mich, der ich um die Hand ihrer Halbschwester geworben, abgewiesen. Man hätte die Beschuldigung von meiner Seite für eine Rache an der Familie Winter halten müssen. Ich schwieg und erwies dem Bruder des Mädchens das ich liebte, Gutes. Nun werden Sie ferner einwenden, daß ich Ihnen Ihre Beziehungen zu der Familie Winter nicht mitgetheilt habe. Darauf erwidere ich, daß der Oberförster die Ruhe seiner Gattin erhalten und eine Jugendverirrung verschwiegen wissen wollte. Heute muß ich offen reden... Verwenden Sie das, was ich Ihnen entdeckt, nach Ihrem Belieben."

Herr Schild bewunderte das Talent des Staatsanwalts, der die Dinge so zu wenden wußte, daß sie dem Uneingeweihten wahr erscheinen mußten. Die Deduktion ließ

nur zu wünschen übrig, daß Herr Schild nicht besser unterrichtet sei, als er war.

„Was wollen Sie nun angedeutet haben?“ fragte der Letztere.

„Daß ich Sie vernichten kann.“

„Wohl wahr. Sie sind Staatsanwalt; ich bin Spion Sie sind ein gewandter, scharfsinniger Jurist; ich bin ein schlechter Maler. Sie haben mit dem Doktor, der damals noch Ihr Freund war, während des verhängnißvollen Hagelwetters im schützenden Zimmer sich befunden; mir kann man nachweisen, daß ich mit dem Oberförster Winter im Walde gewesen bin. Die Jägerburschen haben einen Mann entfliehen gesehen und den Hut desselben gefunden. Sie können mich vernichten, es ist wahr. Was muß ich denn thun, um dieser Vernichtung vorzubeugen?“

Der Staatsanwalt hatte eine Inquisitor-Miene angenommen.

„Seien Sie offen und wahr!“

„Ich bin es.“

„So bekennen Sie mir, daß Sie zu dem Doktor Hagen in Beziehuug stehen.“

„Dies Bekenntniß würde eine Lüge sein.“

„Aber der Doktor hat mit Ihnen unter der Linde vor dem Forsthause eine Zusammenkunft gehabt?“

„Mit mir?“ fragte Herr Schild scheinbar erstaunt.

„Leugnen Sie nicht! Der Doktor weiß daß Sie der Sohn seines verstorbenen Schwiegervaters sind.“

„In diesem Falle muß der Oberförster es ihm gesagt haben."

„Der Oberförster hat sich geweigert, Sie anzuerkennen."

„Weil mir die Papiere fehlten, Sie wissen es ja."

„Aber der brave Mann hat trotzdem mittelbar für Sie gesorgt . . . durch mich! Er wollte nicht, daß Sie der Ungewißheit zum Opfer fielen."

„Dafür danke ich ihm!" sagte Herr Schild.

„Durch einen Schuß!"

Der Agent zuckte zusammen.

„Durch einen Schuß!" wiederholte er murmelnd.

In demselben Augenblicke unterdrückte er den aufkeimenden Groll. Er war bleich geworden. Man hätte seine Erregung für Entsetzen halten mögen. Und der Staatsanwalt hielt sie dafür.

„Ich meine es gut mit Ihnen!" begann er nach einer Pause. „Sie haben sich hinreißen lassen . . . Der Doktor hat eine glatte Zunge . . . Beurtheilen Sie den Mann nur richtig . . . jetzt betrügt er seine Frau, gibt sie preis . . . weil er ein reiches Mädchen liebt! Jene Antoinette Satler . . . er wird auch Sie betrügen, wenn er Sie nicht schon betrogen hat. Wirken Sie dahin, daß der Doktor bei Zeiten entflieht, um sich einer Kriminal-Untersuchung zu entziehen, die über seinem Haupte schwebt."

„Und was wird mit mir?" fragte Herr Schild leise und eingeschüchtert.

„Sie erhalten eine Anstellung; ich sorge dafür. Daß ich schweigen kann, habe ich bewiesen. Daß ich ferner schweige, daß ich vergesse . . . Verstehen Sie mich denn nicht? Der Bruder meiner Frau darf sich versichert halten, daß ich überall sein Bestes fördere.“

Der Staatsanwalt beobachtete die Wirkung, die seine Worte hervorgebracht.

Herr Schild saß ruhig überlegend auf seinem Platze. Er schien mit der Feststellung eines Entschlusses zu kämpfen. Otto Schwarz wollte nachhelfen.

„Dann haben Sie eine Familie, sind gut situirt und machen Ihren unüberlegten Schritt dadurch gut, daß Sie Albertinen von einem Manne befreien, den sie verachten muß.“

„Das Alles soll ich bewirken?“

„Sie!“

„Ich weiß wahrlich nicht . . .“

„Ihnen ist der Aufenthalt des Doktors bekannt.“

Herr Schild machte eine Miene, als ob er weder Ja noch Nein sagen wollte.

Der Staatsanwalt fuhr fort:

„Den Doktor nehme ich auf mich. Sie geben sich Albertinen zu erkennen . . . sagen ihr, was Bernhard Hagen Ihnen zugemuthet . . . Mein Gott! Verstehen Sie mich denn nicht? Muß ich mich denn noch deutlicher erklären? Beziehen Sie sich der bedrängten Frau gegenüber auf mich ... Wir sind quitt, Alles ist ausgeglichen. Ver-

stehen Sie mich denn nicht? Den Hut vernichten wir ... es fragt kein Mensch mehr nach der Unglücksgeschichte, die verdient, daß sie der Vergessenheit anheimfallt. Sie verheiraten sich, gründen einen häuslichen Herd und werden fortan froh und glücklich leben. Ich kann mir dann sagen, daß ich mein dem Oberförster gegebenes Versprechen gehalten habe. Verstehen Sie mich denn nicht? Wir werden als Schwäger fest zusammenhalten und treulich die Verwandschaft pflegen. Mit der Entfernung des Doktors ist der Falschmünzerprozeß niedergeschlagen ... Albertine wird frei aufathmen und die Welt wird ihr das ruhige Glück gönnen, das sie nach so vielen und heftigen Stürmen an meiner Seite findet."

Herr Schild hatte lange vor sich niedergesehen.

„Gut," rief er endlich, „ich werde mit meiner Halbschwester reden. Sie soll erfahren, wer den Tod ihres Vater herbeigeführt hat."

„Das ist ein guter, ein kluger Entschluß! Kann ich auch fest auf Sie rechnen?"

„Sie wissen, daß ich gewohnt bin mein Wort zu halten."

„Wo finde ich den Doktor?"

„Ich werde forschen und Ihnen Nachricht geben. Aber dann ... werde ich auch sicher sein?"

„Thörichter Mensch! Sie hätten diese Erklärung wohl vermeiden können, die uns Beiden das Blut nach dem Kopfe gejagt hat. Ich will jedoch keine Vorwürfe

mehr aussprechen; wir sind am Ziele, und das ist die Hauptsache. Gehen Sie jetzt . . . Diesen Abend sechs Uhr erwarte ich Sie. Bis dahin arbeite ich, denn es sind viel Geschäfte zu erledigen."

Und Herr Schild ging, nachdem er seinem zukünftigen Schwager die Hand gereicht hatte.

„Der Tropf!" murmelte der Staatsanwalt, als er allein war. „Er fühlt, daß er den Verdacht nicht von sich abwälzen kann, daß schwer gravirende Indicien gegen ihn sprechen. Wie mir muß anch ihm die Ungewißheit der Situation lästig werden . . . Und somit wäre das Ende herbeigeführt. Es hat viel Scharfsinn, viel Sorge, viel Angst gekostet. Ist Albertine frei, ist der Doktor beseitigt, reise ich nach Eilsdorf, um mit dem . . ."

Er unterbrach sich und ging hastig auf und ab.

„Bah," sagte er ganz leise, „der alte Kumpan darf nicht sprechen, ohne sich ins Verderben zu stürzen. Was kümmert's mich? Wer kann Beweise bringen? Jeder Dieb, jeder Mörder sinnt auf Ausrede. Ich werde ein Uebriges thun, um den Eklat zu vermeiden . . . Das liebe Geld ist ja allmächtig. Blume mag im nächsten Frühjahre mit seiner Familie auswandern. Der Mann hängt an seiner Familie, er wird deshalb seinen Kopf wahren. Ich habe schwere, sorgenvolle Jahre verlebt . . . nun will ich Ruhe haben um jeden Preis, will die Früchte meiner sauern und schrecklichen Arbeit genießen. Albertine, Albertine, nur Du kannst mich entschädigen, nur Du kannst der Preis

sein, den ich verdiene. Und ich habe ihn in vollem Maße verdient."

Zehn Minuten hatte der Staatsanwalt schweigend das Zimmer durchmessen. Plötzlich blieb er wie von einem Gedanken erfaßt am Fenster stehen.

„Ich habe als guter Sohn gehandelt!" murmelte er unwillig. „Sollte ich die Ehre des Vaters preisgeben, der in der Erde ruht? Um für meine Ausbildung sorgen zu können, hat er sich vergessen. Die Dankbarkeit für den Vater geht mir über Alles . . . ich habe meine Pflicht gethan. Dem Sohne kommt es nicht zu, die Handlungen des Vaters zu richten . . . ich mußte so handeln. Kommt dieser Herr Schild zu kurz dabei? Habe ich mich seiner nicht angenommen? Ihm kann es gleich sein, wem er sein Dasein zu verdanken wähnt . . . der Graf von Münster ist verschollen, der Oberförster ist gestorben . . . was können Beide ihm nützen? Rang und Titel sind Plunder, wenn das Geld fehlt. Und was ist ein Bastardgraf? Eine traurige Erscheinung! Herr Schild befindet sich, wie er ist, viel besser . . . Ob wirklich der Zufall ihn geleitet oder ob er absichtlich den Namen „Münster" ausgesprochen hat? Wenn diese Aeußerung eine Bedeutung hätte . . . wenn der Oberförster trotz meiner Mahnungen, vorsichtig zu sein, Worte hätte fallen lassen, die den Maler zu einem gewissen Schlusse berechtigten . . Immerhin, es läßt sich Nichts beweisen. Die Papiere, die mir schaden könnten, habe ich vernichtet und der Graf von Münster wird nicht

kommen, um seinen unehelichen Sohn zu reklamiren. Die Furcht vor den Folgen des Duells, das ich nicht vergessen habe, hält ihn fern. Und sollte er auftreten, so klage ich ihn an. Ich glaube, daß ich vor Angriffen von dieser Seite her sicher sein kann, zumal wenn Albertine meine Gattin ist. Und sie wird meinen Namen führen, noch ehe der Winter zu Ende geht."

Otto Schwarz ließ sich vor dem Schreibtische nieder, indem er die Feder ergriff. Er wollte arbeiten.

„Der Graf von Hardenfels!" rief er leise. „Wenn dieser Betrüger mir gefährlich würde. Ich suche ihn auf! Von Angesicht zu Angesicht werde ich mit ihm reden . . ."

Er zog die Glocke.

Der Bediente kam.

„Ankleiden!" befahl der Herr, der es eilig zu haben schien.

Die Toilette war rasch gemacht. Als der Staatsanwalt vor dem Spiegel stand und die Diamantknöpfe an dem Busenstreifen ordnete, dachte er:

„Bruno Eichstädt muß wohl nicht wissen, daß ich in der Residenz einen Posten bekleide. So gehe ich zu ihm. Mich soll er nicht täuschen, wie er Herrn Schild getäuscht hat."

Er verließ das Zimmer und das Haus. Ein Fiaker brachte ihn nach dem Hotel. Der Portier bezeichnete ihm das Zimmer des Grafen. Er klopfte an die Thür.

Die Aufforderung zum Eintreten erfolgte. Der Jurist trat ein.

„Otto!“ rief der Graf, der vollständig angekleidet, ausgehen wollte.

„Das ist ein gutes Zeichen!“ rief der Staatsanwalt. „Ich habe die Person des Grafen nie erblickt; aber ich fühle, daß sie so aussehen muß. Warum hast Du mich nicht aufgesucht?“

„Weil ich nicht wußte, daß Du hier lebtest.“

„Ich würde Dich nicht erkannt haben.“

„Ein Glück für mich, der ich nun den echten Grafen spiele. Der falsche ist todt ... begreifst Du mich?“

„So sei er todt ... ich habe Bruno Eichstädt nie gekannt. Aber der Graf von Hardenfels ist mein langjähriger Freund.“

Beide umarmten sich. Otto Schwarz gab sich als den zu erkennen, der er war.

„Du bist Staatsanwalt geworden?“ fragte der Graf.

„Oeffentlicher Ankläger der Beutelschneider, Diebe und Mörder.“

„Dein Zeugniß wird mir mehr nützen als Atteste und Familienpapiere. Unsere Verbindung tritt in ein neues Stadium ... die Vergangenheit liegt abgeschlossen hinter uns. Frühstücken wir!“

Der Graf zog die Glocke und befahl dem rasch eintretenden Kellner, ein déjeuner à la fourchette für zwei Personen zu serviren.

„Champagner!“ rief er dem Davoneilenden nach.

„Demnach besitzest Du auch ein gräfliches Vermögen?“ fragte der Staatsanwalt.

„Ich besitze Alles; nur das Edelste, das Beglückendste im Leben . . . die Gesundheit nicht. Ich bin recht krank. Die Hälfte meines Vermögens gebe ich dem, der mich heilt.“

„Wende Dich an den Professor B . . . er soll ein Wundermann sein.“

„Deshalb bin ich hierhergekommen.“

„Ah, nun verstehe ich! Du hast klug gehandelt. Bruno Eichstädt ist ja todt, wie die Zeitungen vor zwei Jahren verkündet haben . . .“

„Auch der echte Graf von Hardenfels.“

„Darum kann er jetzt unangefochten leben.“

Der Kellner servirte den Tisch und brachte Speisen und Wein. Die Freunde setzten sich und begannen zu speisen. Der Graf kostete nur, er mußte strenge Diät halten.

„Freund,“ sagte der Graf, „Schild hat mich diesen Morgen besucht.“

„Ich weiß es.“

„Er hat mich auf die Probe gestellt.“

„Und Du?“

„Ich habe ihn natürlich nicht erkannt. Er dagegen gab sich für einen Grafen von Münster aus, was ich glaubte. Darum begrüßte ich ihn als Vetter.“

„Recht so!“

Der Graf, der wirklich krank war, erzählte nun die Unterredung, die er mit dem Agenten gehabt hatte. Er mußte sich oft unterbrechen.

„Der Mensch ist ungefährlich," sagte Otto; „ich stehe für ihn ein. Doch Deiner eigenen Sicherheit wegen erzähle mir kurz . . ."

„Urtheile als Jurist. Der Graf, der wie ein Einsiedler lebte, starb. Es ist nicht festgestellt, ob an der Schwindsucht oder an Gift."

„Darauf kommt es nicht an. Er ist todt."

„Jetzt handelte es sich darum, ihn heimlich zu begraben. Ich zog den Arzt, einen alten habgierigen Mann, auf meine Seite. Die plausibeln Vorwände, die ich gebrauchte, um ihn zu bewegen, übergehe ich. Zehntausend Franks machten ihn gefügig wie ein Kind. Nun stand uns aber noch der alte Christoph, der Kammerdiener, im Wege. Er durfte um unser Vorhaben nicht wissen."

„Wie hast Du ihn entfernt?" fragte der Staatsanwalt.

„Auf eine sinnreiche Weise. Der Verstorbene war heimlich und unglücklich verheiratet gewesen. Zwar getrennt von seiner Frau gedachte er ihrer doch in Liebe bis zu seinem letzten Athemzuge. Hätte ihm die schöne Gattin in Liebe angehangen, er würde der glücklichste Mensch gewesen sein. So ward er schwermüthig, grübelte über sein Schicksal nach, das er für verdient hielt, da er nicht nach dem Willen des

Vaters gehandelt und Rosalien die Hand gereicht hatte... und setzte die Ungetreue sogar zu seiner Universalerbin ein. Sein Vermögen bestand in guten Papieren, die Christof überbringen sollte, sobald der Tod eingetreten. Es war das Testament eines Wahnsinnigen; Christof glaubte aber es getreulich vollstrecken zu müssen. Der gute Diener war trostlos, als er an der Leiche seines Herrn stand.

Er schwor bei allen Heiligen, nicht ein Jota des Testaments unerfüllt zu lassen. Wo lebte nun aber die Erbin? Aus einem Briefe ersah ich, daß die verwitwete Frau Gräfin eine geborne Regina Bauer war, eine Bürgerliche vom reinsten Wasser. Ich wußte aber auch, daß Regina in einer Doppelehe lebte, denn sie war... Madame Satler."

„Ah!" rief der Staatsanwalt gedehnt. „Antoinettens Stiefmutter."

„Dieselbe. Der Graf war ihr zur guten Zeit gestorben. Christof, der die schöne Regina von Person kannte, wollte selbst die Erbschaft überbringen. Ich beschrieb ihm den Aufenthalt der Dame und fügte hinzu, daß er sich beeilen müsse, wenn er sie antreffen wolle, denn sie stehe im Begriffe, über England nach Amerika zu gehen, von wo sie nie zurückkehren würde. Als ich ihm vorstellte, daß die Frau das Vermögen nicht verdiene, antwortete er: dies zu entscheiden ist meine Sache nicht, ich vollstrecke, wie ich es geschworen, den Willen des Verstorbenen. Nun bat er mich, ich möge für das Begräbniß sorgen, da er reisen wolle,

um die Erbin anzutreffen. Daß ich ihn zur Eile anspornte, kannst Du Dir denken. Er reiste Abends ab."

„Nun hatte ich freies Feld. Ich kam und ging als der Graf von Hardenfels. In der folgenden Nacht erschien der Arzt. Er empfing sein Geld. Den zum Gerippe abgemagerten Todten packten wir in einen Wäschkorb, dessen Deckel wir fest verschlossen und ließen ihn am nächsten Morgen in das Haus des Doktors schaffen. Acht Tage später zeigte mir der Aeskulap ein schneeweißes Gerippe, das grinsend neben dem Bücherschranke stand. Du siehst, Alexander von Hardenfels ist nicht zu fürchten. Ich nahm die Papiere des Gerippes und heiratete Rosalien."

„Demnach bist Du ganz sicher. Der Arzt, ein Mitschuldiger bei der Mystifikation, ist nicht zu fürchten. Glaubst Du denn, daß die Erbschaft in die Hände Regina's gelangt ist?"

„Das zu erfahren ist jetzt meine Aufgabe. Ich weiß nur so viel, daß Christoph in dem Erlenkruge gestorben ist, ehe er die Antoinettenruhe erreichte ... also nahe an seinem Ziele."

„Armer Freund, ich bedaure Dich!"

„Warum?"

„Deine Frau ist wahnsinnig."

„Das ist schlimm!" sagte gleichgiltig der bleiche Mann. Vielleicht auch gut. Was ist denn das Leben? Den Menschen mit kaltem Verstande muß es anwidern...

der Wahnsinn verschönt es. Ich bin zu der Ansicht gelangt, daß man nur im Wahnsinne glücklich sein kann. Trinken wir. Der Rausch ist auch eine Art Wahnsinn wie ich ihn wünsche."

Der Graf füllte die Gläser. Er stieß mit seinem Gaste an. Beide tranken.

„Kennst Du den Aufenthaltsort meiner Frau?"

„Nein."

„Mir liegt Nichts daran ihn zu erfahren. Ich frage nur der Form wegen danach."

Eine Pause trat ein.

Der Graf, wir wollen ihn so nennen, mußte sich von dem rasch genossenen Weine erholen; er warf sich in den Sessel zurück und schloß die Augen. Die mageren Hände preßte er auf die Brust, als ob er Schmerzen empfände. Er bot einen traurigen Anblick. Otto Schwarz bemerkte es mit einer Art Genugthuung, die sich in dem Ausdrucke seines Gesichts nicht verkennen ließ. Er wußte, daß sein alter Freund einer der gefährlichsten Abenteurer war, welche die moderne Gesellschaft seit Jahren unsicher gemacht; der Freund war für ihn zu weit gegangen.

„Bruno," begann er leise, „der Advokat Benoni, der das Vermögen des überspannten Grafen von Münster verwaltete, war ein intimer Korrespondent meines Vaters. Ein Theil des fraglichen Vermögens war durch meinen Vater bei einem Kohlenbergwerke angelegt, das reiche Früchte trug. Du kamst, um Dich als den Besitzer der Aktien zu

legitimiren ... wir erkannten und verstanden uns ... ich unterstützte Dich ..."

„Gegen einen Theil der Aktien."

„Den Schwur, den ich Dir damals geleistet, habe ich gehalten."

„Was willst Du damit sagen?"

„Der Streich, den Du ausgeführt, steht wohl einzig da in der Geschichte der Mystifikationen aller Länder und Völker. Es kamen Dir freilich Umstände dabei zu Hilfe, die an's Wunderbare streifen; trotzdem bleibt er ein beispielloses Wagniß. Als ich hörte, daß ein Graf Hardenfels sich in der Stadt befinde, zitterte ich. Mein Agent brachte mir die Nachricht, daß der Graf seine Gattin Rosalie suche ... ich kam zu Dir, und Du stelltest die Täuschung ein. Ist nun auch der wirkliche Graf todt ... gehe in Deiner Kühnheit nicht zu weit. Die Angabe, daß Du einen berühmten Arzt konsultiren willst, ist wohl nur ein Vorwand. Ich bin bei der Angelegenheit in Mitleidenschaft gezogen ... was willst Du, was ist die wahre Absicht Deines Wiedererscheinens?"

Otto Schwarz wollte hinzufügen: „Dein Lebensüberdruß macht mir bange!" aber er hielt es für rathsam zu schweigen.

„Du hast Recht!" rief der Graf, der einige Augenblicke überlegt hatte. „Warum soll ich Dir gegenüber nicht offenherzig sein?"

Dann flüsterte er zischend:

„Ich will noch ein Geschäft machen!“

„Ein Geschäft?“

„Regina hat ihre Erbschaft nicht erhalten.“

„Weißt Du das genau?“

„Es sprechen mehrere Anzeichen dafür. Diesen Abend wird mir Gewißheit werden.“

„Durch wen?“

„Durch Regina selbst.“

„Und dann?“

„Dann theilen wir die Summe, die der vorsichtige Christoph irgendwo verborgen hat.“

Der Staatsanwalt lächelte.

„Du bist reich, mein Freund, bedarfst des Vermögens nicht mehr; warum willst Du Dir neue Arbeit aufbürden, warum neuen Gefahren entgegengehen? Rüttle den Schleier nicht auf, der wohlthätig über der Vergangenheit ruht.“

„Die englischen Banknoten müssen an das Licht gezogen werden!“ rief leise der Graf, dessen Augen glühten. „Sollen sie vermodern in irgend einem Winkel? Der Pfarrer von Eilsdorf hat dem sterbenden Christoph die Tröstungen der Religion ertheilt . . . bei ihm beginnen wir unsere Forschungen . . .“

Otto Schwarz schüttelte den Kopf. Er mahnte noch einmal ab von dem Vorhaben. Es war umsonst: der Herr Graf beharrte. Da ließ sich ein Klopfen an der Thüre vernehmen.

Petrine trat ein.

Die Zofe glich einer Dame vom Stande. Sie trug feine Winterkleider und einen Hut mit wallender Feder. Der Graf empfing einen Brief von ihr.

„Ich bitte um Antwort!" sagte lächelnd die Zofe.

Der Graf las.

„Gut," rief er, „ich werde kommen!"

Als die Zofe sich entfernt hatte, wandte er sich mit den Worten zu seinem Gaste:

„Von der Witwe Satler."

„Ah, von ihr!"

„Sie ladet mich für diesen Abend ein. Kennst Du die Person?

„Nein. Ihre Tochter hat eine Liaison mit dem Doktor Hagen."

„Dachte ich es doch. Antoinette ist ein schönes, ein reizendes Geschöpf. Und der Doktor ...?"

„Betrügt seine arme Frau, die ihren Mann für ein Muster von ehelicher Treue hält."

Der Graf sprach nun wieder über diesen Punkt. Er sprach so eifrig und so verschiedenartige Dinge, daß dem Staatsanwalte sich die Vermuthung aufdrängte, der Verstand des Abenteurers habe gelitten. Um so gefährlicher war ihm dieser Mensch. Und so hatte er neue Schwierigkeiten zu beseitigen. Es lag eine maßlose Verwegenheit in dem projektirten Vorhaben, das, soviel wußte der Jurist, nie gelingen konnte. Wie hatte sich dieser vorsichtige, ver-

schlagene Eichstädt verändert! Das lange Gespräch mit ihm hatte ein eigentliches Resultat nicht ergeben; nur soviel wußte Schwarz, daß er seinen Spießgesellen nicht außer Acht lassen durfte. Dieß beschloß er; aber er selbst mußte wachen, denn einen Dritten in das Geheimniß ziehen war gefährlich. Hätte der schlaue Jurist ahnen können, daß die Katastrofe des unter seiner Mitwirkung entstandenen Dramas bereits ganz nahe gerückt war! Der Graf saß erschöpft auf dem Sopha, er kämpfte mit den Angriffen der Krankheit, die ihn in kurzer Zeit so alt gemacht hatte.

„Es wird vorübergehen!" stammelte er. „Ich kenne das . . . kehre Dich nicht daran, mein Freund. Heute bin ich dem Sterben nahe, morgen bin ich gesund wie der Fisch im Wasser. Der Wein, der Wein! Ich darf mich nicht vergessen!"

Er war leichenblaß geworden. Seine hageren Hände wühlten zitternd auf der Brust. Es schien, als ob der Athem ihm ausginge. Auf der durchfurchten Stirn bildeten sich große Schweißtropfen. Eine Krisis mußte sich einstellen.

„Was ist Dir?" fragte ängstlich der Staatsanwalt, der sich gern entfernt hätte, wenn es ohne Gefahr hätte geschehen können. Er durfte ja den Mann nicht allein lassen, der dem Verscheiden nahe zu sein schien. Der Wunsch erwachte in ihm: der Kranke möge das Zeitliche so rasch als möglich segnen.

Den Grafen mußte ein heftiger Krampf ergriffen haben. Der Charakter seines Gesichtes hatte sich völlig

verändert; es war erdfarbig geworden, bläuliche Tinten durchzogen es. Man hätte glauben mögen das Haupt eines Sterbenden zu sehen. Unbeweglich wie eine Stereoskopfigur hatte er seine matten Augen auf den Tisch gerichtet. Vielleicht stellte er fantastische Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft an.

Der Staatsanwalt, gewohnt das Schlimmste zu denken, betrachtete das zweideutige Gesicht. Ihn schauderte bei diesem Anblicke. Wie düster und nachdenkend saß der Mann da. Sein Blick schloß ein ganzes Leben in sich!

Die Schmerzen schienen nachgelassen zu haben. Der Graf lächelte. Es war dies ein furchtbares Lächeln. Ob die Betrachtungen über sich selbst es erzeugt hatte? Er griff zu einem Glase Wasser, das er hastig und zitternd leerte.

„Regina ist ein Teufel!“ murmelte er dann. „Dem Weibe gebührt ein Platz in der Hölle!“

Er verschlang noch ein Glas Wasser.

„Ah, Freund, Du bist noch da!“

„Ich konnte Dich nicht verlassen . . .“

„Freilich, freilich, wir gehören zusammen. Du hast den neuen Grafen von Hardenfels mit in die Welt gesetzt, mußt also für seine Existenz sorgen. Kennst Du Antoinetten?“

„Die Stieftochter Regina's meinst Du?“

„Dieselbe.“

„Ich kenne sie nicht.“

„Sie ist ein blendend schönes Geschöpf. Freund, es gibt kein größeres Unglück in der Welt, als unglücklich verheiratet sein. Nimm Dir eine Frau, die Du liebst und wenn sie eine Bettlerin ist. Der Reichthum erhält dann erst seinen wahren Werth, wenn man ihn auf die Geliebte verwenden kann. Meine Frau ist wahnsinnig!“

Er schauderte zusammen.

Plötzlich brach er in lautes Lachen aus.

„Tolle Gebilde!“ rief er.

„Was?“ forschte der Staatsanwalt.

„Ich lebe mitunter in einem unerklärlichen Zustande. Da tanzen Gestalten vor meinen Blicken, die mich erschrecken und im Grunde genommen doch lächerlich sind. Was kümmert's mich, daß Rosalie einen Betrüger geheiratet hat? Ich kenne die Wahnsinnige nicht! Bin ich doch der echte Graf! Und der echte Graf ist mit Regina verheiratet ... Freund, das ist eine köstliche Geschichte! Die Schlange soll es büßen. Sie hat kurze Zeit in einer Doppelehe gelebt ... Und ich bin der echte Graf ... Du wirst es bestätigen. Erhalten Skelette Leben? Nein, die Zeit der Wunder ist vorüber! Hättest Du den Grafen an dem Schreibtische des Doktors gesehen ... starr und steif stand er, auf dem ausgestreckten Knochenarme eine Kerze tragend, die dem Aeskulap leuchtet, wenn er Rezepte für lebendige Menschen schreibt. Und wie er grinst mit den schneeweißen Zähnen ... die Augenhöhlen sind schwarz wie ausgebrannte Krater ... man kann alle seine

Rippen zählen . . . Das ist der echte Graf. Wer erkennt ihn? Wer erweckt ihn zum Leben? Das Sezirmesser des Doktors hat ein Meisterstück vollbracht! Und ich zittere zuweilen wie ein Kind, das den Popanz sieht. Teufel, ich habe den Grafen nicht gemordet, er ist eines natürlichen Todes gestorben. Meine Hand ist rein von Mord . . . ich kann . . .“

Er schwieg plötzlich und begann heftig zu zittern. Sein Gesicht ward wieder erdfarbig. Seine Augen wurden wieder düster und starr. Es mochte ein Gedanke seine Seele durchziehen, der ihn mit Grauen erfüllte.

Dem Staatsanwalt ward unheimlich zu Muthe. Er hatte manchen verstockten Verbrecher gesehen, der mit frecher Stirn den ihm zur Last gelegten Frevel leugnete; heute sah er einen Menschen, auf den die Schrecken des erwachten Gewissens einstürmten. Wo war die Festigkeit, die Verschlagenheit, die Philosophie Brunos geblieben? Was machte ihn erzittern?

„Freund,“ flüsterte Otto Schwarz, „sei auf der Huth!“

Der Freund wiegte schmerzlich den Kopf. Dann griff er mit beiden Händen nach der Brust.

„Du bist wirklich krank!“

„Ja, ich bin recht krank! der Schmerz ist furchtbar, er zerreißt mir das Gehirn und zerfleischt die Brust. Er hat mich lange verschont . . . heute packt er mich mit ehernen Krallen . . .“

Aechzend saß er einige Minuten und drückte den Kopf mit den Händen zusammen, als ob er den Schmerz nicht länger ertragen könne.

„Ich bin ein Schwächling!" rief er plötzlich aus. „Mein Geist darf der Krankheit des Körpers sich nicht beugen. Bei der Erinnerung an das Skelet des Grafen kommen mir wunderliche Gedanken, die ich nur mühsam verscheuchen kann. O, dürfte ich Wein trinken! Ich möchte mich berauschen, um eine heitere Laune heraufzubeschwören Aber da siehst Du die Folgen des Trinkens . . . Krankheit Krankheit! Furchtbares Wort! Ich belohne den Arzt, der mich heilt, fürstlich. Was nützt dem Kranken der Reichthum?"

Er stand auf und schwankte durch das Zimmer. Dann legte er die Hand auf die Achsel des Staatsanwalts und sagte:

„Nicht wahr, die Krankheit hat mich weidlich abgeschwächt? Es sieht seltsam aus in meinem Hirne, das in stetem Fieber glüht. Doch, ich werde stark sein, werde keinen Wein mehr trinken. Fürchte nicht, daß ich plaudere, unser Geheimniß ist wohl verwahrt."

Diese Versicherung beruhigte den Staatsanwalt nicht; er hatte die Gefährlichkeit des kranken Freundes erkannt, der sich erschöpft auf das Sopha warf, den Kopf zurücklegte und die Augen schloß, ohne sich weiter um den Besuch zu kümmern. Eine völlige Abspannung hatte sich des Mannes bemächtigt, der den Grafen spielen wollte. Otto Schwarz

glaubte an eine Geisteszerrüttung. Was sollte er nun beginnen? Den schwachen Mann durfte er nicht allein lassen. Aber wem sollte er ihn anvertrauen? Er überlegte lange und rang mit der Feststellung eines Entschlusses. Dieser Graf erschien ihm sehr ungelegen. Nur ein Mann, der seines Verstandes nicht mächtig, konnte unter so schwierigen Umständen einen solchen Plan verfolgen.

„Freund!“ rief er, dem Ruhenden näher tretend.

Dieser schlug langsam die Augen auf. Als er den Staatsanwalt sah, versuchte er zu lächeln.

„Ich habe nicht vergessen, daß Du bei mir bist!“ fügte er mit schwacher Stimme hinzu. „Verzeihe mir für heute... Anfälle, wie Du sie gesehen, sind zum Glück nur selten. Der gelehrte Professor wird mich schon heilen.“

„Sei vorsichtig!“

„Wann besuchst Du mich wieder?“

„Morgen.“

„Dann erzähle ich Dir mehr. Wir müssen Reginas Erbschaft an uns bringen.“

„Gieb es auf.“

„Die Sache ist nicht so schwer als Du glaubst.“

„Ich gehe jetzt; es rufen mich Geschäfte.“

„Sorge für den Grafen von Hardenfels.“

„Traue dem Maler Schild nicht!“

„Ich kenne den Menschen. Mag Schild so lange für meinen Vetter gelten, als es uns nützt. Uebrigens laß mir Deine Adresse zurück.“

Otto Schwarz legte eine Karte auf den Tisch.

Dann drückte er dem Freunde die Hand und verließ das Zimmer.

Der Graf lag noch einige Zeit ruhig. Mühsam richtete sich empor.

„Habe ich meine Rache an Regina gekühlt," murmelte er düster vor sich hin, dann mag der Tod kommen, ich nehme ihn gern auf. Was ich nicht vollbringe, wird Schwarz vollbringen.

Er nahm die Karte und betrachtete sie.

„Staatsanwalt! Mein Genosse ist Staatsanwalt, öffentlicher Ankläger, Wächter über die Sicherheit der Gesellschaft! Er wird auch über mich wachen, denn sein Interesse erfordert es."

Eilftes Kapitel.

Antoinette und Albertine.

Es war gegen Mittag, ungefähr um dieselbe Zeit, als der Staatsanwalt den kranken Grafen verließ. Albertine hatte sich den ganzen Vormittag mit Schreiben beschäftigt. Auf dem Tische lagen zwei Briefe. Der eine war an den Pfarrer Günther, der andere an die Witwe Winter gerichtet. Bernhard war immer noch nicht zurückgekehrt.

„Was beginne ich denn?" fragte sich die junge Frau,

die ihre Herzenspein nicht bekämpfen konnte. Angst und Unruhe tödten mich. So kann es nicht bleiben, so kann ich nicht fortleben. Und mein Mann muß reisen, muß sich von mir trennen."

Sie weinte still vor sich hin.

„Vielleicht," flüsterte sie, „hat er die Trennung schon bewirkt! Mir kommen die Ereignisse wie ein Traum vor, wie Dinge, die nie geschehen können ... und doch habe ich sie bereits erlebt. Ich habe ja eine Nacht im Krimanalgefängnisse verbracht! Aber was ist diese furchtbare Nacht der Untreue, dem Verrathe meines Mannes gegenüber? Eine Kleinigkeit, ein Nichts!" Mein ganzes Leben ist zertreten!"

Es ward an die Thür geklopft.

„Herein!"

Christiane erschien.

„Eine junge Dame ist draußen."

„Wer?"

„Sie sendet Ihnen diese Karte."

„Antoinette Satler!" rief bestürzt die arme Frau. „Sie kommt noch zu mir ... sie hat den Muth, sich mir zu zeigen. Wohlan und ich habe den Muth sie zu empfangen."

Nun befahl sie: „Die Dame mag eintreten!"

Christiane ging, um die Thür zu öffnen. Antoinette rauschte über die Schwelle. Den Pelzmantel ließ sie in

den Händen der Magd zurück, die sich entfernte und die Thür schloß.

„Liebe, arme Freundin!“ rief sie, beide Hände ausstreckend. „Ich wollte die Erste sein, die Sie begrüßt . . . Doch was ist das? Sie treten zurück, starren mich mit Blicken an, die mich erschrecken. Und doch treibt mich aufrichtige Freundschaft zu Ihnen. Ich habe Sie in dem Kriminalgefängnisse aufgesucht . . . man sagte mir, Sie seien entlassen . . .“

Albertine fragte mit Bitterkeit:

„Wollten Sie die Kaution bringen, die das Gericht fordert?“

„Mein ganzes Vermögen steht zu Ihrer Verfügung.“

„Sie kommen zu spät! Und wäre ich noch Gefangene ich würde Ihre Hilfe zurückweisen!“

„Die Hilfe einer Freundin, die mit Ihnen gelitten hat, als sie ihr Unglück erfuhr. Sie sind auf freiem Fuße, das ist gut, das ist Alles, was ich wünsche!“

Antoinetten erstarb das Wort auf der Zunge, als sie die Blässe und das Zittern der jungen Frau sah, die sich bemühte, ruhig und würdevoll zu erscheinen.

„Bringen Sie mir Nachrichten von meinem Manne?“ fragte Albertine nach einer Pause.

„Ich glaube, gnädige Frau, daß der Herr Doktor sich meiner Vermittlung nicht bedient, wenn er seiner Gattin Mittheilungen zu machen hat. Aus freiem Antriebe bin ich gekommen . . . ich wollte Ihnen helfend und rathend

zur Seite stehen ... das bin ich Ihnen, das bin ich dem Arzte schuldig, der mir das Leben gerettet hat. Die Freundschaft kann sich im schönsten Lichte zeigen, wenn die Nacht des Unglücks angebrochen ist ..."

„Und was rathen Sie mir!" fragte Albertine mit gepreßter Stimme.

„Fliehen Sie! Fliehen Sie!"

Die junge Frau zuckte zusammen.

„Das ist Ihr Rath?"

„Ich biete Ihnen auch die Mittel zur Flucht ..."

„Also ist es doch wahr, was ich zu glauben mich sträubte! Sie wollen mich entfernen, damit Sie ... Fräulein Satler spielt eine traurige Rolle. Ich durchschaue Sie, ich durchschaue Sie bis auf den Grund der Seele. Sie heucheln mir Freundschaft, um mich schmählich zu betrügen. Ich soll entfliehen mit einem Verdachte beladen, der mich in den Augen der Welt zu den gemeinsten Verbrecherinnen zählen läßt. Dann hat der Doktor, der Ihnen das Leben gerettet, freie Hand. Dann ist er der Bande ledig, die ihn schwer bedrücken, seit der Mangel sich in unser Haus geschlichen. Der Frau, die falsches Geld verbreitet, die das Vertrauen der Menschen mißbraucht, hat der Mann den Schwur der Treue nicht zu halten. Das Kriminalgefängniß hat mich eine Nacht beherbergt ... soweit mußte es kommen, um meinen Ruf zu vernichten. So stehe ich denn eine freigelassene Gefangene inmitten der Gesellschaft, die mit Fingern auf mich deutet.

Kann der Arzt, der Ihnen das Leben gerettet, sich ferner an meiner Seite zeigen? Kann er dulden, daß ich seinen Namen trage?"

Heftiges Schluchzen unterbrach die Worte Albertinens; sie verhüllte ihr Gesicht und weinte.

Antoinette stand wie versteinert. Ihr zartes Gesicht war leichenblaß geworden.

Plötzlich fuhr sie auf. Sie trat der Weinenden näher nnd rief unter Thränen:

„O, wie verkennen Sie mich! Es ist mir zwar nicht entgangen, daß es Ihnen widerstrebte, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken; aber daß Sie mich einer Bosheit fähig halten, habe ich eben so wenig geglaubt, als es mir in den Sinn gekommen, Sie zu hintergehen. Ich bin unglücklicher als Sie.

Und auch die junge Dame brach in Weinen aus.

Albertine sagte ernst:

„Ich bitte, nennen Sie mir den Zweck Ihres Besuchs."

„Ihnen soll Nichts verborgen bleiben. Jetzt halte ich es für Pflicht, mich offen und ehrlich auszusprechen. Doch bevor ich beginne, schwöre ich Ihnen, daß ich die lautere Wahrheit sage. Vielleicht habe ich zu den Zwecken, die ich angestrebt, nicht immer die geeignetsten Mittel gewähkt; aber verdammen Sie mich darum nicht . . . mein Herz ist ohne Falsch. Und dies Bewußtsein gibt mir den Muth, Sie um Freundschaft und Theilnahme zn bitten. Ich wiederhole Ihnen, daß ich unglücklicher bin als Sie."

Antoinette hatte diese Worte in so rührenden Tönen gesprochen, daß Albertine ihren Groll schwinden fühlte. Ein so schmerzlicher Ausdruck in Worten und Geberden konnte unmöglich Verstellung sein. Als das bleiche Mädchen sie mit bittenden Blicken ansah, flüsterte sie bewegt:

„Ich will Sie hören."

Und sie deutete zugleich auf einen Sessel.

Beide saßen sich einander gegenüber.

„Es gab eine Zeit in meinem Leben," begann Antoinette, „in der ich das Glück der Unbefangenheit und Sorglosigkeit in vollen Zügen athmete. Die Zärtlichkeit des Vaters erfüllte jeden meiner Wünsche, war er noch so bizarr. Ich sollte ihm ja die Gattin ersetzen, die er früh durch den Tod verloren hatte. So ward mein Kopf, aber nicht mein Herz gebildet. Was ich wollte, mußte geschehen. Der Reichthum und die Vaterliebe hatten mich verwöhnt. Man hielt mich für stolz und eigensinnig und daher kam es, daß sich mir keine Freundin zuwandte. Den Heiratsplan, den der Vater entworfen, vereitelte ich, weil der vorgeschlagene Bräutigam nicht nach meinem Geschmacke war. So lebte ich in einer selbstgeschaffenen isolirten Welt und maßte mir selbst an, den Vater zu beherrschen. Dieser kehrte von einer langen Reise zurück und brachte sich, zu meinem Entsetzen, eine Gattin mit, die viel jünger als er war. Frau Regina beanspruchte ihr Recht als Herrin vom Hause, und ich wollte mich nicht unterordnen. Dieser Streit gab oft Anlaß zu erbitterten

Szenen. Der Aerger untergrub meine Gesundheit; ich begann zu kränkeln. Man zog die geschicktesten Aerzte zu Rathe; aber keiner von ihnen wußte ein Heilmittel. Man schickte mich in ein Bad. Hier sah ich flüchtig einen jungen Mann, dessen Aeußeres einen wunderbaren Eindruck auf mich ausübte. Leider war es mir nicht möglich, mich ihm zu nähern. Ich grollte und trotzte dem Schicksale, das mir meinen Lieblingswunsch nicht erfüllte. Tag und Nacht schwebten mir die schönen, intelligenten Züge des Fremden vor, der spurlos verschwunden war. Kränker als zuvor kehrte ich in die Heimat zurück. Ich verlebte einen schrecklichen Winter. Die Stiefmutter war mir verhaßt, trotzdem sie sich nachgiebig und sorgsam zeigte. Der Vater kaufte den prachtvollen Landsitz in der Nähe von Rodenfeld und nannte ihn mir zu Ehren Antoinettenruhe. Die Monotonie des Landlebens sagte mir noch weniger zu; mein körperlicher Zustand verschlimmerte sich. Ich mußte das Bett hüten. Einst erwachte ich aus einem Fieberschlummer, da saß ein Mann an meinem Bette, der meine Hand in der seinigen hielt. Ich starrte ihn an . . . es war der Fremde, der mich so lange beschäftigt hatte. Mein Vater sagte mir, der junge Mann sei Arzt. Der Doktor Hagen benahm sich so ruhig und würdevoll, daß ich die höchste Achtung vor ihm hegte. Mehr als das Heilverfahren, das er anordnete, förderte seine Nähe meine Genesung. Mein Körper erstarkte, mein Herz blieb leidend. Ich fühlte, daß eine völlige Umwandlung mit mir vorgegangen war. Des

Heiratsprojektes ward zwar von Neuem wieder erwähnt, aber man ließ es fallen, als man meine stille Neigung bemerkte. Der Doktor ward als mein Lebensretter gefeiert. Aber nie vergaß er sich; er wies die Lobpreisungen zurück und mied unser Haus, nachdem er mich für genesen erklärt. Plötzlich erschien er eines Tages wieder. Er bedurfte einer Summe zur Rettung eines Freundes. Der Vater, der bereitwillig zahlte, übergab mir den Wechsel des Doktors. Ich bewahrte das Papier, weil es Zeilen von seiner Hand enthielt. Freude und Dankbarkeit waren gleich groß bei ihm. Aber auch meine Freude vermag ich nicht zu schildern, denn ich hatte ja dem Manne einen Dienst geleistet, der mir in jeder Beziehung hoch stand. Wir veranlaßten ihn, die Stadt künftig zu wählen und versprachen ihm Protektion. Dann besuchte ich im Spätsommer ein Bad. Während dieser Zeit gingen große Veränderungen in meiner Familie vor. Der Vater und die Stiefmutter verließen Deutschland . . . ich kehrte nach der Residenz zurück. Da hörte ich von einem Rechtsanwalte, der Doktor Hagen sei verheiratet. Ich fragte nur: „Ist er glücklich?“ „Beneidenswerth glücklich!“ war die Antwort. Zum ersten Male empfand ich die Freude über das Glück eines Andern. Ich beneidete die Frau, die dem wackeren Arzte das Leben verschönen konnte . . . Nichts mehr. Um völlig Ruhe und Fassung zu gewinnen, ging ich auf Reisen. Täglich wiederholte ich mir: sei zufrieden, Du hättest mit Deinen Launen den Arzt so nicht beglücken

können, als ihn seine Gattin beglückt. Und konnte ich dem Doktor auch zürnen? Er hatte mir ja kein Versprechen gegeben, er wußte nicht einmal, daß ich ihn liebte. Zwei Jahre lebte ich still und einsam in einer kleinen Landstadt. Ich kam zur Erkenntniß meiner selbst. Wie öde und traurig fand ich es in meiner Brust. Wie öde und traurig war es um mich her. Geld und Gut hatten keine Reize für mich; ich besaß keine Familie, keine Freunde. Ich sah andere Menschen, die in Armuth glücklicher waren als ich im Reichthum. Die elendeste Frau findet wohl ein Herz, das sie liebt, ein Herz, von dem sie Stütze und Trost empfängt. Wohin sollte ich mich wenden? Mir war jeder Weg, jede Hoffnung abgeschnitten. Das Unglück, das mich betroffen, kam mir fast wie eine Strafe vor, und je mehr ich mir sagen konnte, daß ich diese Strafe nicht verdient, desto mehr Trost fand ich. Aber ich fühlte das Bedürfniß, meine isolirte Stellung zu verlassen, mit meinem Vermögen Gutes zu wirken. Und so kam mir der Gedanke Ihnen eine Freundin zu werden, mich mit Ihnen zum Glücke des Mannes zu verbinden, den ich über Alles hoch schätzte. Der Gedanke ließ mir weder Ruh noch Rast. Ich fühlte mich stark genug, das Geheimniß meines Lebens in der Brust zu verschließen. Ohne Zögern reiste ich nach der Residenz. Und ich kam zur rechten Zeit . . . der Doktor Hagen hatte kein Glück gehabt, er bedurfte einer Hand, die ihn materiell unterstützte. Ich bot ihm an, was ich besaß. Er nahm nur soviel, als er brauchte, um die

Sorgen von dem Haupte seiner Gattin fern zu halten, die er vergötterte. Er nahm es von mir, da die Freunde ihn verlassen hatten. Nun trat der traurige Fall ein, der Sie tief betrübte, der Ihre Ehre vernichtete. Ich hätte früher kommen müssen, um Ihnen zu erklären, daß die falsche Banknote aus meiner Hand gegangen . . ."

„Aus Ihrer Hand?" rief Albertine.

„Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht gewußt habe."

„Und heute kommen Sie . . ."

„Nachdem mein Vater gesichert ist."

„Was hat Ihr Vater mit der Angelegenheit zu schaffen?"

„Fragen Sie mich nicht!" schluchzte Antoinette.

„Ihr Vater ist todt!"

„Diese falsche Nachricht verbreitete meine Stiefmutter."

„Was ist das? Ich kann Ihnen nicht glauben."

„Zweifeln Sie nicht an meinen Worten!" bat Antoinette innig. „Ich habe mehr gelitten in meinem Boudoir als sie im Gefängnisse. Der Schmerz, die Verzweiflung Ihres Mannes zerrissen mir das Herz. Und Sie wähnten ihn treulos . . . während er dem Wahnsinne nahe war."

„Weiß er, daß Sie ihn lieben?"

„Nein!" versicherte feierlich Antoinette. „Er weiß nur, daß ich meine Dankbarkeit zu bethätigen bemüht bin."

Albertine war plötzlich nachdenkend geworden. Sie

erinnerte sich des Umstandes, daß Bernhard sie in dem Wahne gelassen, die falsche Banknote komme aus dem väterlichen Hause. Darin lag eine Täuschung. Die Freude darüber, daß Bernhard's Liebe nicht erkaltet sei, erlosch wieder. Die Züge der jungen Frau wurden streng und ernst.

„Ich habe Ihnen meine Erziehung, den Zustand meines Herzens geschildert!" flüsterte ängstlich Antoinette „. . . halten Sie demnach Vieles meiner Unbesonnenheit zu Gute. Heute bin ich eine Andere, als ich vor zwei Jahren gewesen. Ich habe in den Tagen der Trübsale und des Leidens mich selbst kennen gelernt. Solche Zeiten sind die Schule, die Erkenntniß verleiht. Habe ich gefehlt, so trägt wahrlich mein Herz keine Schuld daran . . . Sie glauben meinen Versicherungen nicht . . ."

„Sendet Sie mein Mann?" fragte Albertine hastig.

„Ich habe ihn seit gestern nicht gesehen! Eine Todesangst plagte mich, wenn ich über die Dinge nachdachte, die sich in letzter Zeit ereignet. Es litt mich nicht länger in meinem Zimmer, ich konnte nicht mehr unthätig bleiben . . . meinem Arzte durfte ich mich nicht eröffnen, wohl aber Ihnen, deren Zurückhaltung mich in tiefster Seele kränkte. Es gibt ja kein Herz auf dieser Welt, an dem ich mich ausweinen kann. Stoßen Sie mich nicht zurück, bemitleiden Sie mich!"

„Sie haben eine Familie!"

Das junge Mädchen schüttelte schmerzlich das schöne, bleiche Haupt.

„Ich habe keine. Die Fäden, die mich an den Vater banden, sind längst zerrissen. Heute gebe ich mich ganz in Ihre Hand. Ja, ich will es!“ fuhr sie leidenschaftlich auf. „Halten Sie mich für ein treuloses, falsches Mädchen, für eine Abenteurerin, die Ihr eheliches Glück durch Reichthum zu vernichten bemüht gewesen, die Tücke und Bosheit gegen Sie verübt . . . dann rächen Sie sich an mir . . . ich gebe Ihnen die Mittel dazu. Zeigen Sie mich bei der Behörde an: ich bin die Tochter eines Falschmünzers! Aus dem schönen Hause, das Sie kennen, sind die falschen Noten hervorgegangen . . . Klagen Sie mich an, damit der Verdacht von Ihrem Haupte gewälzt werde! Den Vater gebe ich auf . . . Das Glück meines Lebensretters soll erhalten bleiben.“

Die Gattin des Arztes hatte bestürzt ihren Platz verlassen.

„Diese Selbstanklage sprechen Sie mir aus?“

Antoinette sank zu Albertinens Füßen nieder.

„Ich weiß, daß Sie zum Glücke meines Lebensretters nöthig sind, ich weiß, daß er aus Liebe zu seiner Gattin mich in einer Ungewißheit gelassen, die einer Täuschung nicht unähnlich sieht . . . was hätte er nicht gethan, um Ihnen ein schönes Los zu bereiten? Ihr Mann ist Ihnen treu wie Gold! Sie müssen ihm, er muß Ihnen erhalten bleiben. Die Saat des Mißtrauens, die unglückselige Verhältnisse, nein, die meine Hand ausgestreut, darf nicht aufgehen, muß im Keime erstickt werden. Das

Opfer, das hier gefordert wird, will ich sein! Und muß ich es nicht, wenn ich die Reinheit meiner Gesinnungen, die Aufrichtigkeit der Freundschaft darthun will? Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie meinem Vater, was Ihnen geschehen ... Mehr als der Wille hat der Zufall gehandelt! Sie schweigen immer noch, richten kein tröstendes Wort an mich? Wohlan, ich überhebe Sie auch der Denunziation ... ich selbst stelle mich dem Gerichte!"

Sie raffte sich empor und eilte der Thür zu.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!" rief hastig die junge Frau.

„Sie müssen gerechtfertigt werden! Aber auch ich ... Die Last ist schwer, ich kann sie nicht mehr tragen!"

Antoinette schwankte und sank ohnmächtig an der Schwelle zu Boden.

Albertine, erschreckt, rief um Hilfe. Sie beugte sich zu der Ohnmächtigen hinab, die leichenblaß und regungslos auf dem weichen Fußteppich lag und einer Entseelten glich. Ihr Auge schien gebrochen zu sein. Die farblosen Lippen waren halb geöffnet. Eine gewaltige Aufregung mußte das arme Mädchen niedergeschmettert haben und diese Aufregung konnte nicht erkünstelt sein. Die junge Frau stützte den Kopf der Ohnmächtigen und rief ängstlich den Namen derselben. Aber alle Bemühungen blieben erfolglos.

Da ward die Thür geöffnet. Der Doktor trat ein mit der Frage:

„Wer ruft um Hilfe?"

Der Anblick, der ihm ward, gab Antwort.

„Albertine!“ rief er im Tone sanften Vorwurfs. „Was hast Du gethan?“

„Rette zuvor die Unglückliche, dann werde ich Dir Alles sagen. Mein Gott, wenn sie todt wäre!“

Der Arzt warf seinen Pelz ab. Dann trug er die Ohnmächtige zu dem Sopha. Die Gattin beobachtete den Gatten; sie glaubte Besorgniß und Angst in seinen Zügen zu lesen. Die Eifersucht keimte von Neuem in ihr auf. Sie mußte weinen. Nachdem Bernhard die Leidende sanft gebettet, nachdem er ihren Kopf behutsam in die Polster gelegt hatte, trat er zu seiner Frau.

„Ich kenne die Unterredung nicht, Albertine, die Du mit diesem beklagenswerthen Mädchen gehabt! aber wenn Du sie hast in Deiner Verblendung kränken können . . . es wäre nicht wohlgethan.“

„Frage nicht, frage jetzt nicht! Widme ihr Deine ärztliche Sorge. Ich habe sie nicht gekränkt.“

„Aber ihr Zustand ist die Folge großer Aufregung.“

„Sie hat sich mir als die Tochter eines Falschmünzers zu erkennen gegeben und wollte sich, um mich von der Anklage frei zu machen, dem Gerichte anzeigen. Ich habe sie zurückgehalten.“

Der Arzt sah erschüttert die Leidende an.

„Das habe ich gefürchtet!“ murmelte er.

„Rette sie! rette sie!“ bat Albertine ängstlich.

„Willst Du mir beistehen?“

„Gern!“

Der Dokter holte Essenzen aus seinem Zimmer und that, was die ärztliche Kunst vorschreibt. Seine Bemühungen blieben lange ohne Erfolg. Als die Kranke endlich die Augen aufschlug und mit wirren Blicken um sich sah, flüsterte Albertine unwillkürlich: „Gott sei Dank!“

Antoinette schien zu deliriren.

„Ich muß fort!“ flüsterte sie, die Hände ausstreckend. „Haltet mich nicht zurück . . . es gilt eine heilige Pflicht zu erfüllen . . . die Schmach darf nicht auf einer Schuldlosen lasten bleiben . . . bin ich nicht ihre aufrichtige Freundin? Ich habe schon zu lange gesäumt . . . aber ich hatte für den Vater zu sorgen, durfte nicht früher handeln, von mir kommt die falsche Banknote! Ich habe sie nicht erkannt . . . ach, welch ein namenloses Unglück habe ich angerichtet! Auf meinem Vermögen liegt der Fluch des Himmels . . . es kommt weder mir noch Andern zu Gute . . . das Grab unter der Eiche . . . die Männer haben einen Leichnam verscharrt . . . still, daß es der Doktor nicht erfährt . . . er wird mich verachten . . . hat er mich auch getäuscht, so bin ich ihm doch Dank schuldig. Konnte er wissen, daß ich ihn liebe? Nie, nie soll er es erfahren; die Gattin macht ihn ja glücklich . . . und sie weist mich zurück, sie will nicht, daß ich helfend die Hand reiche . . . das vermehrt meinen Jammer, den ich still getragen habe . . . Und Albertine schmachtet im Gefängnisse. Nehmen Sie mein Vermögen, Alles, Alles . . . retten Sie die

arme Frau ... dann fliehen Sie und gestatten Sie mir, daß ich Sie als Magd begleite. Ich bin stark, ich kann das Leid in meiner Brust verschließen ... und lange währt es ja nicht mehr, dann muß ich sterben ... die Freundin mag mir getrost verzeihen ... ich habe an ihr nicht gefrevelt. Mein Gewissen ist rein, ich kann ruhig vor den ewigen Richter treten."

Sie schloß die Augen wieder und ließ die Hände sinken, die sie wie betend emporgehoben hatte.

„Bernhard!" schluchzte Albertine.

„Das sind hehre Augenblicke!" sagte ernst der Arzt.

„Die Lippen, die der Tod berührt, können nicht lügen."

„Auch in Fülle der Gesundheit würde diese Gute die Wahrheit gesprochen haben. Mir hast Du gemißtraut!"

„Verzeihe meiner Liebe!" bat sie weinend.

„Ich kann Dir nur verzeihen, wenn Du mir den Unbekannten nennst, dessen Schutz Du angenommen."

„Erfahre es denn ... der Sohn meines Vaters hat sich mir genähert."

„Albertine!"

„Derselbe, den Du an das Bett des Sterbenden geführt hast."

In diesem Augenblicke richtete sich Antoinette empor. Eine gräßliche Angst drückte sich in ihren bleichen Zügen aus. Sie sank wieder zurück, da die Kraft nicht ausreichte, zu

sprechen. Die Aufmertsamkeit der beiden Gatten richtete sich auf die Kranke, die regungslos auf dem Sopha lag.

„Wenn wir noch einmal glücklich werden," rief der Arzt bewegt, „so verdanken wir es diesem Engel, den ich jetzt erst ganz zu schätzen weiß. Antoinette hat mit schweren moralischen Leiden zu kämpfen gehabt . . . sorgen wir, daß ihr die Gesundheit erhalten bleibe. Sie kann in diesem Zustande nicht in ihre Wohnung znrückkehren . . . ich übergebe sie Deiner Pflege. Schaffe die Kranke in das Gastzimmer."

Man traf die Vorbereitungen. Eine Viertelstunde später standen die beiden Gatten an dem Bette der kranken Antoinette, die in einem unruhigen Schlnmmer lag. Von Zeit zu Zeit sprach sie leise den Namen „Albertine" aus und mahnte ängstlich zur Flucht. Dann wieder rieth sie zu bleiben, da sie die Verantwortung wegen der Banknote übernommen habe. Nach und nach ward ihr Schlaf ruhiger die Erregung milderte sich und das Auge blieb fest geschlossen. Der Arzt führte seine Gattin in das Wohnzimmer. Es kam nun zu offenen Erklärungen. Albertine erzählte Alles, sie verschwieg selbst die Anschuldigungen des Staatsanwaltes nicht. Den armen Doktor durchrieselte ein Schauer des Entsetzens.

„Und das konntest Du glauben?" fragte er stammelnd.

„Nein!" antwortete fest die junge Frau. „Ich habe Deinen ehemaligen Freund nur angehört, um seine Plane kennen zu lernen. die ich als abscheulich bezeichnen muß.

Der Mann ist ein Ungeheuer, vor dem mir graut. Aber Bernhard, den Argwohn konnte ich nicht unterdrücken, daß Dich der Reichthum Antoinettens bestochen hatte, des Mädchens, das ich für eine Schlange hielt. Jetzt habe ich mein Urtheil über sie geändert. Sie hat mich in ihrer Seele lesen lassen, und ich beklage sie. Wer eines solchen Opfers fähig ist, wie Antoinette, muß wahrlich eine edle Gesinnung besitzen. Sie ist unglücklich in der Liebe gewesen in der Freundschaft soll sie sich nicht getäuscht finden. Ich habe die Arme verkannt!"

„Gott sei Dank, es beginnt zu tagen!" rief der Arzt.

Nun schilderte er seine Pein, die er bei dem Lesen des Briefes erduldet, den sie ihm verheimlicht hatte.

„Konnte ich anders?" fragte sie schmerzlich. „Der Mann, der sich meiner annahm, als ich von aller Welt mich verlassen und verrathen wähnte, mißtraute auch Dir und Antoinetten. Er war mit mir bedacht die Ehre des verstorbenen Vaters zu retten. Du schlossest mich aus von Deinem Vertrauen, gingst auf geheimnißvollen Wegen... trotzdem nahm ich die Schuld auf mich. Wärst Du in der Liebe zu Antoinetten glücklich gewesen, ich würde Deinem Glücke Nichts entgegengestellt haben. War ich so elend, von Dir verlassen zu sein, so konnte ich auch als Verbreiterin falscher Banknoten völlig vernichtet werden."

Der Arzt schloß die Gattin in seine Arme.

„Für diesen Heroismus werde ich Dir danken! Frau," rief er gerührt, „wir haben Beide uns durch die Eifersucht

zu Schritten verleiten lassen, die auf den ersten Blick verdammenswerth erscheinen, im Grunde aber von wahrer Liebe zeugen. Das Gewebe, das uns umstrickt, ist in dem Forsthause gewebt! ich hoffe, daß es gelingen wird, den einzelnen Fäden desselben nachzuspüren. Otto Schwarz ist der geschickte und furchtbare Künstler, der sich Deine Hand erzwingen will."

„Das wird ihm nie gelingen!"

Weinend lagen sie Brust an Brust. Ihre Lippen berührten sich zum innigen, langen Kusse.

„Das verdanken wir Antoinetten!" flüsterte die Frau.

„Wir danken ihr mehr!"

„Was noch?"

„Meine Ehre!"

Der Doktor zog seine Frau auf das Sopha. Sie saß auf seinen Knieen, er hielt sie fest umschlungen, küßte ihre Augen, ihren Mund und ihren Hals.

„Du sollst nicht länger an meiner Liebe zweifeln, rief er in unbeschreiblicher Erregung; „aber Du sollst auch wissen, was wir der armen Antoinette zu danken haben. Dein Glück war die Aufgabe meines Lebens . . . ich wollte Dich bewundert, mich beneidet sehen. Aber meine Praxis, auf die ich gebaut, verließ mich. Materielle Sorgen fielen mit Zentnerlast auf mein Haupt. Trotzdem rechnete ich immer noch auf die Zukunft. Der Ergeiz stachelte mich . . . verstand ich nicht mein Kunst? Hatte ich nicht glückliche Kuren vollbracht? in unerhörter Verblendung ließ ich mich verlei-

ten . . . Albertine, ich will es aussprechen, daß ich aus Liebe zu Dir zum zweiten Male einen Fehltritt beging. Als es sich um die Rettung Deines Vaters handelte, fehlte ich zum ersten Male: ich täuschte die arme Antoinette, indem ich eine Hoffnung nicht zerstörte, die sie leidenschaftlich nährte . . . der Vater gab mir die Summe, deren ich bedurfte."

„Bernhard!"

„Begreifst Du nun, warum ich die Tochter Satlers schonend behandeln mußte? Als später der Mangel in unser Haus zog, hörte ich auf die Einflüsterungen eines falschen Freundes . . . ich bediente mich, um Geld für Dich zu erlangen, eines falschen Wechsels . . ."

„Großer Gott!"

„Und wer erschien als Retterin in der Noth? Dieselbe Antoinette, die unsern Vater gerettet hatte. Unter den Banknoten, die sie mir gab, befand sich eine falsche! Sie ward Dir verhängnißvoll. Nun kämpfte ich zwischen der Liebe zu Dir und der Dankbarkeit, die ich Autoinetten schuldete. Ich wollte vermitteln . . . Unsere Retterin konnte das Verbrechen ihres Vaters nicht büßen; aber auch Du durftest nicht leiden. Meine Lage war furchtbar. Dein Argwohn trieb mich fast zur Verzweiflung. Antoinette, von Angst um Dich gefoltert, kam mir zuvor. Ich stand im Begriffe Dir heute Alles zu entdecken, damit Du selbst urtheilen konntest."

„Wo bist Du diese Nacht gewesen?“ fragte die junge Frau, indem sie sich dem Gatten anschmiegte.

„Bei einer kranken Frau auf dem Lande, die das Opfer eines schmählichen Verrathes ist, wie wir es sind.“

Der Arzt erzählte kurz die Geschichte der unglücklichen Rosalie.

„Wie,“ fragte erstaunt Albertine, „und Du bringst alle diese Dinge mit Deinem und meinem Vater in Verbindung?“

„Der Mammon bewirkte die Feindschaft zwischen unsern Vätern . . . soll er auch uns trennen? Nein, Albertine, ich kann sterben, aber nicht von Dir lassen. Der Staatsanwalt ist unser Feind; er benutzt die Umstände, um unser Glück zu zerstören“

Albertine theilte ihrem Manne nun die Zumuthungen und die Verdächtigungen des Staatsanwaltes mit. Sie gestand auch, daß sie sich fügsam gezeigt, um die Pläne desselben zu durchschauen und schilderte ihr Grauen vor dem entsetzlichen Manne. Dann zeigte sie ihm den Brief der Mutter.

„Blume ist verhaftet?“

„Und dem Kriminalgerichte der Residenz überliefert.“

„Das hat eine höhere Hand gefügt! Ich bleibe dabei: Der alte Wilddieb hat den Schuß auf Deinen Vater abgefeuert. Und irgend Jemand hat ihn bestochen. Es wird bald ein Lichtstrahl fallen in die finstere Nacht, die uns umgibt. Und ich soll mich der Mitwirkung bei einem Meuchel-

morde schuldig gemacht haben . . . Otto, Deine Stunde hat geschlagen! O, ich begreife nun die Bosheit dieses Schurken ganz! Nicht ohne Absicht hat er mich oft als einen kaltblütigen Duellanten geschildert und meine Fertigkeit im Schießen und Fechten gepriesen.

Christiane trat ein, um Herrn Alexander Schild zu melden.

„Wer ist der Mann?“

„Der Schreiber des Briefes.“

„Willst Du ihn sprechen, Albertine?“

„Du hast jetzt zu verhandeln, nicht ich.“

„Der Herr mag kommen!“

Der Arzt selbst öffnete dem Agenten die Thür. Herr Schild grüßte ruhig und ehrfurchtsvoll.

„Mein Herr,“ begann Albertine, „der Doktor Hagen wird Ihnen dafür danken, daß Sie seiner Gattin die Thüre des Gefängnisses geöffnet haben. Ich kann nur hinzufügen daß ich von diesem Augenblicke an Nichts ohne meinen Mann unternehme.“

„Und Sie haben Recht, Madame!“ antwortete der junge Mann freudig bewegt. „Ich selbst stehe in der Schuld des Herrn Doktors so hoch . . .“

„Wie, in meiner Schuld?“

„Sie haben mich an das Sterbebett meines kranken Wohlthäters geführt. Wäre ich damals später gekommen, ich hätte die Eröffnungen desselben nicht entgegennehmen

können, die für mich von der größten Wichtigkeit sind. Lesen Sie dieses Schriftstück des braven Winter . . ."

Er holte ein Papier aus seinem Taschenbuche, das er dem Arzte überreichte.

Hagen las es.

„Die Schriftzüge meines Schwiegervaters," murmelte er. „Herr, mein Gott!" fügte er nach einer Pause hinzu. Sie wären . . ."

„Der Sohn des Grafen von Münster, des Jugendfreundes Ihres Schwiegervaters. Der brave Oberförster hat mich wie seinen eigenen Sohn gehalten wissen wollen damit ich eine Familie habe."

„Und jetzt erst erklären Sie sich?"

„Weil ich auf die Sicherheit meines Vaters Bedacht nehmen mußte. Meinen Forschungen ist es bis jetzt nicht gelungen ihn zu ermitteln; er wird wohl gestorben sein. Ihnen darf ich mich ohne Scheu anvertrauen, denn ich kann wohl das Geheimniß meines Lebens mit den Kindern meines Wohlthäters theilen."

„Sie müssen einen Ring besitzen."

„Mit dem Familienwappen meines Vaters . . . hier ist er."

Alexander legte alle Papiere vor, die er besaß. Seine Identität unterlag keinem Zweifel mehr, als Alexander die Unterredung erklärte, die er mit dem kranken Oberförster in jener Nacht gehabt hatte.

„Aber warum sind Sie entflohen?"

„Weil Otto Schwarz mich aus der Welt schaffen wollte, um einen Betrug seines Vaters zu verdecken, den dieser mit meinen Pensionsgeldern begangen. Der Oberförster hatte mehrere Jahre gezahlt, ohne zu wissen. daß der Maler der mich erzogen hatte gestorben war. Ich selbst irrte durch die Welt."

Alexander schilderte kurz und bündig die damaligen Verhältnisse, die der Leser bereits kennt.

„Der Schuß hat mir gegolten," schloß er seinen Bericht; „und der Hut, den man gefunden, ist der meinige."

Nach einer Viertelstunde, die man im eifrigen Gespräche verbrachte, wußte der Arzt Alles. Er schauderte zurück vor der schwarzen Intrigue des Mannes, der jetzt eine so wichtige Stellung einnahm. Ein Punkt ward indeß nicht aufgeklärt, der nämlich, wie die falschen Banknoten in die Kasse des Oberförsters gekommen.

Albertine hatte sich zu der kranken Antoinette begeben. Als der Arzt mit dem jungen Manne sich allein befand, sagte er:

„Verzeihen Sie meiner Vorsicht; ich habe ja so viel des Gräßlichen erlebt, daß ich nicht unbedingt mehr trauen darf. Auch liegt es in Ihrem Interesse ganz offen zu sein, wenn ich Sie frage."

„Fragen Sie, Herr Doktor. Ich habe jetzt den Staatsanwalt nicht mehr zu fürchten, seit der Wilddieb Blume gesprochen hat. Man kennt den, der den Schuß bezahlt, man weiß auch, wer niedergestreckt werden sollte.

Jetzt nehme ich die Maske ab und trete als Kläger auf. Die Welt soll Kenntniß von einem Prozesse erhalten, der in den Annalen der Justizpflege wohl kaum seines Gleichen hat."

Bernhard forschte nach einem kleinen Feuermale, das der wahre Sohn des Grafen von Münster besitzen müsse. Alexander war erstaunt; aber er unterwarf sich der Untersuchung des Arztes der den letzten unumstößlichen Beweis erhielt, daß der junge Mann die Wahrheit gesagt hatte.

„Wie konnten Sie wissen," fragte er, „was selbst dem Oberförster Geheimniß war?"

„Ihr Vater hat es mir gesagt."

„Mein Vater?"

„Der Graf von Münster lebt in der Nähe der Residenz und sucht mit mir seinen Sohn, nachdem er sich schmerzlich sehnt. Heute noch werden Sie ihn sehen, denn er kommt zur Stadt. Ich habe ihn diesen Morgen erst verlassen. Seine Nichte, die arme Gräfin von Hardenfels, ist körperlich und geistig krank."

„Rosalie ist bei ihm?"

„Ja!"

„So soll die Arme den Vernichter ihres Glücks noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen."

Das Rollen eines Wagens, der vor der Thür anhielt, unterbrach das Gespräch.

Der Arzt eilte zum Fenster und trat zurück.

„Der Graf kommt!" rief er. „Sein Reisewagen hält

vor der Thür. Jetzt steigt er aus ... dem schwer geprüften Manne steht ein schöner Augenblick bevor."

Bernhard schloß das Fenster und trat zurück.

„Herr Doktor," rief erregt der junge Mann, „ehe der Graf erscheint, bitte ich Sie um Verzeihung."

„Weshalb?"

„Ich habe Sie eines Fehltrittes Ihrer Gattin gegenüber fähig gehalten, habe Sie beobachtet ..."

„Der Schein trügt!" antwortete lächelnd der Arzt. „Antoinette Satler ist ein edles Mädchen, das der höchsten Achtung werth. Ich weiß, daß sie hier ist. Diesen Morgen hatte ich eine Unterredung mit ihr ... die wenigen Andeutungen, die ich ihr gab, genügten, um den hochherzigsten Entschluß in ihr zu gestalten. Ihre Gattin wird die Freundin zu schätzen wissen. Und ich nehme die Frauen unter meinen Schutz. Was nun auch kommen möge ... ich bin Ihr treu ergebener Freund!"

Die beiden Männer reichten sich die Hände.

Der Arzt fragte:

„Können Sie die falsche Banknote vernichten?"

„Ich kann es! Des Todten Ehre soll makellos bleiben."

Bernhard eilte dem Grafen entgegen, den er für kurze Zeit in sein Kabinet zog. Dann trat er mit ihm in das Wohnzimmer, wo der junge Mann wartete. Der Greis blieb regungslos an der Schwelle der Thür stehen.

„Doktor, Doktor," stammelte er, „dieser Mann wäre mein Sohn?"

„Er ist es!"

Auch Alexander war zur Bildsäule erstarrt.

„Mein Herr, mein Herr!" lallte er endlich, als ob das Erstaunen ihm die Zunge gelähmt hätte.

„Kennen Sie mich noch?"

„Ich würde Ihr freundlich-ehrwürdiges Haupt unter Tausenden erkennen."

Der Graf ergriff hastig die Hand des jungen Mannes.

„Sie haben mich in Dower vor einem Betrüger gewarnt, der sich mir aufdrängte. Demnach verdanke ich Ihnen, daß ich nicht mehr verloren als eine kleine Summe. Aber auch die Erhaltung meines Lebens danke ich Ihnen. Sie haben den Schurken, der auf mich schießen wollte, als ich ihn abwies, unschädlich gemacht. Die Kugel würde sicher ihr Ziel erreicht haben, wenn Sie das Pistol nicht zu Boden geschlagen hätten."

„O wunderbare Fügung des Himmels!" rief der junge Mann. „Ich wußte nicht, wer Sie waren, ich hatte Sie nie gesehen; aber ein eigener Drang trieb mich, Sie zu beobachten und zu warnen. In Ihren Blicken und in Ihrer Stimme lag für mich eine Anziehungskraft, der ich umsonst zu widerstreben suchte. Man nannte mir einen englischen Namen, als ich nach Ihnen forschte. Aber das hielt mich nicht ab, Sie am einsamen Meeresufer aufzusuchen, wo Sie mit

dem Abenteurer in Streit gerathen waren, der es ohne Zweifel auf Ihr Portefeuille abgesehen hatte. Ich kam, Gott sei Dank, noch zur rechten Zeit, um einen Mord zu verhindern."

„Und mein Lebensretter wäre?"

„Alexander Schild!" antwortete der junge Mann, die Blicke zu Boden senkend.

„Sohn meiner Helene!" rief gerührt der Graf. „Mein Arzt hat bereits alle Zweifel beseitigt . . . Und wie Du Dich einst von meiner Person angezogen fühltest, so regt sich auch jetzt in mir ein Gefühl, das Deine Angaben bestätigt. Mein Freund, der Oberförster Winter, hat sein Versprechen erfüllt. Hier ist ein Brief, der mir meldet, daß mein Sohn unter dem Namen Alexander Schild in der Residenz lebt. Und darum, Doktor, bin ich Ihnen so rasch gefolgt."

Alexander küßte ehrfurchtsvoll die Hand seines Vaters. Dann prüfte man noch einmal gemeinschaftlich die Papiere und erörterte die Intriguen, die Otto Schwarz geschmiedet hatte, um die Anerkennung des jungen Mannes zu verhindern. Dann fragte der Graf:

„Ich darf wohl annehmen, daß Du den Abenteurer gekannt hast, der auf meine Leichtgläubigkeit spekulirte?"

„Ja. Damals hieß er Bruno Eichstädt."

„Und jetzt?"

„Weiß ich, daß er derselbe Betrüger ist, dem die arme Rosalie zum Opfer gefallen. Ich theile Ihnen später

mit, wie ich seine Bekanntschaft gemacht. Nur so viel erfahren Sie, daß er sich jetzt unter dem Namen eines Grafen von Hardenfels in der Residenz aufhält und seine Gattin sucht."

Der Graf rief zornig:

„Die Frechheit ist zu groß! Man überliefere den Verbrecher der Polizeibehörde!"

„Er empfängt sicher seinen Lohn. Es ist für Alles gesorgt. Auch der Mann, der meinen Mörder gedungen, wird dem Arme der Justiz nicht entgehen. Vater, ich habe viel gelitten, habe Manches unternehmen müssen, während ich Sie suchte . . . nun bin ich für Alles entschädigt, denn ich stehe ja nicht mehr allein in der Welt. Kann ich Ihren Namen auch nicht tragen . . ."

„Du wirst ihn tragen! Die Gnade des Landesherrn, die ich angerufen, gestattet mir, daß ich als Graf von Münster mich zeigen kann. Der englische Gesandte hat mein Gesuch unterstützt. Doktor, wir schieben unsere Reise auf. Mein Sohn wird uns später begleiten."

Der Arzt, der gern einwilligte, ging nun in das Krankenzimmer. Er traf Albertinen weinend am Bette. Antoinette schlummerte.

„Du weinst, Albertine?"

„O, wie habe ich die verkannt, die sich mir als Freundin nähern wollte!" flüsterte die junge Frau. „In dem Gespräche, das ich mit ihr gehabt, hat sie mir ganz ihre schöne Seele gezeigt. Und Du, Bernhard, verzeihe

mir . . . was Du gethan, hast Du für mich gethan! Laß Antoinette in meiner Nähe, ich werde, das fühle ich, ihr eine treue Freundin sein. Sie hat gerechte Ansprüche auf meine Achtung und Freundschaft, und auf Deine ärztliche Fürsorge. Rette die Arme, rette sie!"

„Ich werde, so hoffe ich zu Gott, sie retten. Ihr Zustand, den ich kenne, beunruhigt mich nicht. Aber, Albertine, schwören wir uns hier am Krankenbette, daß wir keinen Argwohn gegen einander hegen, daß wir nicht jeden unserer Schritte mit Mißtrauen verfolgen, sondern stets das Beste denken und voraussetzen wollen. Was ich an Antoinetten verschuldet, von Noth gedrängt, wird sie mir verzeihen. Sobald sie genesen ist, mag Sie Alles wissen!"

„Sie weiß es schon!" flüsterte Albertine.

Antoinette schlug die Augen auf und streckte die Hand aus.

„Die Freundschaft," flüsterte sie ganz leise, „verzeiht gern der Liebe! Nehmt mich auf, daß ich dem Kreiser böser Menschen entrückt werde!"

Die beiden Gatten sanken an dem Bette nieder und küßten die Hände der Kranken. Der Bund, der hier geschlossen, ward treulich gehalten.

Schluß-Kapitel.

Seit einer Stunde war es dunkel. Die Kälte hatte nachgelassen, ein starker Schnee fiel zur Erde nieder, ruhig

und geräuschlos. Die Schneedecke war bereits so hoch, daß der Laut in den Straßen erstickt ward. Man hörte Schellengeläute und Peitschenknall. Die Residenz benützte die Schlittenbahn. Regina ging hastig in ihrem Zimmer auf und ab. Sie trug einen Oberrock von schwarzem Atlas, der ihre üppigen Formen weich und warm einhüllte. Arnold, ihr Bruder trat hastig ein. Der Vagabund war sehr anständig gekleidet. Das Embonpoint und das glatt rasirte Gesicht gaben ihm ein würdiges Ansehen.

„Ich bin fertig, Schwester; Nach meiner Berechnung kannst Du noch zwei Stunden unter diesem Dache verbringen, ohne den Einsturz desselben zu fürchten. Dann aber beeile Dich, ich kann nicht länger für Deine Sicherheit einstehen."

Regina sah nach der Pendüle, deren Pendel sich in ruhigen Schwingungen bewegte.

„Es ist gleich sechs Uhr. Gegen acht Uhr erwartest Du mich an der Hausthür. Der Wagen mag an dem bewußten Platze halten. Die Erbschaft von meinem ersten Manne, die mich eigentlich zu der gefahrvollen Reise veranlaßt hat, gebe ich auf. Es ist gut, wenn wir morgen Früh die Grenze des Landes hinter uns haben."

„Wo ist Antoinette?"

„Sie liegt krank in der Wohnung des Doktors Hagen. Die überspannte Närrin mag zurückbleiben, da sie uns doch nur Unbequemlichkeiten auf der Reise bereiten würde. Mag sie sehen, wie sie fertig wird, wir sind geborgen. Die

beiden Besuche, die ich erwarte, bilden meinen Abschluß mit der Heimat. Das Portefeuille und die Papiere, die dort auf dem Tische liegen, nimm an Dich. Nun geh' und befolge genau das Programm, das wir aufgestellt haben."

„Auch Schild wird kommen?" fragte Arnold, der die Papiere in die Tasche seines Oberrocks versenkte.

„Ja."

„Laß Dich nicht zu neuen Unbesonnenheiten hinreißen Schwester!"

„Sei ohne Sorge, Bruder! Mein Urtheil über den Mann steht fest. Unsere Abreise wird Nichts verhindern, da sie doch einmal erfolgen muß. Deine Vorbereitungen haben ja die Stunde genau angedeutet.

Arnold ging. Regina, die Kerze tragend, begleitete ihn auf die Hausflur, Sie öffnete ihm eine Nebenthür, durch die er verschwand. Dann blieb sie sinnend stehen.

„Nach zwei Stunden also," flüsterte sie, „wird dieses bequeme Wohnhaus ein Raub der Flammen werden. Schade um die Einrichtung . . . wie manche Familie würde sich glücklich preisen, hier zu leben. Aber Arnold hat Recht: nur die Flamme kann die gefährliche Werkstatt zerstören, die sich in dem Souterrain befindet. Wie großartig und kühn war der Geschäfsplan angelegt, wie schlau und muthig ist er ausgeführt! Mancher hat dieses stattliche Gebäude bewundert und den Besitzer desselben beneidet... und doch haben hier nur Angst und Sorgen gewohnt. Daß die Werkstatt der falschen Banknoten nicht entdeckt worden, ist ein

Wunder zu nennen. Wer sucht die Fälscher unter den reichen Leuten? Es ist hohe Zeit, daß das Geschäft für immer geschlossen wird."

Sie wollte in das Zimmer zurückkehren. Da ward die Glocke an der Hauptthür gezogen.

„Wer von Beiden mag der Erste sein?" fragte sich die schöne Frau.

Rasch öffnete sie die Thür. Ein Mann, dicht in einen beschneiten Pelz gehüllt, trat ein.

„Regina!" murmelte er.

„Ah, Sie, mein Herr! Bitte schließen Sie die Thür, es ist kalt!"

Es geschah. Beide betraten den erwärmten Salon. Regina sah den Gast mit forschenden Blicken an. Dieser warf den Pelz zu Boden. Er erschien in feiner, schwarzer Kleidung. Es war der falsche Graf. Sein Gesicht war zum Erschrecken bleich, alle seine Glieder zitterten wie im Fieber. Das dunkel glühende Auge, heute von keiner Brille bedeckt, haftete auf der Dame, die ruhig vor ihm stand.

„Regina, Du bist immer noch schön!" stammelte er. „Laß mich Deine Hand küssen, Deinen Arm wie sonst, als ich mich Deiner vollen Gunst erfreute."

Sie zog ihre Hand zurück.

„Wahrlich," flüsterte sie erstaunt, „der Graf von Hardenfels steht leibhaftig vor mir! Und doch ist es Bruno Eichstädt, der gewandte Gaukler und Betrüger, der Mörder und Meineidige!"

Der Mann zuckte heftig zusammen.

„So empfängst Du mich? Regina, das ist nicht wohlgethan. Du hast mich zu tief in Deine Karten blicken lassen, als das ich schlecht spielen sollte. Wer hat mich zum Mörder gemacht? Du!"

„Sie wollen Ihr Gewissen beschwichtigen..."

„Um Dich sicher zu stellen, habe ich den Polizeispion beseitigt, der sich in unsere Geheimnisse gedrängt. Und wer hat mich meineidig gemacht? Die Liebe zu Dir! Regina ich mußte Dich aufsuchen, und wenn es mir das Leben gekostet hätte. Aber nicht Bruno Eichstädt ist zurückgekehrt, sondern der Graf von Hardenfels, Dein erster Gemal. Wo sollte ich Kunde von Dir erhalten? Ich suchte das Haus Satlers auf und erfuhr, daß Du angekommen seiest. Nimm mich als den Grafen von Hardenfels; ich bin reich... auch Du besitzest Vermögen... Wir können unabhängig ein fürstliches Leben führen. Bruno Eichstädt, der Agent des Falschmünzers, ist verschwunden, er ist todt! Sei klug, Regina... verbinde Dich mit mir!"

„Und Ihre Frau, Herr Graf?" fragte Regina höhnend.

„Rosalie hat Bruno Eichstädt geheiratet... ich bin der echte Graf! Ich kenne die Wahnsinnige nicht."

Regina trat zurück. Schaudernd betrachtete sie den Mann, der diesen scheußlichen Plan brütete. Sprach der Irrsinn oder völlige Verworfenheit aus ihm? Wie leuchteten seine dunklen Augen, wie zuckten seine bleichen Lippen! Er mußte krank sein?"

„Ich weiche nicht!“ rief er zitternd. „Willst Du nicht mit mir leben, so wirst Du mit mir untergehen. Sieh mich nicht so kalt an, Syrene! Willst Du vielleicht die Tugendheldin spielen? Man sagt, Satler sei todt . . . Du kannst über Deine Hand verfügen. Und ich muß Dich besitzen!“

Er brach vor ihren Füßen zusammen. Regina vermochte es nicht über sich gewinnen, den gräßlichen Mann zu berühren. Hätte sie eine Szene dieser Art voraussehen können, sie würde ihn nicht empfangen haben. Einst hatte sie, die Gattin eines alten Gatten, den schönen Mann geliebt aus Eitelkeit und Ueberdruß; vor der Schreckgestalt, die sich ihr jetzt zeigte, bebte sie zurück. Bruno war an Geist und Körper zerrüttet.

„Ich muß zur List meine Zuflucht nehmen,“ dachte sie. „Der Mensch ist fähig, mein Leben zu bedrohen.“

Der Knieende hatte einen Dolch aus der Brusttasche seines schwarzen Fracks gezogen.

„Bruno!“ rief sie entsetzt.

„Einst hattest Du mich eingesperrt, hattest mich dem Hunger preisgegeben . . .“

„Lege mir die That nicht zur Last, die mir großen Kummer bereitet hat!“

„Dir Kummer?“

„Ich habe es zu spät erfahren. Mir verdankst Du Deine Rettung. Wirf die Mordwaffe bei Seite!“

Sie erinnerte sich, daß keine Person im Hause war, die ihr Hilfe bringen konnte.

„Regina," flüsterte Bruno, „der seine Erschöpfung fühlte, Du kannst mich versöhnen."

„Wie?"

„Sei offen, ganz offen gegen mich."

Sie reichte ihm die Hand und zog ihn empor.

„Was willst Du wissen?"

„Ich habe dafür gesorgt, daß Dein erster Mann Dir eine Summe in Banknoten schickte . . ."

„Ja, ja!"

„Ist das Kapital in Deine Hände gelangt? Täusche mich nicht."

Bruno starrte die Frau mit unheimlichen Blicken an. Die Habsucht durchbebte ihn wie ein Fieber.

„Ich habe es erhalten!" antwortete sie fest.

„Du theilst die Summe mit mir.

„Und wenn ich mich weigere?"

„So räche ich heute die Schmach an Dir, die ich einst in dem Landhause erlitten habe."

Regina erkünstelte so vollkommen eine tiefe Bestürzung, daß sie Bruno für wahr hielt. Er lächelte wie ein Satyr, auf seinen Dolch blickend, der in der Hand zitterte.

„Aber wenn ich theile?" fragte sie bebend.

„Dann wirst Du Gräfin von Hardenfels! Wir reisen nach Frankreich oder Italien . . . Man wird mich be-

neiden um die blendend schöne Frau! Das gefährliche Handwerk haben wir aufgegeben . . ."

Er brach in ein helles Lachen aus. „Weib," fuhr er fort, „Du verstehst zu leben; Du sollst mir die Zeit verkürzen, sollst mich die Vergangenheit vergessen lehren! Wo bewahrst Du Dein Geld auf? Ordnen wir auf der Stelle unseren Ehekontrakt. Zeige mir Deine Mitgift!"

„Du kennst," sagte Regina schüchtern, „die Kasse Satler's."

„Ja, ja!"

„Hier ist der Schlüssel. Oeffne den Eisenschrank und nimm, was Du findest. Dort liegt mein ganzes Vermögen . . ."

„Gehe voran, Regina, leuchte mir! Ich will ergründen, ob Du die Wahrheit sagst . . . Wehe Dir, wenn Du mich belogen hast!"

Und er nahm hastig den kleinen Schlüssel, den sie ihm reichte.

Regina schritt mit der Kerze voran.

„Der Mensch ist gefährlich!' dachte sie. „Nach dem Raube begeht er einen Mord. Niemand bringt mir Hilfe, darum verlasse ich mich auf eigene Kraft."

Bruno folgte ihr die Treppe hinan in den kleinen Saal des ersten Stockes. Ein teuflisches Lächeln verzerrte seine bleichen Züge, ein Lächeln, das Zeugniß von seiner Geisteszerrüttung gab.

Regina öffnete die verborgene Thür, indem sie die

Hand auf das Auge der Figur in dem Wandgemälde legte. Festen Schrittes stieg sie die Stufen der schmalen Treppe hinab. Unten erschloß sich eine zweite Thür.

„Dort steht der Schrank!" sagte sie dem ihr Folgenden.

Man befand sich in dem Kabinette, das wir bereits den Lesern beschrieben haben. Ein leichter Brandgeruch erfüllte den niedrigen Raum.

Bruno stürzte auf den Schrank und suchte ihn zu öffnen. Sein kranker Geist war nur mit dem Schatze beschäftigt, den er in dem Eisenschreine zu finden hoffte. Mit bebender Hand versuchte er es die Thür zu erschließen.

„Suche Wahnsinniger!" rief Regina. „Mich wolltest Du vernichten . . . Deine Geldgier hat Dich ins Verderben gestürzt."

Rasch verschwand sie aus dem Kabinette und schlug die kleine Thür zu, die schwer in das Schloß fiel. Die starken Mauern erstickten jeden Laut. Von Bruno Eichstädt hat man seit diesem Augenblicke Nichts mehr gehört.

Regina verließ den ersten Stock und eilte in das Erdgeschoß. Als sie die Hausflur betrat, ward die Glocke gezogen. Sie öffnete. Alexander Schild trat ein. Beide begaben sich in den Salon. Regina ergriff Hut und Pelzmantel. Als sie flüchtig Toilette gemacht, sah sie ernst den erstaunten jungen Mann an.

„Wohin?"

„Wir sehen uns jetzt zum letzten Male. Ich glaube

Dir keinen größern Beweis von meiner aufrichtigen Freundschaft geben zu können, als wenn ich mich von Dir trenne," sagte Regina mit bewegter Stimme. „Wir können einander nicht angehören... trennen wir uns denn, da es noch ohne Gefahr geschehen kann. Die Welt weiß nicht, daß wir uns geliebt haben; es mag ewig Geheimniß bleiben. Hast Du mich betrogen, hast Du nur ein Spiel mit mir getrieben, so verzeihe ich Dir. Es ist ja Alles ganz anders geworden, als ich geglaubt habe. Nimm Dich Antoinetten's an, wenn es nöthig sein sollte, ich empfehle sie Dir dringend."

Sie reichte ihm die Hand.

„Wohin?" wiederholte er.

„Erwarte keine Antwort auf diese Frage. Nimm an, ich sei für immer verschwunden."

„Aber Bruno Eichstädt bleibt zurück."

„Ich fürchte ihn nicht mehr. Du wirst unser Geheimniß nicht verrathen, dessen bin ich gewiß. Wenn Du dieses Haus in Flammen aufgehen, wenn Du seine Mauern zusammenstürzen siehst, dann hast Du von den sinnverwirrten Bruno Nichts mehr zu fürchten. Auch mich wird man unter dem Schutte begraben wähnen..."

„Bruno hat vor einer halben Stunde dieses Haus betreten..."

„Um es nie wieder zu verlassen. Jetzt komm, komm... die Zeit drängt, die Räume füllen sich mit Rauch, das Feuer wird in allen Theilen zugleich ausbrechen."

Sie zog ihn mit sich fort. Auf der Hausflur wogte

der Rauch schon. Die Treppe, die zum ersten Stock führte, brannte. Man konnte kaum die Seitenthür erreichen, durch die man in das Freie gelangte. Der Schnee fiel dicht und massenhaft aus der schweren Luft. Die einzelnen Gegenstände ließen sich nur auf wenige Schritte erkennen. Die Laternen hatten fast gar keinen Lichtkreis. Der Rauch, der aus den Oeffnungen des Hauses zog, war nicht zu bemerken. Ein schwerer, drückender Dunst hüllte die Stadt ein.

„Es ist Zeit!“ murmelte eine Stimme.

Arnold stand neben seiner Schwester.“

„Lebe wohl!“ rief bewegt die Dame. „Vergiß nicht, daß ich Dich wahrhaft geliebt habe.“

Und sie verschwand in der Nacht, fortgezogen von ihrem Bruder. Herr Schild stand wie betäubt an einem Baume der Promenade. In dem Hause vor ihm knallte es dumpf, kaum hörbar. Der Knall wiederholte sich drei bis vier Male. Der Vagabund hatte gut gearbeitet. Die Explosion glich dem Geräusche, das eine vom Dache herabrollende Schneemasse verursacht. Dann war es still. Zehn Minuten verflossen. Da machte sich ein röthlicher Schein an dem Hause bemerkbar. Der Schein verschwand wieder. Einige Personen, die rasch verübergingen, hatten ihn nicht gesehen. Sonst war die Promenade leer, das Wetter hielt die Leute in den Häusern zurück. Immer dichter fiel der Schnee und gestaltete eine hohe Decke, die Alles einhüllte. Plötzlich brach an zehn Orten zugleich die lichte Flamme aus dem Hause. Nach und nach hörte man den dumpfen Ruf „Feuer!“ Herr

Schild verließ den Baum und eilte über den Platz. Von den Thürmen herab hörte man das Feuersignal.

Als Schild das Haus des Doktors betrat, rasselten die Feuerspritzen durch die Straßen. Sie kamen, um ihren Strahl auf das eingestürzte Gebälk zu senden. Arnold Bauer hatte ein Meisterstück vollbracht. Das Innere des Hauses war völlig ausgebrannt. Am folgenden Morgen standen nur noch die Grundmauern.

Mit Staunen und Schrecken hatte der Staatsanwalt die Kunde von dem Brande jenes Hauses vernommen. Er eilte an den Ort des Unglücks. Da traf er unter der gaffenden Menge Alexander Schild. Die Sonne schien hell auf die rauchenden Trümmerhaufen, es hatte sich Frost eingestellt.

„Also ist es doch wahr!" rief er dem jungen Manne zu. „Schade um das schöne Grundstück!" Dann fragte er leise: „Wo ist Antoinette?"

„Ich werde Ihnen auf jede Ihrer Fragen Antwort geben; führen Sie mich in Ihre Wohnung."

Sie erreichten bald das Haus, das, wir erinnern daran, Eigenthum des geizigen Kommerzienraths war. Kaum hatten sie das Arbeitszimmer des Juristen betreten, als der Diener den Geldmann anmeldete. Der spindeldürre, kranke Krösus zitterte am ganzen Körper.

„Ich muß Sie sprechen, Herr Staatsanwalt!" stöhnte er.

„Später, mein Bester. Amtsgeschäfte gehen vor.

Nach einer Stunde werde ich Sie in Ihrem Zimmer aufsuchen. Dann verhandeln wir Privatangelegenheiten."

Der Kommerzienrath ließ sich nicht abfertigen.

„Mein Herr," rief er, seiner Sinne kaum mächtig, „wüßten Sie, um was es sich handelt, Sie würden nicht so ruhig sein. Sehen Sie denn nicht, daß ich mich in einem gräßlichen Zustande befinde? Sehen Sie denn nicht, wie ich zittere? Das haben Sie bewirkt!"

„Ich?" fragte Otto Schwarz verwundert

„Die englischen Banknoten, die Sie mir übergaben, sind falsch! Pintus, der arme Agent, der die Papiere wechseln sollte, muß bereits dafür büßen."

Alexander sah den Staatsanwalt, der erbleichte, forschend an.

„Sie sind wahnsinnig!" stammelte er. „Ich besitze nur gute Papiere. Der Jude wird statt der guten falsche Noten empfangen zu haben vorgeben. Man kennt das. Uebrigens beruhigen Sie sich. Es kommt Alles auf die Untersuchung an. Ich selbst werde für Aufklärung sorgen."

Der Kommerzienrath, der den Besuch kaum bemerkt hatte, entfernte sich jammernd.

„Elender Geldmensch!" murmelte Schwarz. „Es ist nie gut, sich mit solchen Leuten einzulassen. Wissen Sie um die Verhaftung des Juden?"

„Ja."

„Wer hat sie veranlaßt?"

„Ich!" antwortete Herr Schild kalt und fest. „Die

Falsifikate sind vortrefflich gemacht, so vortrefflich, daß selbst Ihr Kennerauge getäuscht wurde.“

Er sah nach seiner Uhr.

„Mein Herr,“ fuhr er fort, „mir bleibt noch so viel Zeit, daß ich Ihnen die Geschichte dieser Banknoten erzählen kann. Der blödsinnige Graf von Hardenfels, der echte nämlich, sandte seiner Gattin, die er trotz ihrer Untreue anbetete, die Summe. Christof, der alte Kammerdiener, unterzog sich der ihm gewordenen Mission mit jener Gewissenhaftigkeit, die der Diener seinem Herrn gegenüber stets gezeigt. Der alte Mann ward unterwegs krank, er konnte nur langsam reisen. Trotzdem suchte er den Sohn des verschollenen Grafen von Münster auf, den Sohn seiner Schwester Helene, von dessen geheimnißvollem Dasein er Kunde erhalten. Er traf ihn nicht an, hinterließ aber einen Brief, dem er seine Mission anvertraute, da er Nachstellungen fürchtete. Alexander sollte sich mit seinem Familienringe versehen, auf dem Erlenkruge einfinden, wo der Reisende ihn erwarten wollte. Dort starb der arme Mann und übergab seine Banknoten dem Pfarrer, dem Oberförster Winter und dem Doktor Hagen. Sie kennen wohl die Vorgänge in dem Wirthshause . . . Sie wissen auch, daß der Oberförster mit seinem Freunde sich entzweite, aber Sie wissen nicht, daß der Arzt, der die Summe aufbewahrt, einen Theil in falschen Banknoten abgeliefert hatte, freilich ohne es zu ahnen. Da stellten sie sich dem braven Winter als den Sohn seines verscholle-

nen Freundes vor, weil Sie Vermögen witterten. Als ich erschien hatten Sie den alten Mann bereits dergestalt eingenommen, daß er mich für einen Betrüger hielt. Aber ich habe seinen Argwohn gegen Sie erweckt, und da ich Ihren saubern Plan durchkreuzte, mußte ich beseitigt werden. Zu diesem Zwecke mietheten Sie sich den alten Wilddieb ..."

„Mein Herr!" fuhr Otto Schwarz auf.

„Die Kugel des Mörders traf ein anderes Ziel, und Sie verdächtigten mich. Heute wälze ich den Verdacht ab! Und weshalb haben Sie nun Jahre lang so furchtbare Anstrengungen gemacht? Um dem kranken Oberförster eine Partie falscher Banknoten abzupressen und endlich einen Meuchelmord zu veranlassen, den Sie so gern auf andere Schultern gewälzt hätten. Das sind die Früchte Ihrer Arbeit. Ihr Freund Bruno Eichstädt, dessen Gespräch mit Ihnen in dem Hotel ich belauscht habe, liegt unter dem Schutte des abgebrannten Hauses begraben. Er kann wider Sie nicht zeugen; aber der Wilddieb Blume hat bereits Aussagen gemacht, die den Schuldigen an das Licht ziehen. Ich stelle mich jetzt mit freier Stirn der Untersuchung ... meine Hand ist rein von Verbrechen. Aber ich, Ihr Agent, habe Sie auch angeklagt ..."

„Sie?" fuhr der bleiche Otto auf. „Warten Sie, warten Sie!"

Er wollte in das Nebenzimmer gehen. Die zitternden

Hände ausgestreckt, suchte er die Thür des Nebenzimmers zu erreichen.

„Halt!“ rief Alexander mit donnender Stimme. Und zugleich faßte er den Juristen, der sich zur Wehr setzen wollte. Es entstand ein heftiges Ringen. Der kräftige Otto würde den Sieg davongetragen haben, wenn nicht rasch ein Polizeikommissär und zwei Diener eingetreten wären.

„Meine Hilfe!“ rief Alexander. „Versichern Sie sich des Mannes, daß er sich durch einen Gewaltstreich der Untersuchung nicht entziehe.“

Otto Schwarz brach zusammen. Die Diener trugen ihn in einen bereit stehenden Wagen. Der Kommissär versiegelte die Sachen des gewesenen Staatsanwalts.

Der Prozeß, der gleich darauf eröffnet worden, war nicht weit vorgerückt, als man den gefangenen Otto Schwarz erhängt in seinem Kerker fand. Einzelne Papiere, die er hinterlassen, und die Aussage des Wilddiebs, hatten nicht nur seine Schuld festgestellt, sondern auch Auskunft gegeben über den Betrug seines Vaters, der mit Bruno Eichstädt korrespondirt. Der Arzt, der den Leichnam des Grafen von Hardenfels beseitigt, war gestorben. Das Skelet, von dem der falsche Graf gesprochen, fand man noch vor. Nach den Zeugenaussagen konzentrirte sich alle Schuld auf dem Haupte des Otto Schwarz der seine

Stellung zur Erreichung eigennütziger Zwecke gemißbraucht hatte. Man mußte staunen über die List, mit der er verfahren. Seltsamerweise hatte er in den beiden Verhören, die man mit ihm angestellt, kein gravirendes Wort über den Agenten Schild geäußert. Blume der ein reumüthiges Geständniß abgelegt, weil er dem Drängen seines Gewissens nicht länger wiederstehen konnte, ward zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Antoinette genas nicht wieder; sie erlag den heftigen Gemüthserregungen, die ein an ihrem Krankenbette angestelltes Verhör. in dem sie, fast delirirend, die Schuld ihres Vaters bezeichnet, hervorgebracht. Die Aufzeichnungen des Pfarrers der sie eidlich erhärtete, gaben Aufschluß über die wunderbare Verkettung der Dinge, die einen so verhängnißvollen Einfluß auf geachtete Familien ausgeübt. Bernhard Hagen und Albertine erschienen nur als Zeugen, da sich ihre Schuldlosigkeit bis zur Evidenz herausstellte. Von dem Falschmünzer Satler, Regina, Friederiken, Herrn Clapin und dem Vagabunden Arnold hat man trotz der Verfolgung von Seiten der Behörden, nie wieder gehört. Die arme Rosalie blieb irrsinnig, trotzdem bei dem Aufsehen das der Prozeß machte, ihr Kind bald aufgefunden wurde. Eine arme Bäuerin hatte sich freiwillig gemeldet und die Identität ihres Pfleglings dargethan.

Alexander Schild, der den Namen seines Vaters führen durfte, schied aus dem Polizeidienste, den er halb gezwungen gewählt; er ging mit dem Grafen und Rosalien nach

England, wo die vielgeprüfte Familie auf einem Dorfe lebt. Auf dem Kontinente existirt kein Glied mehr von den Familien Münster und Hardenfels.

Bernhard Hagen und Albertine haben sich wieder nach ihrem heimatlichen Dorfe zurückgezogen. Das kleine Vermögen, das Antoinette hinterlassen, die von der Behörde zurückgezahlte Kaution und ein namhaftes Geschenk des scheidenden Grafen setzten den jungen Mann in den Stand, seine Kunst unentgeltlich armen Landleuten zu widmen und die Familie des armen Wilddiebs zu unterstützen.

Der alte Mathias brachte der Tochter seines Herrn ein Taschenbuch, das englische Banknoten enthielt. Da man die echten von den falschen nicht unterscheiden konnte, wurde die ganze Hinterlassenschaft dem Feuer übergeben.

Genau ein Jahr nach der Trennung berichtete der Graf von Münster den Tod Rosaliens. Sie war das letzte Opfer der von Habgier verblendeten Menschen. In dem darauf folgenden Winter ging auch der Pfarrer Günther zu seinen Vätern ein. Die letzten Worte, die der Sterbende an die Freunde richtete, welche weinend sein Bett umgaben, waren:

„Meidet List und Trug und erfüllet redlich Euere Pflicht . . . Falschheit führt stets zu einem bösen Ziele.“

Ende.

Druck der Filiale von L. C. Zamarski & C. Dittmarsch,
Wien, Landstraße, Marxergasse Nr. 15.